V

<36602705440010
<36602705440010
Bayer. Staatsbibliothek

~~Sch. lo. deutsche — p. 367.~~

138

Anthr. 94 ln

Mauvillon

R.

Mann und Weib

nach ihren

gegenſeitigen Verhältniſſen

geſchildert.

Ein Gegenſtück

zu der Schrift:

Ueber die Weiber.

Leipzig,
im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung,
1791.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An

Ihro Königliche Hoheit,

die Durchlauchtigſte Fürſtinn und Frau,

Frau

Auguſta,

regierende Herzoginn von Braunſchweig und Lüneburg, geborne Königliche Prinzeſſinn von Großbritannien.

Meiner

gnädigſten Herzoginn und Frau.

Durchlauchtigſte Herzoginn,
Gnädigſte Herzoginn und Frau!

Warum ich gewünſcht habe, Ewr. Königlichen Hoheit dieſe Schrift unterthänigſt zueignen zu dürfen, wird ein jeder Leſer derſelben ſich ſogleich erklären. Ich berufe mich hierin lediglich auf ſein Gefühl, denn ich darf es nicht wagen, die Gründe davon aus einander zu ſetzen. Die Sprache, die ich dabey führen müßte, iſt gegen Perſonen, die nichts als ihre Macht auszeichnete, gar zu oft gemißbraucht worden, und kann alſo einer Fürſtinn, bey der ſie buchſtäbliche Wahrheit wäre, nicht mehr würdig gemacht werden.

Deshalb ſchweig ich aus Ehrfurcht, ſo viel ich auch ſonſt zu ſagen hätte: und begnüge mich, Ewr. Königlichen Hoheit unterthänigſt für die Gnade zu danken, daß ich höchſt Dero Namen dieſer Schrift vorſetzen, und die tiefe, ehrfurchtsvolle Bewunderung öffentlich ausdrücken darf, womit ich verharre

Durchlauchtigſte Herzoginn
Ewr. Königlichen Hoheit

unterthänigſter,
treu gehorſamſter Knecht,
der Verfaſſer.

Vorbericht.

Ich würde über gegenwärtige Schrift meinen Leſern nicht ein Wort geſagt haben. Sie iſt da. Sie mögen ſie leſen und prüfen; und wenn ſie nützliche Wahrheiten darin finden, ſo mögen ſie dieſe zu ihrem Nutzen anwenden. Alles übrige iſt ihnen gewiß ſehr gleichgültig. Allein es hat ſich ein Umſtand eräugnet, ſeitdem ich ſie abgefaßt habe, über welchen ich wünſchte, daß ſie einige Erläuterung von mir annehmen möchten.

Ich habe nämlich in den beiden letzten Stücken der Berliner Monatsſchrift einen Aufſatz über Rouſſeau'n geleſen, mit der Unterſchrift: von Rahmdohr. Er iſt ſehr gut geſchrieben, und äußert über dieſen großen Mann Gedanken, die mit den meinigen einige Aehnlichkeit haben. Daß ich dennoch dieſe nicht daher erborgt habe, wird man hoffentlich beym Vergleichen ſogleich erkennen. Ich würde indeß, was ich darüber geſagt habe, gern als überflüßig weggeſchnitten, und nur auf den Rahmdohrſchen Aufſatz verwieſen haben; weil doch nun endlich jemand aufgetreten iſt, der den gefährlichen und betrügeriſchen Glanz, womit man dieſes moraliſche Idol geſchmückt hatte, vertrieben hat. Denn ich will nicht etwa durch meine ganze Schrift, und noch viel weniger durch dieſe Stelle, und ihren bis jetzt paradoxen Anſtrich,

Aufſehn erregen. Meine einzige Abſicht iſt zu nützen, wenn ich dazu im Stande bin. Allein nicht nur weil der Verfaſſer des Aufſatzes in der Berliner Monatsſchrift und ich das Betragen dieſes erhabnen Schriftſtellers aus verſchiednen Geſichtspunkten betrachten, habe ich geglaubt, ich müßte das, was ich darüber geſagt habe, an ſeinem Orte ſtehen laſſen. Ich habe dazu noch einen andern Grund gehabt. Herr von Ramdohr ſcheint mir nämlich den moraliſchen Unfug, den Rouſſeau mit ſich ſelbſt, und ſeine Anhänger mit ihm getrieben, zu gelinde behandelt zu haben. Das was vielleicht manche an mir tadeln werden, nämlich die Wärme, die Heftigkeit, womit ich gegen Rouſſeau's Laſter und Verbrechen (denn ich weiß ſeine Handlungen

nicht anders zu nennen) geſchrieben habe, ſind gerade der Grund, warum ich es für nützlich und nöthig erachte, meine weitläuftige Digreßion über ihn unverändert ſtehn zu laſſen.

Um dieß begreiflich zu machen, muß ich anmerken, daß ich der Meynung bin: Ein jeder ſey dazu verpflichtet, wahre Moral zu verſtehen, und er müſſe die Kenntniß davon richtig auf ſich anwenden können. Irrthümer des Verſtandes in dieſem Punkte ſind in meinen Augen Irrthümer des Willens, und müſſen zum Beſten der Menſchheit durchgängig dafür angeſehn werden. Man darf dergleichen Irrthümer weder beſchönigen, noch verkleinern, damit man jeden andern durch die Strenge des Urtheils ſo viel als mög-

ſich verhindere, ſich einer der menſchlichen Natur ſo bequemen Sophiſterey zu überlaſſen, als die iſt, ſeinen Fehlern einen ſchönen Anſtrich zu geben. Es giebt außerdem gewiſſe Pflichten der Moral, von denen gar keine Abweichung geſtattet werden muß; wo alle Stimmen ſich laut vereinigen müſſen, um den, der ſie verletzt, mit dem Namen eines Laſterhaften, eines Verbrechers zu brandmarken. Und welche Pflichten wären wohl heiliger, als die des Gatten und des Vaters? Wie! man würde ſich ſchämen, dem das Wort zu reden, der um eine Bouteille Champagner-Wein zu trinken, einem Andern einen Reichsthaler geſtohlen hätte: und den, der ſein Kind verläßt, um bequemer leben zu können, um der Mühe überhoben zu ſeyn, es zu erziehen, will man doch noch

für eine Art von guten Menſchen gelten laſſen? Nein, ſo ſehr ich den Herrn von Ramdohr deswegen ſchätze, daß er die Wolke von Weihrauch zuerſt durchſchaute, mit welcher Rouſſeaus Verehrer ſein häßliches moraliſches Bild umgeben haben: ſo kann ich es doch nicht billigen, daß er zu ſchwach daran arbeitete, ſie völlig zu zerſtreuen. Wenigſtens da ich dieß nun einmal verſucht hatte, hielt ich es für meine Pflicht, meinen Verſuch, ſo wie er war, beſtehn zu laſſen. Ob ich recht daran gethan habe, mögen billige Leſer beurtheilen. Unbillige können davon ſagen was ſie wollen. Ich bin ihrer Urtheile zu gewohnt, als daß ſie fähig wären mich anzufechten; und ich darf es wohl ſagen, daß es nicht das erſtemal iſt, daß ich ein Phantom niederriß, und deshalb auf die

unwürdigſte Art behandelt wurde, obgleich von Stunde an die ganze Nation aufhörte, daſſelbe ſo wie ehemals zu bewundern. Uebrigens kann kein Menſch ſagen, ich hätte Rouſſeaun unrecht gethan, wenn ich behauptet habe, ſeine Rechtfertigungen wären wiſſentlicher Selbſtbetrug. Wer war fähiger wie er, moraliſche Wahrheiten zu erkennen? Sollte er aber auch aufrichtig geweſen ſeyn, ſo darf die Gemüthsart, die einen ſolchen aufrichtigen Selbſtbetrug erzeugen kann, doch nicht mit Schonung behandelt werden. Sie iſt der Menſchheit zu gefährlich. Mahomet wird mit Recht ein Betrüger genannt, und ſollte er auch am Ende an ſeine anfangs vorgegebnen Offenbarungen ſelbſt geglaubt haben.

So viel zur Erläuterung deſſen, was manchem meiner Leſer unbegreiflich ſcheinen möchte.

Den 20. Auguſt 1790.

Einlei-

Einleitung.

Schon lange ſahe ich mit Wehmuth, daß ſich die Menſchen ſo oft durch Unkunde ihrer wahren Verhältniſſe, und zwar beſonders bey dem wichtigſten derſelben, dem Eheſtande, ins Unglück ſtürzen. Schon lange wünſchte ich dasjenige bekannt zu machen, was ich glaube, durch ſorgfältige Beobachtungen, hierüber erforſcht zu haben, damit Andre es beherzigen und prüfen, und dann ihr Betragen darnach einrichten möchten. Ein Buch, das vor nicht langer Zeit, unter dem Titel: Ueber die Weiber, erſchienen iſt, und, ſoviel ich einſehe, die falſcheſten Begriffe über dieſes wichtige Verhältniß verbreitet, hat endlich bey mir dieſen Vorſatz ſo lebhaft gemacht; ich bin dadurch von der Nützlichkeit meiner Unternehmung ſo ſehr über- Zweck und Veranlaſſung dieſer Schrift.

zeugt worden, daß ich nicht länger anſtehen mag ſie auszuführen.

Urtheil beider Geſchlechter von dem Buche über die Weiber.

Dem weiblichen Geſchlechte hat dieſes Buch durchgängig misfallen. Bey Männern hat es hingegen vielen Beyfall gefunden; er iſt aber nicht ſo laut geweſen als der Tadel der Weiber. In gemiſchten Geſellſchaften haben ſich die Männer damit begnügt, den Verfaſſer wegen der Beſchuldigungen zu rechtfertigen, als hätte er die Weiber herabſetzen wollen. Ich fürchte aber, in den Herzen der meiſten iſt die Meynung dabey anders geweſen, als ſie ſie ausdrückten; ob es gleich verſchiedene Stellen im Buche giebt, worauf man eine ſolche Rechtfertigung wirklich gründen könnte.

Misfällt es dem weiblichen mit Recht?

Welche Partey hat indeß Recht, in ihrem Urtheile darüber? Man halte dieſe Frage hier nicht für unnütz. Sie läuft darauf hinaus: Ob ein richtiges Gefühl, oder blos eine übertriebene Eitelkeit dieſes Buch faſt allen Frauenzimmern, die es geleſen, verhaßt gemacht habe? Wäre letztere daran Schuld, ſo würde ich meines Orts,

vermuthlich von dem Vorſatze abſtehn, dem Eindrucke, den es gemacht hat oder machen kann, entgegen zu arbeiten.

Der Verfaſſer jenes Buchs preiſt uns Männern ſehr die Feſtigkeit des Charakters an. Wenn feſte, und nach allen ihren Folgerungen unverrückt durchgeführte Grundſätze über Gegenſtände des Verſtandes, mit jener Eigenſchaft unzertrennlich verbunden ſind; ſo ſcheint er ſie ſelbſt nur in einem ſehr geringen Grade zu beſitzen. In ſeinem Buche haben die Gedanken viel ſchwankendes. Widerſprüche giebt es darinn in Menge; daher kann auch ein jeder, und der Verfaſſer am allerbeſten, was er will als das Reſultat ſeines Vortrags angeben. Dazu braucht er nicht einmal die Ausflucht, die er ſich durchgängig vorbehält: daß es nämlich Ausnahmen eines jeden noch ſo allgemein ausgedruckten Satzes giebt. Ohne das, findet man noch, faſt für jede dem weiblichen Geſchlechte zu nahe tretende Stelle, eine andre, die das Geſagte einigermaßen mildert. Ich wage es alſo auch gar

nicht dieſes Schriftſtellers eigentliche Meynung zu beſtimmen. Ohnehin kann ſie dem ganzen weiblichen Geſchlechte, ſeine Bekanntinnen etwa ausgenommen, höchſt gleichgültig ſeyn, und wenn er auch ein Rouſſeau unter den Schriftſtellern wäre. An ſeiner eigentlichen Meynung liegt den Weibern nichts; alles aber an dem Eindruck, den das Buch in Anſehung ihrer in das Gemüth der Leſer machen kann. Das iſt der Punkt, der ihnen wichtig ſeyn muß, und über den ich mich auch allein zu erklären wage. Und da behaupte ich, und glaube es beweiſen zu können, daß der ganze Geiſt des Buchs nothwendig einen nachtheiligen Eindruck für ſie machen muß.

Sein Hauptgedanke iſt demſelben nachtheilig.

Eine Schrift dieſer Art hat immer einen gewiſſen Hauptſatz zum Grunde, worauf ſich alles übrige bezieht, und je beſſer dieſer Hauptſatz ins Licht geſetzt iſt; je beſſer, je zuſammenhängender iſt das Buch geſchrieben. Ich bitte nun jeden Leſer ſich zu fragen: welches iſt der Hauptſatz des Buches über die Weiber? Werden ſie ſich nicht ſagen müſſen: es iſt der Satz: Daß die Wei-

der an Leib, und zumal an Seele zu ſchwach ſind, um ſich ſelbſt und eine Familie zu regieren; daß ſie aber durch Erziehung, durch Lektüre und Geſellſchaft eine übermäßig hohe Einbildung von ſich bekommen: daß ſie unter uns an der unrechten Stelle in der Geſellſchaft ſtehen, wodurch dieſe ganz in Unordnung verſetzt wird? Daraus folgert der Verfaſſer, (und wenn er es auch nicht thäte, ſo folgt es von ſelbſt) daß man ſie von der Stelle wegſtoßen; ihre Erziehung ändern; ſie von Geſellſchaften und Lektüre abhalten, und ihnen überhaupt anders als bisher begegnen müſſe, damit ſich jene hohen und falſchen Einbildungen von ſich, bey ihnen verlieren möchten. Wenn jene Schrift das nicht lehren ſoll, ſo geſtehe ich gern, daß ich ſie gar nicht verſtehe. Doch ſchmeichle ich mir, daß der Verfaſſer ſelbſt Mühe haben ſollte, andre Lehrſätze als dieſe auf eine ungezwungne Art da heraus zu bringen. Denn es herrſcht ſogar dieſe Denkungsart in der Stelle am Ende S. 295. wo er alles vor

hin Geſagte gleichſam wieder gut zu machen ſucht. „Zu euch ihr Männer,“ heißt es da, „will ich „reden. Faſt alle die Fehler, die ich den Weibern „vorwerfen mußte, ſind euer Werk.“ Das klingt nun zwar ganz anders, aber nicht ſo das Folgende. „Das Weib iſt nicht gemacht, ſich „ſelbſt zu regieren. Eure Beſtimmung iſt hin„gegen zu herrſchen. Iſt nicht die Schuld der „häuslichen Unordnungen dem ſtärkern Theile „beyzumeſſen, der ſolche verhüten ſollte?“ Was heißt das anders, als: „wenn man den Weibern zu vielen Willen läßt, ſo ſchweifen ſie gleich aus, und verfallen in tauſend Fehler und Verwirrungen: Alſo ihr Männer haltet ſie kurz; gebraucht eure Macht und Gewalt, um Zucht und gute Ordnung wiederherzuſtellen, die die barbariſchen Ritterzeiten, unſre jetzige Politur, und der franzöſiſche Modeton ganz vernichtet haben.“ — Mich deucht, dieſe Art uns die Fehler der Weiber anzurechnen, iſt noch ſchimpflicher für ſie, als wenn man ſie ihnen ſchlechtweg auf den Kopf zugeſprochen hätte. Man darf

ſich alſo wohl nicht wundern, daß ein Buch welches ſo offenbar die Lehre von Herabſetzung, von Einſchränkung, von Unterjochung der Weiber predigt, ihnen durchgängig misfalle. Sie müßten ja ſonſt alles Selbſtgefühl abgelegt haben. Wahrlich ihre Abneigung dagegen hat wichtigere Gründe, als eine lächerliche und übertriebene Eitelkeit.

Ob dieſer Gedanke wahr ſey, ſoll in gegenwärtiger Schrift unterſucht werden.

Ein Schutzredner des Verfaſſers dürfte zwar ſagen: „Hier kömmt es nicht auf den Tadel oder den Beyfall der Weiber an, ſondern auf Wahrheit. Es kömmt darauf an, ob auf dieſe oder jene Weiſe die Glückſeligkeit der menſchlichen Geſellſchaft befördert werde.“ Dieß iſt gerade auch meine Meynung, und in dieſer Rückſicht allein habe ich mir vorgenommen, das Verhältniß des Mannes und des Weibes gegen einander, nebſt allen ſeinen Ableitungen zu unterſuchen. Liebe zur Wahrheit ſoll mich hierinne allein leiten.

Nicht die Meynung, als beſäße ich tiefere Einſichten und als wäre ich beſonders fähig der

Welt ganz neue Aufſchlüſſe über einen ſo wichtigen Gegenſtand zu geben, bewegen mich hier meine Stimme zu erheben. Nein! eine einzige, zur Unterſuchung der Wahrheit höchſtnützliche Eigenſchaft meyne ich in einem höhern Grade zu beſitzen, als viele andre Menſchen; nämlich die: bey Betrachtung aller Sätze, die ich mit Ernſt unterſuchen will, meine vorgefaßten Meynungen, und mit einem Worte, mein ganzes Ich, ſo ſehr als es nur möglich iſt, aus den Augen zu ſetzen; und dieſe Eigenſchaft möchte hier wohl mehr zu Erforſchung der Wahrheit beytragen, als aller Witz und Scharfſinn, der mir abgeht, und der dem Verfaſſer des Buchs, über die Weiber, leicht in einem weit höhern Maaße eigen ſeyn mag.

Abſicht, die der Verfaſſer dadurch zu erreichen wünſcht.

Denke ich indeß nicht zu vermeſſen, wenn ich hoffe, daß dieſe Betrachtungen Nutzen ſtiften können? Die Sitten und die Charaktere verändern, das kann freylich nur, und auch blos allmälig, jene Klaſſe von großen Schriftſtellern, zu welchen ich mich nicht zu erheben vermag. Allein einigen, zumal jungen Gemüthern, denen das Schickſal ein

ſolches Buch in die Hände ſpielt, nützliche Eindrücke zu geben, das darf ſelbſt ein mittelmäßiger Schriftſteller hoffen.

Wie groß der Einfluß ſeyn mag, den das Buch über die Weiber auf unſre Sitten haben wird; das wage ich nicht zu beſtimmen. Sollten aber auch nur hundert Männer dadurch bewogen werden, ihren Weibern deſpotiſch zu begegnen; zu denken und zu ſagen: Ich bin der Herr; nach dieſem Grundſatze zu handeln, und ſie dadurch unglücklicher zu machen: ſo würde ich das für eine traurige Wirkung deſſelben halten. Wenn dagegen aber das Meinige auch nur zehn Gemüthern menſchenfreundlichere, edlere, gefälligere, ſie und ihre Weiber mehr beglückende Geſinnungen einflößte: welch ein herrlicher Lohn meiner Bemühungen! O wäre mir die Anmuth eines Voltäre, die Stärke, die Wärme, die Zauberkraft der Schreibart eines Rouſſeau zu Theil worden, damit mein Wirkungskreis ausgebreiteter würde! Nie habe ich meine Schwäche mehr gefühlt als anjetzt, da ich eine, für die allgemeine

Glückſeligkeit ſo wichtige Materie bearbeite. Allein was man nicht hat, kann man ſich nicht geben. Der beſte Wille bleibt hier unkräftig. Plane, kalt niedergeſchriebene Unterſuchung iſt alles was ich meinen Leſern verſprechen kann. Werden ſie ſich damit begnügen? Wenn ich es hoffe, ſo geſchieht es blos darum, weil die Wichtigkeit des Gegenſtandes vielleicht das erſetzen kann, was der Bearbeitung deſſelben mangelt.

Dieſe Wichtigkeit hat mich bewegen alle Fehler und Irrthümer, worein der Schriftſteller, gegen den ich ſchreibe, meiner Meynung nach verfallen iſt, ohne Rückhalt auseinander zu ſetzen. Bey dieſer Gelegenheit dürfte man mich fragen; „warum ich mir überhaupt einen Gegner, und zwar eben dieſen, als einen wahrſcheinlich noch lebenden Schriftſteller gewählt habe? Ich hätte ja wohl meine Gedanken unter einer andern Einkleidung vortragen können.“ Darauf antworte ich, daß darunter nichts liegt, welches dieſem Schriftſteller eben misfallen könnte. Hielt' ich ſein Werk für ſchlecht, und für unfähig vielen

Eindruck zu machen, ſo würde ich nicht auf den Gedanken gefallen ſeyn, es zu widerlegen. Dazu kömmt noch, daß keiner von den bekanntern Gegnern der Weiber mit ſo vieler Bitterkeit gegen ſie geſchrieben hat, als eben er. Man findet zwar den Keim ſeiner Sätze im Rouſſeau, im Retif de la Bretonne und in einigen andern; aber das iſt nur der Keim. Er hat ihn erſt recht gepflegt, und daraus die verderblichſte Frucht gezogen. Da nun durch ſeine Schrift vorzüglich meine lang gehabte Idee, über unſre Behandlung des weiblichen Geſchlechts zu ſchreiben, zum völligen Entſchluß reifte; ſo war es auch natürlich, daß gegenwärtiges Buch eine Widerlegung dieſer Schrift ward. Dieſes iſt der ganz natürliche Zuſammenhang dieſes Umſtandes. Nicht Streitſucht, am allerwenigſten falſches Zutrauen auf meine Kräfte haben mich bewogen dieſe Einkleidung meiner Gedanken zu wählen. Von meinen Kräften denke ich ſehr geringe, und ſetze mein ganzes Vertrauen auf die Vernunftmäßigkeit meiner Sache. Wenn ich alſo den Verfaſſer des

Buchs über die Weiber widerlege, der mir übrigens völlig unbekannt iſt, ſo betrachte ich ihn als den Stellvertreter aller derer, die gleiche Grundſätze mit ihm vortragen und im Herzen hegen; und wünſchte, theils ſie alle auf andre Gedanken zu bringen, theils, wenn das nicht angeht, zu verhindern, daß ihre Grundſätze nicht in den Herzen andrer Männer Eingang finden.

Erſte Abtheilung.

Erſtes Hauptſtück.

Von den natürlichen Anlagen des Mannes und des Weibes.

Zwey verſchiedne Meinungen in Anſehung der eigenthümlichen Beſchaffenheiten beider Geſchlechter.

In Anſehung der beiden Geſchlechter unter den Menſchen, wenn man ſie ganz im Allgemeinen betrachtet, giebt es zwey Hauptmeynungen. Nach der einen findet ſich nicht nur in Rückſicht auf ihre körperlichen Beſchaffenheiten, beſonders auf die Stärke, ſondern auch in den Eigenſchaften ihres Geiſtes ein auffallender und urſprünglicher Unterſchied zum Vortheile des männlichen. In neuern Zeiten, und unter den allgemein geleſenen Schriftſtellern, hat Rouſſeau dieſe Meynung am dürrſten vorgetragen. Nach ihm und noch härter der Verfaſſer des Buchs über die Weiber S. 41 ff. und an mehrern Orten. Der andern Meynung zufolge, iſt dieſer Unterſchied blos ein Werk der Erziehung. Beide

müſſen hier zu allererſt unparteyiſch erwogen werden.

Das männliche iſt körperlich größer u. ſtärker als das weibliche.

Nur ein phyſiſch Blinder kann behaupten: es ſey kein phyſiſcher Unterſchied zwiſchen beiden Geſchlechtern; und eben ſo ſeelenblind müßte auch einer ſeyn, wenn er läugnen wollte, daß körperliche Größe, und folglich auch körperliche Stärke, einen Theil dieſes Unterſchiedes ausmachen; das heißt, wenn er behauptete, der Mann ſey blos darum phyſiſch ſtärker, weil er von Jugend auf ſtärkere Arbeit thut, und mehr Leibesübungen treibt, als das Weib. Nein! unabhängig von aller Ausbildung und Erziehung, iſt das männliche Geſchlecht, wie überhaupt größer, ſo auch ſtärker als das weibliche. Dieſer Satz bedarf, glaube ich, keines Beweiſes, und ich kann ihn als ausgemacht annehmen.

Iſt jenes dieſem auch in Anſehung der Seelenkräfte von Natur überlegen?

Wichtiger, intereſſanter für meine weiblichen Leſer dürfte wohl die Frage ſeyn: Ob ſich unſer Geſchlecht eben ſo wohl einer von der Natur herrührenden Ueberlegenheit der Seelenkräfte rühmen könne; oder ob wir etwa dieſen Vorzug,

(in ſo fern wir uns nämlich, wegen der Gegenſtände worauf ſich unſer Verſtand lenkt, im Allgemeinen einen ſolchen Vorzug zuſchreiben können) durch die Erziehung erhalten? Die Wahrheit zu ſagen: ich glaube daß ſich dieſe Frage nie völlig entſcheiden läßt. Folgende Punkte werden theils dieſe Unmöglichkeit erweiſen, theils die Frage ſelbſt einer muthmaßlichen Entſcheidung näher bringen.

Warum dieſe Frage ſich unmöglich mit Gewißheit entſcheiden laſſe.

Es iſt unmöglich ſich ein Geſchlecht ohne das andre zu denken. Die Natur hat ſie gar zu innig mit einander verwebt. Sobald man dieß überlegt, muß man einſehn, daß das körperlich ſchwächere Geſchlecht nothwendig untergeordnet werden mußte, und von dem ſtärkern nur die Beſchäftigungen, und alſo in der Erziehung auch nur die Beſtimmungen erhalten konnte, die dieſes verſchmähte. Wollte das ſchwächere Geſchlecht ſich das nicht gefallen laſſen, ſo könnte den Streit nichts als Gewalt entſcheiden; und da müßte es entweder gänzlich an dem ſtärkern zerſchellen und von demſelben aufgerieben werden, oder nach-

geben und ſich unterjochen laſſen. Das Band, womit die Natur beide Geſchlechter verbunden hat, iſt freylich von ganz beſondrer Art, und es läßt ſich dabey ein ſolcher Streit nie denken. Daher iſt auch in meinen Augen nichts unnatürlicher, als eine abgeſonderte Betrachtung beider Geſchlechter; gleichſam als wenn ſie nicht zuſammen nur Ein Ganzes ausmachten. Allein wenn man nun einmal von Vorzügen des einen, von Eingriffen des andern in die Rechte deſſelben, ꝛc. reden will; ſo muß man ſie doch ſo abgeſondert betrachten, um dasjenige zu erforſchen, was den Grund zu ſolchen Vorſtellungen abgeben kann. Daher will ich annehmen, die Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts geſchähe auf eine andre Weiſe als anjetzt, ohne Regung von Luſt zur Vereinigung beider Geſchlechter, ohne noch ſtärkere Regung von mütterlicher Liebe, und endlich ohne Bedürfniß des Beyſtandes der Eltern zur Auferziehung des noch kleinen unbehülflichen Menſchen. Uebrigens aber möchten beide Geſchlechter in ihrem jetzigen Zuſtande zuſammen

auf

auf dieſem Erdball wohnen. Alsdenn, behaupte ich, würde das körperlich ſchwächere immer genöthigt werden, ſich mit den unbedeutendſten und verdrüßlichſten Beſchäftigungen in der menſchlichen Geſellſchaft zu begnügen; und ſich darnach zu bilden, dieſe gehörig zu verrichten. Die Entwickelung der Verſtandeskräfte dieſes Geſchlechts würden alſo immer durch ſeinen Würkungskreis beſchränkt bleiben. Wollte man daraus ſchließen, daß es die Natur ſelbſt, und anders als durch dieſe Einrichtung ſo beſchränkt hat, ſo wäre das gewiß zu voreilig. Allein das Gegentheil könnte auch nie ausgemittelt werden, indem man das Spiel andrer Anlagen, die dieſes Gegentheil hervorzubringen im Stande wären, nie in der Würklichkeit erblicken könnte. Denn das wird man doch nicht behaupten wollen, daß größere körperliche Stärke, weſentlich mit einer größern Kraft der Seele verbunden ſey. Es äußern zwar Roußeau und einige ſeiner Anhänger ähnliche Sätze. Allein das iſt eine gar zu große Vermeſſenheit, weil wir zu einer ſolchen Behauptung

die Verbindung der Anlagen des Körpers und des Geiſtes lange nicht mit der nöthigen Genauigkeit kennen. Im Gegentheil, bey unſerm eignen Geſchlecht ſcheint die Erfahrung dieſen Satz gar nicht zu begünſtigen, indem ſogar oft diejenigen Menſchen, die außerordentliche Seelenkräfte zeigen, einen ſchwächern Körper haben als andre.

Nothwendige aber unmögliche Bedingung einer ſichern Entſcheidung dieſer Frage.

Das einzige Mittel dieſe Frage zu entſcheiden, wäre dieſes. Die Gottheit müßte uns den Vorhang der Möglichkeiten aufziehen, in ſo fern es Möglichkeiten geben mag. Da müßte ſie uns eine Welt zeigen, wie dieſe, die aber von lauter Weibern mit ihren gegenwärtigen Verſtandsfähigkeiten bevölkert wäre. Wenn alsdenn in dieſer Welt, nachdem ſie ſo lange beſtanden hätte als die unſrige, Künſte und Wiſſenſchaften nicht erfunden, und nicht ſo wie bey uns vervollkommt wären; dann erſt könnte man mit Recht behaupten, die Seelenkräfte des weiblichen Geſchlechts wären den unſrigen von Natur untergeordnet.

Kann man ſagen: das Weib ſey um

Bey dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin das Sonderbare unſers Eigendünkels über dieſen

Punkt an einem Ausdrucke des Buchs über die Weiber zu zeigen, wo es S. 83 heißt: „Umſonſt „ſträubt man ſich die Wahrheit zu erkennen, daß „das Weib um des Mannes willen da ſey.“ Dieſer Ausdruck hat einen einzigen Sinn, in welchem er wahr iſt, und der iſt gräßlich: in jedem andern läßt er ſich gar nicht vertheidigen. Man kann nämlich behaupten, daß alles was Gott werden ließ; jedes Ereigniß auf der Welt; ſein Wille und ſeine Abſicht ſey. In dieſem Sinne könnte der weſtindiſche Pflanzer ſein Betragen eben ſo wohl damit rechtfertigen, daß Gott den Neger in Afrika für ihn geſchaffen habe; als irgend ein Mann ſich für berechtigt halten darf, jenen Satz über die Weiber zu äußern, indem er ihn auf folgende Art erklärt: Gott ſetzte den Mann und das Weib zugleich auf die Welt, und gab jenem mehr Stärke, ſo daß er dieſes unterjochen und zwingen kann, blos für ihn zu exiſtiren; wo der Mann nun das thut, da hat Gott das Weib für den Mann geſchaffen. Ich frage aber, ob dieſe Schlußart dem Herzen derer, die ſie gebrauchen,

des Mannes willen da?

viel Ehre bringt? Jede andre würde indeß das Widerſinnige dieſes Satzes: Das Weib iſt für den Mann da; gewiß nicht retten. Es heißt ſchon viel behaupten, und mehr vielleicht als eine geſunde Philoſophie auf ſich nehmen kann, zu beweiſen, wenn man annimt: Die Thiere wären für den Menſchen auf die Welt geſetzt worden. Indeß möchte das doch hingehn. Denn der Schöpfer unterſchied ſie nicht nur von uns durch die allerauffallendſten natürlichen Anlagen; ſondern er rüſtete auch das Thier aus mit dem in dieſer Lage ſo nöthigen Gefühle des einzigen gegenwärtigen Augenblicks. So lange der Zuſtand des Thieres gut iſt, genießt es ihn; machen wir ihm denſelben unerträglich, ſo fühlt es freylich Misbehagen: allein ſobald die Empfindung vorbey iſt, ſo iſt, oder ſcheint wenigſtens auch jede Erinnerung daran, jede Beſorgniß ihrer Rückkehr verſchwunden. Dieſer weſentliche Unterſchied zwiſchen Menſch und Thier kann unſerm behaupteten Rechte auf das Thierreich wenigſtens vielen Anſchein geben. Läßt ſich aber ſo etwas, ohne

gänzliche Gefühlloſigkeit, auf das Weib anwenden? Es erhielt, ſo wie jedes lebendige Weſen, die Selbſtliebe, vermöge welcher es für ſich zu leben wünſcht, und in ſo fern das völlige Recht erhalten hat, für ſich und nicht für einen andern dazuſeyn. Ueberdem gab die Natur dem Weibe eben die Vorſtellungskraft als uns, dergeſtalt daß Unglück, vergangnes ſowohl als zukünftiges, eben den Eindruck auf ihre Seele macht, als auf die unſrige. Alſo haben die Weiber auch von jenem ihrem Rechte eben die Vorſtellung als wir von dem unſrigen. Und nun ſollten wir annehmen können, ſie wären blos für uns da; oder nur mehr für uns da, als wir für ſie? Ich möchte wohl den, der ſo etwas äußern kann, fragen: warum wir denn da ſind? Warum Gott uns geſchaffen hat? Doch nicht, um die Geſchäfte der bürgerlichen Geſellſchaft zu treiben; denn dieſe Geſchäfte ſind ja nur um uns und durch uns vorhanden? Oder hat etwa Gott den Mann zu ſeinem Spaße geſchaffen, um ſeine Luſt an dem herrlichen Geſchöpf zu haben: und hat er

dann, damit dieſes ſchöne göttliche Spielwerk recht bequem leben, und immerfort erneuert werden möge, ihm das Weib zu ſeinem Gebrauche, zu ſeinem Spielwerk gegeben? Man ſieht leicht, daß die Vernunft ſolche Behauptungen nicht gut heißen kann, und daß ſie uns nicht den geringſten Anlaß giebt, jenen Satz für wahr zu halten. Die Vertheidiger deſſelben haben, deucht mich, nur ein einziges Mittel, ſich aus der Verlegenheit zu reißen. Sie müſſen behaupten: Gott habe ihnen durch eine geheime und unmittelbare Offenbarung wißen laſſen: daß das Weib in jenem Leben eine andre Beſtimmung habe als der Mann; und daß jenes alſo darum geſchaffen ſey, um dieſem ſeine dortige Beſtimmung erreichen zu helfen. Wenn nicht ſo etwas bey dem Ausdrucke: Das Weib iſt um des Mannes willen da; zum Grunde liegt, ſo hat er wirklich keinen Sinn. Denn ſoll er ſo viel bedeuten, als: das Weib iſt darum da, um den Mann glücklich zu machen; ſo iſt es eben ſo wahr, daß der Mann da iſt, um das Weib glücklich zu machen. So

haben beide gleiche Rechte, beide treten in die, zum gemeinſchaftlichen Glücke, eingerichtete freye Verbindung.

Doch ich komme auf die Unterſuchung zurück: ob das weibliche Geſchlecht an Geiſteskräften, dem männlichen auf eine ſichtbare Weiſe untergeordnet ſey. Um dieſes zu beweiſen, führt man gemeiniglich an: daß die Weiber unfähig ſind Staatsgeſchäfte zu treiben; im Kriege weder als Befehlshaber noch als Streitende zu dienen; oder es in Wiſſenſchaften und Künſten ſoweit zu bringen als wir. Indeß iſt es ſehr leicht zu beweiſen, daß dieß alles aus dem Verhältniſſe beider Geſchlechter fließt, und dazu gar keine Verſchiedenheit in den Geiſtesanlagen angenommen werden muß.

Fortſetzung der Unterſuchung: Ob in Anſehung der Seelenkräfte ein urſprünglicher Unterſchied ſey?

In Anſehung der ganzen Staatsverwaltung, frage ich: ob ſichs wohl denken läßt, daß das ſtärkere Geſchlecht dem ſchwächern geſtatten werde, es zu regieren, wenn ſchon das ſchwächere dazu noch geſchickter wäre. Wahrlich der Verfaſſer des Buchs über die Weiber kann ihnen leicht

Ob dieß aus dem Mangel an Fähigkeit des weibl. Geſchlechts erhelle, die Staatsgeſchäfte zu verwalten?

vorrücken: daß ſie keine Gewandheit in Betreibung der Geſchäfte haben. Dieſe Gewandheit erhält man blos durch Uebung; und wo ſollten die Weiber eine ſolche Uebung herbekommen? Würden ſie aber, wenn ſie allein in der Welt wären, keine Staaten bilden, und dieſe Staaten nicht eben ſo klug einrichten und führen als wir? Wer wagt das zu entſcheiden?

Oder Krieg zu führen?

Sie können nicht Krieg führen. Freylich nicht. Denn wo iſt die Nation, die es wagen wollte, gegen ihre Feinde ein weibliches Heer aufzuſtellen, da ihr dieſe gewiß ein männliches entgegen ſenden würden, dem jenes, wegen der geringern körperlichen Stärke, unmöglich widerſtehen könnte? Wenn ſie aber allein auf der Welt wären, würden unter ihren Staaten keine Streitigkeiten vorfallen? Würden ſie nicht, ſo wie die Männer, dieſe Streitigkeiten anfänglich mit der Fauſt, mit Prügeln, mit Steinen; nach der Zeit mit der Keule, mit dem Bogen, mit der Schleuder, und dann endlich mit dem Schwerte oder auch ſelbſt mit Kanonen und Flinten ent-

ſcheiden? Wer vermag das mit Gewißheit zu beſtimmen? Sollten aber auch unter ihnen Kriege ſeltner vorfallen als unter uns; würde daraus ihren Staatsverfaſſungen ein heftiger Vorwurf gemacht werden können? Ueberhaupt läßt ſichs wohl muthmaßen, daß eine blos von Weibern bevölkerte Welt, anders ausſehen würde als die gegenwärtige, aber nichts giebt Anlaß zu glauben, daß ſie mit weniger Klugheit und Scharfſinn eingerichtet ſeyn würde.

Oder ſich in den Wiſſenſchaften eben ſo hervorzuthun als wir?

Sie erheben ſich nicht ſo hoch als wir in den Wiſſenſchaften. Das iſt wohl natürlich. Leiden es ihre Verhältniſſe? Würden wir zugeben daß ſie es thäten? Sind nicht Kenntniſſe und Einſichten weit über körperliche Stärke erhaben? Wie wäre ſonſt wohl der Menſch der Herr der Schöpfung geworden? Er iſt doch wahrlich nicht das ſtärkſte unter den Thieren. Durch ſeinen Verſtand hat er ſich über ſie alle erhoben. Wenn alſo die Weiber Einſichten und Kenntniſſe, als die Früchte deſſelben in eben dem Maaße erhielten als wir Männer, ſo würden ſie bald Mitre-

gentinnen der Welt werden: es würde Streit wegen der Oberherrſchaft entſtehen, und in dieſem müßte die körperliche Schwäche unterliegen, worauf denn das jetzige Verhältniß beider Geſchlechter in Anſehung dieſes Punkts alsbald wieder eintreten würde.

Welche Urſachen ſie von letztern abhalten.

Ein Gegner könnte hier wohl fragen: welch Geſetz verbiethet denn den Weibern, ſich auf Wiſſenſchaften zu legen? Warum verſuchen ſie es denn nicht? Zeigt dieſes nicht deutlich, daß ſie nicht eben ſo dazu geſchickt ſind als wir? Allein dürfte man wohl den, der ſo zu ſprechen fähig wäre, ernſtlich widerlegen? Was ſpornt uns denn an, dieſes Fach der menſchlichen Thätigkeit ſo eifrig zu bearbeiten? Iſt es nicht offenbar die Ausſicht der Vortheile, die wir davon zu erwarten haben? Ohne die Hofnung zu Bedienungen, zu Ehrenämtern, zu Penſionen, würde ſich wohl irgend einer von uns die Mühe geben, etwas zu lernen? Da nun aber dieſe dem Frauenzimmer durchgängig verſperrt ſind, da ſie weder zu Civil- noch zu Militärbedienungen, ja nur

mit den unüberſteiglichſten Schwierigkeiten, zu den eiteln Ehrenbezeugungen die den freyen Wiſſenſchaften offen ſtehn, dann und wann einmal gelangen können, ſo muß ihnen ja wohl ganz natürlich alle Luſt zu den Wiſſenſchaften vergehn.

Ob man daraus, daß kein Weib in irgend einer Wiſſenſchaft die Männer übertroffen habe, auf eine geringere Geiſteskraft der Weiber ſchließen könne?

Und bey dieſer Gelegenheit muß ich bemerken, daß es ein ganz falſcher Schluß iſt, wenn man denkt: Darum, weil kein Frauenzimmer ſich in irgend einem Fache zu dem Grade emporgeſchwungen hat, worauf in jedem derſelben die erſten unter den Männern ſtehen; ſo hindert ſie natürliche Anlage daran, ſo iſt ihre Seele, (welchem Weſen man auch dieſen Namen beylegen mag) der männlichen an Kräften untergeordnet. Wenn man die geringe Anzahl von Weibern bedenkt, die ſich auf einzelne Fächer des menſchlichen Wiſſens gelegt, und doch zugleich, daß ſich einige ſehr darin hervorgethan haben; ſo ſehe ich nicht ein, wie man daraus auf eine größere natürliche Unfähigkeit dazu ſchließen wollte, weil ſich unter der ungeheuern Anzahl von Männern einige finden, deren Stärke darin ſie doch nicht

haben erreichen können. Folgende Bemerkung wird das Fehlerhafte und Vorurtheilsvolle in dieſem Schluſſe noch beſſer ins Licht ſetzen. Man kann nämlich gar nicht behaupten, daß ſich, unter den Weibern, die Fähigſten, aus eignem freyen Triebe, auf dieſe oder jene Wiſſenſchaft gelegt haben. Der Sporn zu dieſem Triebe fehlt gänzlich. Alſo haben ſich nur immer diejenigen einem Zweige des menſchlichen Wiſſens ergeben, die durch eine zufällige Veranlaſſung Gelegenheit dazu erhalten haben. Sie konnten nicht unter allen Wiſſenſchaften die wählen, worauf ſie ein eigner und beſondrer Trieb hinwies. Denn ein ſolcher Trieb findet bey ihnen keine Veranlaſſung; ſondern ſie mußten die ergreifen, die ihnen das Schickſal gerade in den Weg legte. Die meiſten lernten, was ihr Vater gerade wußte, oder ihnen zu lernen Anlaß gab. Wenn aber auch einige von ſelbſt auf den Gedanken gekommen ſind, ſich irgend einen Theil des menſchlichen Wiſſens eigen zu machen, ſo haben ſie dabey mit tauſend Schwierigkeiten kämpfen müſſen, da uns hinge-

gen, wenn wir nur einen Funken von Luſt und Genie zeigen, alle mögliche Hülfe geleiſtet wird, dieſe anzufachen, und gerade darin zu befriedigen, wozu wir Neigung äußern. Unter dieſen Umſtänden iſt es wahrlich vielmehr ein Wunder, daß es einige noch ſo weit gebracht haben, und es zeigt dieß weit wahrſcheinlicher eine volle urſprüngliche Gleichheit der Seelenkräfte an; als die Ungleichheit derſelben daraus erhellt, daß einige Mannsperſonen doch noch weiter als ſie in allen dieſen Wiſſenſchaften gekommen ſind. Ich wundre mich beſonders, daß der Verfaſſer des Buchs über die Weiber als ein Deutſcher dem großen aber ſeltſamen Roußeau die närriſche Grille hat nachſchreiben können, daß die Weiber kein Genie haben. Wir ſind die einzige Nation, die, an der nicht genug gerühmten Karſchinn, eine Dichterinn von wahrem Genie beſitzen; und ich weiß nicht, ob irgend einer unſrer Dichter ihr an genialſcher Kraft gleich geſetzt werden kann. Wahrlich, wer die Geſchichte dieſer Frau nur ein wenig genau kennt, dem wird ſie auch zum Beweiſe

dienen können, wie ſchwer wir es den Weibern machen, in irgend einem Grade des menſchlichen Wiſſens zu einiger Vollkommenheit zu gelangen. Wenn man recht gewollt hätte, wäre aus dieſer vortrefflichen Frau noch wohl ganz etwas anders geworden, als nun, wo nur das Auge des Kenners voll Gefühl ihre ganze Herrlichkeit durch den Schleyer erblickt.

Auch bey angenommenen gleichen Fähigkeiten müſſen Weiber lieber dem wiſſenſchaftlichen Ruhme entſagen.

Dieſe verwickelte Frage habe ich hier blos unter einem neuen, unter dem einzig wahren Geſichtspunkte zeigen wollen. Meine Meynung iſt gar nicht, die Weiber zu ermuntern, nach Gelehrſamkeit zu ringen. Die Natur ſetzte ſie auf dieſen Erdball zugleich mit dem phyſiſch ſtärkern Mann. Bey dieſem Verhältniſſe kann dieſe Bemühung, und wenn ſie auch der ſchönſte Erfolg krönte, nicht anders als ihrer Beſtimmung zuwider, und folglich ihrer Glückſeligkeit nachtheilig ſeyn. Das Streben nach Wiſſenſchaft kann ja bey ihnen auf keinen wahren Nutzen abzielen, da ihnen alle Staats- Kriegs- und Kirchenbedienungen verſperrt ſind. Es könnte ſich alſo

blos auf Eitelkeit gründen, deren Befriedigungen nie wahrhaftig glücklich machen können. Außerdem iſt auch die Eitelkeit keine ſo mächtige Triebfeder, daß ſie die gewaltige Anſtrengung veranlaſſen könnte, die doch nöthig iſt, um ſich in irgend einer Wiſſenſchaft hoch empor zu ſchwingen. Endlich aber würde man ihnen den kleinen Genuß dieſer Eitelkeit noch auf hundert Arten vergällen. Es ließe ſich wahrlich ein hübſches Werk von den Verfolgungen, von den traurigen oder verdrüßlichen Begegnungen ſchreiben, welche gelehrte Weiber haben aushalten müſſen. Von der innern Wißbegierde, die in ihren Bemühungen ihre volle Belohnung findet, kann hier nicht die Rede ſeyn, weil die niemand gewahr wird, und ein jeder, folglich auch das Weib, wenn es ſonſt unabhängig iſt, ihr ohne Gefahr nachhängen kann. Was ich hier ſage, gilt blos von der ſich äußernden Gelehrſamkeit. Da bleibt es gewiß, daß, wenn Frauenzimmer ihre Ruhe lieben, ſie ſich, unter uns wenigſtens, der Schriftſtellerey enthalten müſſen, die doch der einzige Weg

iſt, worauf ſie durch Gelehrſamkeit etwas wirken können. Denn, ſchreiben ſie mittelmäßige Dinge, ſo iſt ihre Arbeit unnütz; und thun ſie ſich ſehr hervor, ſo finden ſie Gegner, die ihnen allen Verdruß anthun, und falſche Freunde, die ſich ihrer gar nicht mit Wärme annehmen, oder ſie wohl gar irre leiten.

An deſſen Erlangung ſie auch einige phyſiſche Anlagen hindern.

Indeß muß man doch auch geſtehen, daß gewiſſe phyſiſche Anlagen den Vorſatz, ſich in den Wiſſenſchaften hervorzuthun, dem weiblichen Geſchlechte ganz beſonders ſchwer machen müſſen. Ich finde es zwar ſehr ſonderbar, wenn ich Menſchen behaupten höre: weil das Weib einen ſo und ſo gebildeten Körper, ſo und ſo beſchaffene Spannadern u. ſ. w. hat, ſo iſt ihr Geiſt ſchwächer als der unſrige. Es iſt zwar wohl möglich, daß unſre Geiſtesanlagen von der Miſchung unſrer Säfte und von gewiſſen Beſchaffenheiten unſrer Nerven, Fibern und Muſkeln abhängen. Allein das iſt doch lange ſo gewiß nicht, und wir kennen auch die Natur dieſer Verbindung lange nicht genau genug, um darüber ohne Vermeſſenheit

etwas

etwas behaupten zu können. Ich werde auch meine Gründe nicht daher nehmen. Sondern ich gebe zu erwägen, wie unangenehm der Zuſtand einer unverheiratheten Frauensperſon iſt. Daß ſie alſo aus Liebe zu den Wiſſenſchaften, von denen ſie doch keinen reellen Nutzen für ſich haben können, unverehlicht bleiben ſollten, läßt ſich nicht denken; und das müßten ſie doch, wenn ſie große Fortſchritte darin machen wollten. Denn wenn ſie heirathen, ſo muß ſie die neunmonatliche Krankheit, denen ſie dieſer Stand unterwirft, nebſt allen ihren Folgen, nothwendig verhindern, etwas außerordentliches darin zu leiſten. Dieſe phyſiſchen Umſtände, verbunden mit den moraliſchen, die ich angezeigt habe, machen es für ihre Glückſeeligkeit weit erſprießlicher, wenn ſie auf die Erlangung des wiſſenſchaftlichen Ruhms Verzicht thun, und nur ſuchen ihren Geiſt auf eine vernünftige Art auszubilden.

Wie wenig daraus auf einen natürlichen Unterſchied der Seelenkräfte zu ſchließen ſey?

Geſetzt aber, man wollte auch für erwieſen halten; ſie beſäßen nicht die natürliche Fähigkeit, es in den Wiſſenſchaften ſo weit zu bringen als

die Männer; ſo könnten ſie bey dieſer Behauptung um ſo gleichgültiger bleiben, da Gelehrſamkeit noch kein Verſtand iſt: und da man ohne Trugſchluß nicht daraus folgern könnte, daß ſie ein geringeres Maaß von dem letztern beſäßen, als wir; und zumal von der edelſten Gattung deſſelben, der geſunden Vernunſt. Dieſe iſt von derjenigen Aeußerung der Seelenkräfte, die wir Gelehrſamkeit oder Genie nennen, himmelweit unterſchieden. Ich werde an einem andern Orte, durch das Beyſpiel eines der allergrößten Schriftſtellers dieſes Jahrhunderts, des Genfer Rouſſeau, bis zur Evidenz beweiſen, daß nicht nur Gelehrſamkeit, wie man ſchon mehrmalen eingeräumt hat, ſondern auch wahre Wiſſenſchaft, große und erhabene philoſophiſche Einſichten, von aller, wenigſtens praktiſchen Vernunſt entblößt ſeyn können. Für jetzt will ich den Verfaſſer des Buchs über die Weiber auf einen Beweis hinweiſen, der einen ſolchen individuellen an Stärke weit übertrifft. Er ſehe nur überhaupt auf unſre Gelehrten-Republick. Wo iſt eine Klaſſe von

Menſchen, die mehr Kenntniſſe beſäße? Wo iſt aber auch eine, die von Furcht, von Habſucht, von Eitelkeit und von Ränken mehr zuſammengeſetzt wäre? Welche Auftritte geben ſie der Welt nicht von allen Seiten, die um den Preis der Thorheit und Schimpflichkeit unter einander wetteifern? Er wird ja wohl nicht verlangen, daß ich Beyſpiele anführe. Wenn er die neue Litteratur nur ein wenig kennt, und wenn er obendrein nur einen Blick hinter den Vorhang gethan hat, ſo berufe ich mich kecklich auf ſeinen Ausſpruch, ob er in irgend einem Zirkel von Weiblein ſo viel Kleines und Armſeeliges gefunden hat. Daß es dabey einige rühmliche Ausnahmen giebt, brauche ich wohl nicht erſt zu erwähnen. Dieſe können aber die Wahrheit des Satzes im Allgemeinen nicht über den Haufen ſtoßen.

Feſtſetzung der bisher erwieſenen Grundſätze.

So weit wären wir alſo in unſrer Unterſuchung gekommen: Der Mann iſt körperlich ſtärker als das Weib; beide hat die Natur mit gleichen Verſtandeskräften ausgerüſtet, wobey ſich einige verſchiedne Modifikationen äußern, die

entweder von der Natur ſelbſt herrühren, oder vielleicht blos eine Folge des Urunterſchiedes der körperlichen Kraft ſind. Wären dieſe beiden Weſen zu gleicher Zeit auf einen Planeten geſchaffen, und nicht durch das ſonderbarſte aber engſte Band verknüpft worden, ſo würde das ſtärkere das ſchwächere gänzlich aufgerieben haben; ſo wie die Spanier die Einwohner auf Hiſpaniola, die gegen ſie in einer ſolchen Lage waren. Es iſt alſo nöthig, daß wir hier dieß Band, oder eigentlicher zu reden, die Anlagen, worauf es ſich gründet, betrachten.

Der Verf. des Buchs über d. W. bemerkt richtig, daß die Liebe eine ſchwächere Leidenſchaft bey dem Weibe ſey als bey dem Manne.

Es iſt eine höchſt wahre Bemerkung in dem Buche über die Weiber, daß ihr Verlangen nach der Empfindung, die den Grund jenes Bandes ausmacht, lange nicht ſo ſtark iſt, als bey den Männern. Es folgt alſo auch, daß dieſes Band den Weibern ein geringeres Maaß von angenehmen Empfindungen gewähren muß als den Männern; denn das Maaß des Vergnügens iſt jederzeit die Heftigkeit des befriedigten Verlangens. Dieß iſt eine allgemeine Veranſtaltung

der Natur durch die ganze Schöpfung, und ſie hat gewiß den Menſchen nicht zur Ausnahme dabey gemacht. Nichts deſto weniger hat die närriſche Eitelkeit unſers Geſchlechts ihm die entgegengeſetzte Meynung ſo tief eingeprägt, daß man ſich bey den mehrſten Männern lächerlich machen würde, wenn man dieſen Satz gegen ſie behauptete. Ich ſehe es daher ordentlich für eine lobenswürdige, muthvolle Aeußerung jenes Schriftſtellers an, daß er ihn ſo laut bekannt hat. Dagegen kann ich mich nicht genug wundern, daß er nicht die allernatürlichſte Folgerung daraus herleitet.

Natürliche Folgerung aus dieſem Satze.

Dieſe Folgerung beſteht darin, daß die Natur weit ſtiefmütterlicher gegen das Weib als gegen unſer Geſchlecht gehandelt hat. Von dem Triebe, der den Grund des Bandes beider Geſchlechter ausmacht, iſt dem Weibe die geringere Freude zu Theil worden. Uns hingegen reicht die Natur ihren Zauberkelch im vollſten Maaße. Sie ſchenkt ihn uns unvermiſcht von jeder eignen Unannehmlichkeit. Das arme Weib aber

hat davon ſo beſchwerliche Folgen, daß jederzeit Leben und Geſundheit auf der Wage ſteht.

Ich ſcheue mich wirklich, das Bild der Lage des Weibes völlig auszumalen. Gern möchte ich meinen Leſerinnen ihr Loos nicht gar zu fürchterlich ſchildern, um es ihnen nicht gar zu widrig zu machen. Allein ſie müſſen bedenken, daß das was Gott ſchuf, gut iſt, und daß ſich jedes Geſchöpf unter ſeinen Willen beugen muß. Was würde auch alles Murren gegen das Schickſal helfen? Ein Weib kann kein Mann werden. Dieß aber muß ein jeder eingeſtehn, und ich muß es zur Steuer der Wahrheit zeigen, daß die Lage des Weibes viel Unangenehmes mit ſich bringt. So will es beſonders die Abſicht meiner ganzen Schrift, die darauf hinausgeht, dem Manne richtigere Einſichten über ſeine Pflichten gegen das Weib beyzubringen.

Wie falſch jener Verf. aus ſeinem richtig angegebenen Satze folgert.

Weit gefehlt, daß der Verfaſſer des Buchs über die Weiber, aus ſeinem ſo richtig angegebnen Satze eben die Folgerung ziehen ſollte als ich, die doch ſo natürlich daraus fließt. Er wagt es viel-

mehr S. 83 zu ſagen: „Der Mann verdankt dem „Weibe viele ſeiner beſten Freuden; das Weib „dem Manne noch ungleich mehr, ſowohl mora„liſch als phyſiſch.“ Um zu urtheilen, ob das gegründet iſt, ſo bedenke man nur folgendes. Die Vergnügungen, worauf ſich der Bund des Mannes mit dem Weibe gründet, ſchenkt jener dieſem wenn er will. Bey Strafe ſeines Ekels, und aller daraus entſtehenden, für ſie höchſt traurigen Folgen, darf ſie ihm ihr Verlangen darnach nicht äußern, auch dann wenn ſie es empfindet. Hingegen iſt es nicht minder gefährlich für ſie, ſich ſeinen Liebkoſungen zu entziehen, wenn ſie ihr ſchon höchſt gleichgültig ſind. Das darf ſie immer nur ſehr ſelten, mit der ausſtudierteſten Behutſamkeit, falls ſie ſich nicht manchen Verdrüßlichkeiten ausſetzen will. Was iſt nun der Erfolg von dieſer Lage? Aus ſolchen, ſo oft in der gleichgültigſten Stimmung empfangnen Umarmungen, entſpringt für das Weib ein neunmonatlicher kranker und beſchwerlicher Zuſtand, der ihr die empfindlichſten Schmerzen zu-

ſichert, und immer den Tod drohet; der aber, wenn alles noch ſo glücklich abläuft, immer ganze Jahre von läſtigen Arbeiten nach ſich ziehet. Was ich hier vom Drohen des Todes ſage, iſt gar nicht übertrieben. Die Gefahr iſt ein wenig größer, als die eines Soldaten am Tage einer Schlacht. Denn eine Armee, wovon der dreyſſigſte Mann auf dem Platze bleibt oder an ſeinen Wunden ſtirbt, hat ſchon ein hitziges Gefecht ausgehalten, und viel geringer iſt doch wohl das Verhältniß der Frauen, die in den Wochen ſterben, nicht. Nur der Unterſchied iſt dabey, daß unter den Fahnen des Mars alle übrigen Streiter friſch und geſund bleiben; in Amors Kriegen aber leidet die ganze weibliche Parthey an langwierigen und ſchmerzhaften Verwundungen. Ein ſolches Schickſal erfahren neun Weiber unter zehnen, aus der Zahl derer die von ihren Männern geliebt werden; denn was die andern aushalten müſſen, will ich gar nicht erwähnen.

Zweyter ſonderbarer Irrthum deſſelben.

Eben dieſer Schriftſteller braucht gewiß einen ſehr ſonderbaren Grund, um ſeinen Widerſpruch,

in Anſehung der Freuden, die das Weib dem Manne phyſiſch verdanken ſoll, zu retten. „Wenn „gleich die Triebe des männlichen Geſchlechts,“ ſagt er S. 84. „heftiger ſind, es empfänglicher „für den Genuß iſt, ſo erfodert die Geſundheit „beym Weibe das, was der Mann hiezu nicht „ſo nothwendig braucht. Newton ſah darum „nicht elend aus, weil er ſeine Tugend mit ins „Grab nahm. Man ſehe aber dagegen das Verblühte, Verwelkte, die Spuren ausdauern„der Kälte, wie Lavater ſagt, auf dem Geſichte „betagter tugendhafter Mädchen.“ Dieß iſt ein ſeltſames Räſonnement in allem Betrachte. Wenn man bey einer ſo wichtigen Sache ſcherzen könnte, möchte man wohl fragen: ob das beweiſen ſoll, daß die Frau des Mannes wegen da iſt? und dann einwenden, daß es gerade das Gegentheil beweiſet. Denn ſein Lebtage hat man nicht gehört, daß der Kranke der Arzney wegen geſchaffen ſey, ſondern immer die Arzeney um des Kranken willen. Allein die Sache iſt zu ernſthaft, um nicht ernſthaft behandelt zu werden: und da be-

haupte ich; daß wenn die Ausſage dieſes Schriftſtellers wahr wäre, ſo bewieſe ſie deutlich, wie ſehr die Natur es für nöthig gehalten hat, künſtliche Anlagen zu machen, um das Weib zu zwingen, ſich in die Arme des Mannes zu werfen; damit ja nicht viele auf die Gedanken kommen möchten, ſich dieſer ſo ungleichen Verbindung mit ihm zu entziehn. Sie beweiſt aber gar nicht, daß das Weib moraliſch weniger ein ſelbſtſtändiges Weſen ſey als der Mann. — Allein dieſe Behauptung iſt nicht einmal wahr. Erſtlich frage ich: wenn es ſchon ausgemacht wäre, daß Newton ſein ganzes Leben hindurch kein Frauenzimmer berührt hätte, welches doch immer zweifelhaft bleibt; wer hat dieſen gelehrten Mathematiker geſehn, um zu behaupten, er habe ſo ſehr geblüht? und was bewieſe denn am Ende ein einzelner Fall? Wenn aber auch alle übrigen Junggeſellen auf der Welt wie die aufgehenden Roſen blühten, und alle Jungfern ſo jämmerlich ausſähen als die Bewohner eines Siechhauſes; wer könnte wohl mit einigem Fuge daraus ſchließen, der Mann ſey

dem Weibe ein unentbehrliches Geſundheitsmittel, die Frau aber nicht dem Manne? Wahrlich wer dieſen Punkt recht genau unterſuchen wollte, müßte eine ſaubre Abhandlung ſchreiben, die man mir hoffentlich ſchenken wird. Indeß wenn ſchon andre, ſowohl als dieſer Verfaſſer, dieſen Satz behauptet haben, ſo iſt er doch im Allgemeinen gar nicht wahr. Wer ſich davon überführen will, reiſe nur in den katholiſchen Ländern und beſuche die Nonnenklöſter. Er wird gewiß nicht finden, daß die bejahrten Nonnen dort ſo ausſehen, wie man es nach jener Schilderung erwarten müßte. Freylich giebt es Schlachtopfer des eheloſen Standes unter dem weiblichen Geſchlechte, aber immer bleibt es ungewiß, ob ſie geſundre Weiber geworden wären; und dann ſo beruht das blos auf individuellen Beſchaffenheiten. Sonſt iſt im Gegentheil der eheloſe Stand durchgängig der Erhaltung der Schönheit bey dem weiblichen Geſchlechte günſtiger, als der verehlichte.

Moraliſche Gründe nöthigen das Weib, den Bund mit dem Manne einzugehen, ſo nachtheilig auch die Bedingungen deſſelben für ſie ſind.

Nein! nicht phyſiſche, ſondern moraliſche Urſachen zwingen das Weib jenen ſo ungleichen Bund mit dem Manne einzugehen. Es iſt mit ihm auf einen Planeten geſetzt. Er beſitzt mehr körperliche Stärke, und darauf gründet ſich ſein Recht ſich daſſelbe zu unterwerfen. Zwar behaupten Einige, dieſe Unterwerfung gründe ſich zugleich auf die höhern Verſtandeskräfte des Mannes. Ich glaube aber, den Ungrund dieſer Meynung dargethan zu haben. Geſetzt indeß, man wollte dieſen Satz als erwieſen annehmen, ſo müſſen doch die Gegner geſtehn, daß das Weib ſo viel Verſtand hat, ſeine Lage zu kennen; und völlig ſo viel als nöthig iſt, um ſich in dem Stücke dem Manne gleich zu achten. Dieß aber iſt hinreichend um das zu beſtätigen, was ich hier von dem unbehaglichen Zuſtande des Weibes in dieſer Welt behaupte.

Das alſo beſchaffne Weib hat keine Wahl, als ſich einem Manne zu ergeben. Beſchlöſſe ſie ein ſelbſtſtändiges Weſen zu bleiben, ſo würde ſie in der Jugend den Begierden der Männer

ausgeſetzt ſeyn. Unterläge ſie dann der größern Mannskraft, oder ihren durch allerhand Reitzungen rege gewordnen eignen Begierden, ohne den Bund der Unterwerfung einzugehen, ſo wäre ſie in den traurigſten Zuſtand verſetzt. Ihre eigne Verlegenheit würde durch die traurige Lage völlig unbehülflicher Geſchöpfe vermehrt, woran ſie ein unüberwindlicher Trieb feſſelt. Widerſtände ſie allen Reitzungen, ſo würde ſie von dem durch ihre Weigerungen aufgebrachten männlichen Geſchlechte tauſend Unrecht, Bedrückung und Herzeleid erdulden müſſen, wozu, nach dem Verluſte ihrer Reize, noch Verachtung und Hohn kommen würden. Wie wollte ſie ſich dann helfen können? In jedem Zuſtande der Menſchheit, von der roheſten Wildheit an bis zu dem Stande der geſittetſten Völkerſchaften, würde ſie ſich in einer höchſt verdrüßlichen Lage befinden, wenn ſie ſich nicht unterwerfen wollte.

Der Mangel an Wahlfreyheit macht den Zuſtand des Weibes noch

Dieß alles iſt freylich traurig genug; allein es iſt doch noch nicht das traurigſte. Die Weiber würden ſich einigermaaßen darüber tröſten

trauriger dabey. können, wenn ſie den Mann wählen dürften, mit dem ſie dieſen ungleichen Bund ſchließen wollen. Aber nein! ſie müſſen erwarten, wer ſie wählen will. Selbſt dann, wenn ihnen das Ausſchlagen des Wählenden frey ſteht, dürfen ſie nicht gar zu fertig damit ſeyn. Denn im Stande einer ungebildeten Geſellſchaft, könnten ſie ſich leicht die Rache des Ausgeſchlagenen zuziehen. Bey geſitteten Nationen aber, wo die Geſetze ſie allenfalls vor deſſen Zorn ſchützen, würken verſchiedene Einrichtungen ſo viel in ihre Wahlfreyheit, daß dieſe ſehr eingeſchränkt bleibt. Auf alle Fälle müſſen die Urſachen des Ausſchlagens immer auffallend ſeyn. Denn, wenn der geringſte Schein von Eigenſinn dabey obwaltet, ſo macht ihnen der gereizte Stolz unſers Geſchlechts ein Verbrechen daraus, und ſie ſtehen in Gefahr ihr Leben in dem verdrüßlichen Zuſtande eines verlaßnen ſchwächern Geſchöpfs, unter lauter ſtärkern zuzubringen.

Eigenſchaften, wodurch die Natur das So wollte es die Natur, und dagegen hilft nun freylich kein Sträuben. Es iſt wahr dieſe

gütige Mutter rüſtete das weibliche Geſchlecht dagegen mit zwey Eigenſchaften aus, ohne welche ſein Zuſtand ganz unerträglich ſeyn würde. Die eine iſt jene Mäßigung der Triebe, wodurch es allein fähig wird, dem nicht ſelbſt gewählten Manne die Treue zu halten, die wir von ihm verlangen, und ſich ſeinem Charakter ſo anzuſchmiegen wie es thun muß. Die andre iſt eine heldenmäßige Geduld in Leiden.

wieder hat gut machen wollen.

Entſetzlich hart deucht es uns dieſe edle Tugend dadurch herabſetzen zu wollen, daß man ſie körperlichen Anlagen, einer Art von Stumpfheit des Gefühls zuſchreibt, wie der Verfaſſer des Buchs über die Weiber S. 64. thut. „Weil ihre „Fibern ſchlaffer ſind, geringern Widerſtand lei„ſten, — tragen die Weiber geduldiger als die „Männer anhaltende große Schmerzen.“ Welche gräßliche Philoſophie! Sollen wir darum, weil die Weiber geduldiger leiden können als wir, uns weniger um ihre Schmerzen bekümmern? Sie noch durch eine deſpotiſche Behandlung, durch

Schändlichkeit des Misbrauchs dieſer Eigenſchaften von unſrer Seite.

Beraubung aller Linderungsmittel, die ſich dagegen finden ließen, vergrößern? Wer vermag es zu ſagen, was in den Tugenden eines jeden menſchlichen Weſens Anlage der Natur iſt oder nicht? Iſt nicht jener thätige Muth, worauf wir uns ſo viel zu gute thun, faſt immer nur phyſiſches Gefühl unſrer Kräfte? Nein holdes, edles Geſchöpf! Du fühlſt gewiß deine Schmerzen, ſie mögen phyſiſch oder moraliſch ſeyn, in vollem Maaße! Allein du beſitzeſt eine beſondre Seelenkraft, ſie ohne Geräuſch zu ertragen. Das mag immerhin ein Geſchenk der Natur ſeyn; ſind es doch im Grunde alle Eigenſchaften der Menſchen. Du darfſt uns darum nicht weniger ehrwürdig ſeyn. Wir müſſen es darum nicht weniger für eine heilige Pflicht halten, dir jeden Schmerz nach Möglichkeit zu erſparen, und jeden, den du tragen mußt, wo wir nur können zu erleichtern. Schändlich wäre es von uns, wenn wir, ſtatt deſſen, unſre Uebermacht dazu gebrauchen wollten, dir das von der Natur zugetheilte weit härtere Loos noch zu erſchweren, und durch

deſpo-

deſpotiſchen Eigenſinn völlig unerträglich zu machen.

Ich habe hier gezeigt, wie die Lage des Mannes und des Weibes gegen einander beſchaffen iſt, wenn man ſie in ihrer größten Allgemeinheit betrachtet. Wir müſſen nun ſehen, wie und mit was für einem Erfolge ſie die Geſellſchaft in den verſchiednen Zuſtänden und Wohnorten des menſchlichen Geſchlechts modificirt hat.

Zweites Hauptſtück.

Von den verſchiednen Verhältniſſen der beiden Geſchlechter, die aus dieſen natürlichen Anlagen derſelben, bey unterſchiedlichen Völkern, und in unterſchiedlichen Zeitaltern, entſprungen ſind; und von den Wirkungen dieſer Verhältniſſe.

Schwierigkeiten, die ſich in Weg ſtellen, wenn man erforſchen will, auf welche Art die Menſchen das Eheband unter ſich geſtiftet haben.

Daß das Eheband auf dem ganzen Erdboden aus jenen natürlichen Anlagen, ſo wie ich ſie eben geſchildert habe, entſprungen iſt, bleibt eine unbezweifelte Sache. Allein ſobald man ſich den Menſchen in ſeinem allerroheſten Zuſtande, den Naturmenſchen, wie ihn Roußeau ſchildert und einige Seefahrer ihn hie und da beynahe gefunden haben, vorſtellt; und ſich dann frägt: wie iſt aber die Ehe daraus entſtanden? ſo findet man gleich, daß Glieder in der Kette fehlen, die man ſchwerlich völlig zuſammenhängend ergänzen kann. Man ſtelle ſich Männer und Weiber vor,

wie ſie in einem iſolirten Zuſtande auf der Welt zuſammen leben. Da ſcheint der bloße Geſchlechtstrieb nicht fähig, ſie ſo zu vereinigen, daß ſie das Eheband knüpfen. Er iſt's um ſo weniger, da deſſen Befriedigung nur bey den Weibern einen tiefen Eindruck zurück zu laſſen ſcheint; da zwiſchen dieſer Befriedigung und der letzten Periode ihrer nächſten Folgen eine ſehr lange Zeit verſtreicht; und endlich, da die Kinderliebe überhaupt bey unſerm Geſchlechte nur ſchwach iſt, beſonders alsdenn, wenn das Eheband nicht vorher geſchloſſen iſt, und deshalb Zweifel wegen der Vaterſchaft bleiben. Bey ſo bewandten Umſtänden ſcheint die Entſtehung des Ehebundes nicht leicht zu erklären: und es bleibt immer ein großer Sprung von der regelloſen Liebe unter rohen Urmenſchen, bis zur Stiftung eines ordentlichen Ehe- und Familienſtandes. Ja ſelbſt dann, wenn man annimmt, daß der Menſch von Natur ein geſelliges Thier iſt, und ihm Sprache beylegt; ſo ſollte man doch eher vermuthen, daß, ſobald ihrer mehrere eine Ge-

ſellſchaft ſtiften, welches alsdenn mit ihrer Exiſtenz zugleich gedacht werden muß, ſie eine ſolche Einrichtung treffen würden, vermöge welcher Weiber und Kinder der ganzen Maſſe zugehörten. So finden wir es aber nirgends. Ueberall haben die Männer ihre eignen Weiber und ihre eignen Kinder. Die wahre Urſache hievon auszumachen, iſt ſo leicht nicht als man glaubt. Man muß dazu einen Grundtrieb annehmen, der noch nicht genugſam entwickelt iſt, und den ich an einem andern Orte ſuchen werde genauer zu beſtimmen. Meine Abſicht geht gegenwärtig blos dahin, zu unterſuchen, nach welchen Grundſätzen der Ehebund unter den Menſchen geſtiftet worden iſt. In Anſehung jener Frage iſt mir genug, zu bemerken, daß weder der bloße Geſchlechtstrieb, noch die damit vereinigte Sorge für das Aufbringen der Kinder die Entſtehung deſſelben hinlänglich erklären; weil jener für ſich die Männer nicht auf eine dauerhafte Verbindung zu leiten ſcheint, und weil dieſer Bund vor der Exiſtenz der Kinder geſtiftet ſeyn muß, wenn der

Mann die Kinder lieben und für ſie ſorgen ſoll; denn bey ihm thut das Miteinanderleben, und die Idee des Eigenthums alles zur Kinderliebe.

Zumal da es unter den bekannten rohen Völkern nicht nach einerley Grundſätzen geſtiftet worden iſt.

Wäre das Eheband unter allen Völkern auf eine Art geſtiftet, ſo wäre der Grund, worauf es beruht, vermuthlich leichter zu entdecken. Fände man auch nur, daß die uns bekannten, dem Naturſtande am nächſten lebenden Völker, dieſes Band nach einer Weiſe geformt hätten, ſo würden wir dieſe als die urſprüngliche annehmen, und die andern Veränderungen den Verfeinerungen, ja auch wohl den Irrwegen des geſelligen Lebens zuſchreiben können. Allein auch bey den roheſten Völkern ſind Grundſätze und Form dieſes Bandes ſehr verſchieden. So finden ſich einige, wo die Männer jeder nur ein Weib, andre, wo ſie deren viele haben: einige, wo auf Reinigkeit der weiblichen Sitten vor der Ehe ſehr viel, andre, wo darauf gar nicht gehalten wird: einige wenige ſogar, die aus der Treue in der Ehe ſelbſt wenig zu machen ſcheinen: endlich haben einige dieß Band ſehr loſe geknüpſt; da es andere

faſt unverbrüchlich halten. Ueberall ſieht man indeß, daß dieſe Grundſätze und Form von der Willkühr des männlichen Geſchlechts abgehangen haben, und daß ſich das weibliche die Bedingungen hat gefallen laſſen müſſen, die ihm jenes auferlegt hat. Nirgends iſt es völlig ein zwiſchen zwey gleich freyen Weſen errichtetes Bündniß. Gar zu oft iſt es nichts als ein ſchweres Joch, worunter der ſtärkere Theil den ſchwächern gezwungen hat.

Beyſpiel der Unbilligkeit, womit die Männer oft dabey verfahren ſind.

Will man ſich von der Unbilligkeit einen Begriff machen, womit gemeiniglich das männliche Geſchlecht, ſelbſt in jenem ungebildeten Zuſtande, den man für unverdorbner hält, ſeine phyſiſche Kraft gemißbraucht hat; ſo leſe man folgende Stelle aus Raynals Werke über die europäiſchen Beſitzungen in beiden Indien. 12tes Buch, 1ſter Abſchnitt:

„Die Unterdrückung, worin die Weiber in „der neuen Welt leben, iſt ohne Zweifel der „Hauptgrund der geringen Menſchenzahl, die „ſich auf dieſem Theile des Erdbodens befindet.

„Dieſe Tyranney iſt allgemein, aber an den „Ufern des Oronoko ärger als ſonſt irgendwo. „Auch findet man in dieſen Gegenden wenig „Einwohner, ſo freygebig ſonſt die Natur ge„gen ſie geweſen iſt. Die Mütter pflegen auch „die Mädchen, die ſie gebähren, öfters umzu„bringen, indem ſie ihnen den Nabel ganz kurz „abſchneiden, ſo daß die Kinder an einer Ver„blutung ſterben. Das Chriſtenthum ſelbſt „hat eine ſo abſcheuliche Gewohnheit nicht ab„ſchaffen können. Dieß bezeugt der Jeſuit Gu„milla. Er erfuhr einſtens, daß eine von ſei„nen Neubekehrtinnen eben einen ſolchen Mord „begangen hatte, und ging zu ihr, um ihr das „begangne Verbrechen in den kräftigſten Aus„drücken vorzuhalten. Dieſe Frau hörte dem „Miſſionär ganz ruhig zu. Als er ausgeredet „hatte, bat ſie um die Erlaubniß antworten zu „dürfen, und that es folgendermaßen:

„Wollte Gott, Pater! wollte Gott, meine „Mutter, als ſie mich zur Welt brachte, hätte „Liebe und Mitleid genug mit ihrem Kinde ge-

„habt, um mir alles zu erſparen, was ich aus-
„geſtanden habe, und noch bis ans Ende meines
„Lebens werde ausſtehen müſſen. Wenn meine
„Mutter mich in der Geburt erſtickt hätte, ſo
„wäre ich geſtorben, aber ich hätte vom Tode
„nichts empfunden, und wäre dem allerunglück-
„lichſten Stande entgangen. Wie viel habe ich
„nicht gelitten, und wie viel bleibt mir noch zu
„leiden übrig!

„Stelle dir einmal vor, Pater! die Müh-
„ſeligkeiten, die einer Indianerinn unter dieſem
„Mannsvolke bevorſtehen. Sie begleiten uns
„aufs Feld mit ihrem Pfeil und Bogen,
„wir aber gehen dahin mit einem Kinde
„beladen, das wir im Korbe tragen, und mit
„einem andern an der Bruſt hängend. Sie
„gehen hin, ſchießen einen Vogel, oder fangen
„einen Fiſch; wir aber graben das Land, und
„nachdem wir die ganze Arbeit des Bauens ge-
„than haben, müſſen wir noch die ganze Arbeit
„des Aerntens verrichten. Sie kommen des
„Abends ohne die geringſte Laſt zurück; wir

„bringen ihnen Wurzeln zu ihrer Nahrung, und „Mais zu ihrem Getränke. Nach ihrer Rück„kunft gehen ſie, ſich die Zeit zu vertreiben, zu „ihren Freunden; wir, wir müſſen Holz und „Waſſer holen, um das Abendeſſen zu kochen. „Haben ſie gegeſſen, ſo legen ſie ſich ſchlafen; „und wir, wir müſſen die Nacht über Mais „mahlen, und ihnen ihr Chika zubereiten. Und „was iſt der Lohn für dieſes unſer Wachen? Sie „trinken den Chika, und wenn ſie beſoffen ſind, „ſo ſchleppen ſie uns bey den Haaren herum, „und treten uns mit Füßen.

„Ach, Pater! wollte Gott, meine Mutter „hätte mich in der Geburt erſtickt! Du weißt „ſelbſt, ob unſre Klagen gerecht ſind oder nicht. „Was ich dir hier erzähle, das ſiehſt du alle „Tage. Aber unſer größtes Unglück kannſt du „nicht einmal wiſſen. Es iſt für eine arme „Frau traurig, ihren Mann wie eine Sklavinn „zu bedienen; am Tage im Felde unter beſtän„digem Schweiß; und auch nicht einmal des „Nachts Ruhe zu haben. Aber es iſt entſetzlich,

„wenn ſie erlebt, daß er nach zwanzig Jahren „eine andere jüngere Frau nimmt, die keine „Vernunft hat. An die hängt er ſich alsdenn. „Sie ſchlägt uns, ſie ſchlägt unſre Kinder; ſie „gebietet über uns, geht mit uns um, als mit „einer Magd, und bey dem geringſten Murren „iſt der Mann da mit einem Prügel. — Ach, „Pater! wie verlangſt du, daß wir dieſen Zu„ſtand aushalten ſollen? Was kann eine In„dianerinn wohl beſſers thun, als ihr Kind ei„ner Knechtſchaft entziehn, die tauſendmal ärger „iſt, als der Tod. Ich ſage es noch einmal, „wollte Gott, Pater! meine Mutter hätte mich „lieb genug gehabt, um mich zu begraben, als „ich auf die Welt kam! Mein Herz würde nicht „ſo viel zu leiden, meine Augen nicht ſo viel zu „weinen haben!“

Nicht mit derſelben Unbarmherzigkeit, allein mit ähnlicher Ungleichheit und Unbilligkeit iſt das Eheband unter den allermehrſten Nationen der Welt geſtiftet worden. Es würde zu müh-ſam ſeyn, ſie in dieſem Punkte zu muſtern, und

die Verſchiedenheit der Gebräuche würde die ganze Unterſuchung zu weitläuſtig machen. Indeſſen müſſen doch hier einige Hauptthatſätze erörtert werden, um mir den Weg zu jenen Grundſätzen und ihren Folgerungen zu bahnen, auf welche mich die Beobachtung derſelben geleitet hat, und deren Auseinanderſetzung und Anempfehlung die Abſicht dieſes Werks ausmacht.

Erfahrung und Vernunftſchlüſſe beweiſen es um die Wette, daß da, wo Vielweiberey herrſcht, das Weib eine wahre Sklavinn iſt; zwar bey den höhern Klaſſen eine unthätige, eine geputzte, allein doch immer eine eingekerkerte und auf alle Art geplagte Sklavinn. Es fließt auch aus der Natur der Sache, daß die Weiber da, wo dieß Verhältniß ſtatt findet, in einem ſklaviſchen Zuſtande leben müſſen. Denn wo ein Mann mehrere Weiber hat, iſt er nothwendig der einzige Mittelpunkt aller ihrer Wünſche, Regungen und Gedanken, weil von ihm doch immer jede mögliche Verſüßung ihres Zuſtandes, die Erfüllung eines jeden Verlangens abhängt. Nun

Da, wo Vielweiberey herrſcht, muß das Weib unglücklich ſeyn.

kann er nicht ſeine Wohlthaten, noch viel weniger ſeine Zuneigung unter alle gleich vertheilen. Alſo muß allemal auch nur bey zwey Weibern eine unglücklich ſeyn: eine muß alsdenn alle Stunden einen dreyfachen unausſtehlichen Verdruß empfinden. Erſtlich den, das nicht zu haben, was ſie wünſcht; zweytens den, zu ſehen, daß eine andre alles mehr und beſſer hat; und endlich den quälendſten unter allen: nämlich die Empfindung der gekränkten Eitelkeit. Wer ſich das recht vorſtellt, der wird geſtehn, daß das ein rechtes Höllenleben ſeyn muß; und daß folglich kein menſchliches Weſen ſich daſſelbe gefallen laſſen kann, außer wenn es mit dem ſchärfſten Zwange dazu gebeugt wird. Auch iſt in allen ſolchen Ländern die Gewohnheit, daß nach der Einwilligung des Weibes, bey Schließung des Ehevertrags, deſſen Bedingungen es doch alle erfüllen ſoll, gar nicht gefragt wird. Jede Frauensperſon hat immer einen über ihr Schickſal gebietenden Mann, der alles anordnet, was ihre Eheverbindung betrifft. Sie muß dem ihre Arme öfnen, den er ihr zeigt.

Minder unglücklich iſt jederzeit das Weib da, wo Einweiberey herrſcht. Gemeiniglich iſt ſie da ſo glücklich, als ſie ſeyn kann. Man begreift wohl, daß ich hier gänzlich im Allgemeinen rede, und jede individuelle Beſtimmung aus den Augen ſetze. Selbſt da, wo die Sinnlichkeit, und daraus entſpringende Veränderlichkeit der Männer, dieſe bewogen hat, ſich das Recht der Eheſcheidung vorzubehalten, iſt das Weib doch nicht ſo unglücklich; welches man daraus ſieht, daß unter allen ſolchen Völkern die Geſetze dabey auf eine ziemlich erträgliche Art für ihr Geſchlecht geſorgt haben.

Es iſts niemals ſo ſehr da, wo Einweiberey eingeführt iſt.

Bewundernswürdig iſt es für den, der über ſolche Gegenſtände nachzudenken vermag, daß weder die Vielweiberey noch die Einweiberey unter dem ganzen Menſchengeſchlechte eingeführt iſt. Ohne mich hier darauf einzulaſſen, welchen Geſetzen des Klima's oder des Temperaments beide Einrichtungen unterworfen ſind, will ich nur bemerken, daß von jeher die Einweiberey in Europa eingeführt war. Woher dieß kömmt, mö-

Einweiberey war von jeher Sitte in Europa.

gen andre beſtimmen, die es beſſer wiſſen. Ich begnüge mich mit der Beobachtung des Thatſatzes ſelbſt, der ausgemacht wahr iſt, und zu genug intereſſanten Bemerkungen Anlaß geben kann, ohne mit der immer ungewiſſen Erforſchung der Urſache viel Zeit zu verderben.

Widerlegung des Buchs üb. die Weiber.

Der Verfaſſer des Buchs über die Weiber hat es als einen Grundſatz feſtgeſetzt, daß ſie unter uns nicht an ihrem Platze ſtehen, und er hat ſuchen durch eine kurze Darſtellung des Zuſtandes dieſes Geſchlechts unter den Griechen, den Römern, und im Mittelalter, bis auf unſre Zeiten herab, dieſen Satz theils zu beweiſen, theils zu zeigen, wie ſie auf jenen ſeiner Meynung nach unrechten Platz unter uns gekommen ſind. Meine Abſicht iſt darzuthun, warum ich dieſen Satz nicht für wahr halten kann. Ich muß ihm alſo in dieſer Darſtellung ein wenig folgen. Es wird aber nöthig ſeyn, dieſen Satz ſelbſt richtig zu erklären. Ich werde zugeben, daß die Weiber am unrechten Platze ſtehen, wenn ſie einen ſolchen Stand in der Geſellſchaft einneh-

men, vermöge welchem das ganze menſchliche Geſchlecht, der männliche Theil ſowohl als der weibliche, unglücklicher iſt, als er bey einer andern Behandlungsart des letztern ſeyn würde. Ich werde aber glauben das Gegentheil bewieſen zu haben, wenn ich darthue, daß ihr Stand unter uns das ganze menſchliche Geſchlecht glücklicher macht, als jeder andre bekannte, worin ſie leben.

Was aus ſeinem übertriebenen Lobe der Griechen erhellt.

Durch nichts zeigt dieſer Schriftſteller ſeine Geſinnung gegen das weibliche Geſchlecht deutlicher, als durch das übertriebene Lob, das er hierin den Griechen giebt. Alles, was er von dieſer Nation ſagt, iſt grundfalſch. Ich werde es ganz deutlich zeigen. Nur will ich es nicht hier thun, ſondern in einem Anhange zu dieſem Kapitel, damit es Leſer, denen dergleichen antiquariſche Unterſuchungen gleichgültig ſind, überſchlagen können. Auch führen die Ausſagen dieſes Verfaſſers nothwendig auf Gegenſtände, welche delikate, an die Laſter der Griechen durch Leſung ihrer Schriften nicht gewöhnte Gemüther,

leicht beleidigen können. Derjenige Leſer aber, den die Unterſuchung intereſſirt, der wird ſich wundern, wie man ſich durch Leidenſchaft verleiten laſſen kann, ſo blind zu urtheilen, oder andre ſo blenden zu wollen. Hier begnüge ich mich, meinen Leſern zu zeigen, wie die Griechen ihre ehelichen Frauen hielten. Da ſie jener Verfaſſer darin ſo preiſt, ſo geht ja wohl ſeine Meynung darauf hinaus, daß wir die unſrigen eben ſo halten ſollten. Die Schilderung iſt aus einem der größten Kenner griechiſcher Alterthümer genommen. S. Gillie's Geſchichte von Griechenland. Zweyter Theil, Kap. 13.

Wie die Griechen das weibliche Geſchlecht hielten.

„Das griechiſche Frauenzimmer war von „allem geſellſchaftlichen Umgange ausgeſchloſſen, „zu deſſen Zierde die Natur es geſchaffen hatte; „und es ward ſehr ſtreng in den hinterſten Zimmern der Wohnung eingeſperrt gehalten, wo es „ſich nur mit den niedrigſten Verrichtungen des „Hausweſens beſchäftigte. Man hielt es für „unanſtändig, wenn es aus dem Hauſe ging, „außer bey Gelegenheit irgend einer Prozeſſion,

„eines

„eines Leichenbegängniſſes, oder einer religiöſen „Feyerlichkeit. — Die unſchuldigſte Freyheit „ward als eine Verletzung der Sittſamkeit er„klärt, und wenn der gute Ruf einer Frauens„perſon den geringſten Fleck erhalten hatte, ſo „konnte dieſer nie ausgewaſchen werden. Wäre „eine ſo unvernünftige Strenge aus der unbilli„gen Eiferſucht entſprungen, die bisweilen mit „heftiger Liebe verbunden, und in einem gewiſ„ſen Maaße von zärtlicher Leidenſchaft unzer„trennlich iſt; ſo wäre das Schickſal der griechi„ſchen Frauen zwar nicht viel glücklicher, aber „doch lange nicht ſo ſchimpflich geweſen. Allein „den Griechen war jene Feinheit der Empfindun„gen ganz fremd, die in den Ritterzeiten, und „auch noch anjetzt in einigen europäiſchen Süd„ländern, die Weiber zum Gegenſtande einer „argwöhniſchen, jedoch ehrfurchtsvollen Leiden„ſchaft macht, und die Männer verleitet, der „Eitelkeit derſelben auf Koſten ihrer Freyheit zu „fröhnen. Die griechiſchen Weiber lebten als „Mädchen und als Frauen unter gleichem

„Zwange. Man gab ſich in keinem Zeitpunkte „ihres Lebens die geringſte Mühe, ſie zu ange„nehmen Gliedern der Geſellſchaft zu bilden. „Ihre Erziehung ward gänzlich vernachläßigt, „oder wenigſtens auf ſo ſchlechte Gegenſtände „eingeſchränkt, daß ſie, anſtatt ihren Geiſt zu „erheben und zu veredeln, ihn kleiner und nie„driger machen mußten. — Man glaubte, ſie „wären nur fähig, das tägliche Werk der Haus„arbeit zu verrichten, als Hausverwalter ihrer „Männer zu handeln, und dieſe auf ſolche Art „von einer Menge kleiner Sorgen zu befreyen, „die ihrer Aufmerkſamkeit nicht werth, und ih„rer Würde nicht angemeſſen ſchienen. Da die „ganze Laſt ſolcher knechtiſchen Sorgen den Wei„bern übertragen waren, ſo ward auch ihre Be„handlung und ihr Unterricht dieſer niedern „Stufe gemäß eingerichtet, über welche ſie nie„mals hoffen durften ſich zu erheben. Man „litt nicht, daß irgend etwas ihr Gemüth von „ſolchen knechtiſchen Verrichtungen abwendig „machte, worin ſie ihr ganzes Leben zubringen

„ſollten: kein edler Gedanke ward ihrer Einbil„dungskraft jemals vorgehalten, der ſie hätte „über jene niedrigen Künſte erheben können, auf „die ſie ihre Kräfte verwenden ſollten: die ge„ringſte Gemeinſchaft mit Fremden ward für „eine gefährliche Vergehung gehalten; und die „geringſte Freundſchaft oder Verbindung außer „den Mauern ihres Hauſes, für ein abſcheuliches „Verbrechen; denn es hätte ſie verleiten kön„nen — das Hausgeräthe und die übrigen ih„rer Obhut übertragnen Dinge zu veruntreuen. „Die Athenienſiſchen Geſetze beſtätigten ſogar „dieſe unſelige Herabwürdigung des weiblichen „Geſchlechts dadurch, daß ſie die Sicherheit des „Eigenthums eines Mannes für wichtiger hiel„ten, als die Vertheidigung ſeiner Gattinn ge„gen einen Schimpf, oder die Beſchützung ihres „Rufs vor Schande. ꝛc. ꝛc.“

Das wäre alſo wohl der Platz, auf dem das Weib nach dieſes Schriftſtellers Meynung in der menſchlichen Geſellſchaft ſtehn müßte? Wenn es wahr iſt, was er behauptet, daß in

dem Eigenthümlichen des Geſchlechts faſt nichts ſey, was ſie zur bürgerlichen Geſellſchaft, zur Societät *) beſtimmt, und vieles, was ſie aufs Häusliche einſchränkt; daß das Weib um des Mannes willen da ſey; ſo folgt das von ſelbſt. Und ſein übertriebnes Lob der Griechen zeigt gar deutlich, daß das auch ſeine wahre Meynung iſt. Armes Weib! Hier tritt ein Mann auf, der ſich nicht ſcheut zu erklären, daß du der uns gegebne Helote der Natur biſt, und daß wir dich ſo erziehen und ſo halten ſollen, wie die Lacedämonier jene von ihnen unterjochte Menſchen.

Die Römer haben d. Weiber zu jeder Zeit ganz anders behandelt.

Darin irrt nun dieſer Schriftſteller ganz und gar, wenn er glaubt, daß die Römer zu irgend

*) Hier iſt eine Doppelſinnigkeit, hinter welche ſich vielleicht der Verf. zurückziehen könnte. Allein es wäre eitel Spiegelfechten. Denn bürgerliche Geſellſchaft kann hier unmöglich ſo viel als Verwaltung der Staatsangelegenheiten heißen, indem auch unter uns die Weiber nicht Hofräthe und Sekretärs werden, und keinem Menſchen einfallen kann, dagegen zu ſchreiben. Alſo müſſen dieſe Worte hier ſo viel als geſellſchaftlicher Umgang bedeuten.

einer Zeit ihre Weiber ſo hielten und behandelten, als die Griechen die ihrigen. Auch dieſes werde ich hernach darthun. Allein im Ganzen kann es uns gleich ſeyn, wie dieſe Nationen ihre Weiber gehalten haben. Die Frage bleibt immer: ob wir heut zu Tage die unſrigen unrecht behandeln, und wie wir mit ihnen verfahren ſollten?

So auch die Völker, die das römiſche Reich zerſtörten.

Es lohnt ſich nicht der Mühe, den bemeldeten Schriftſteller in ſeiner kurzen Geſchichtsklitterung zu verfolgen, wo er die Art angiebt, wie es mit den Weibern dahin gekommen iſt, daß wir ihnen nach der jetzigen Weiſe begegnen. Sie iſt zwar ganz irrig, und auf bloße Vorurtheile gegründet, die nichts deſto weniger falſch ſind, wenn man ſie ſchon durchgängig für gegründet hält. Der Geiſt der Ritterzeiten würde nicht entſtanden ſeyn, die Galanterie, die die Rittergeſetze athmeten, würde nicht ſtatt gefunden haben, wenn nicht die Völker, die das römiſche Reich vollends zu Trümmern ſchlugen, und die Welt in eine neue Barbarey verſenkten, in ihrem

uralten Zuſtande den Grundſatz einer billigen, anſtändigen und edlen Behandlung des weiblichen Geſchlechts gehabt hätten. Sobald ihre Gewohnheiten dadurch zu Geſetzen wurden, daß ſie die Schreibekunſt lernten, und jene ſchriftlich abfaßten, ſo äußerte ſich auch darin dieſer Grundſatz, und die älteſten uns bekannten Geſetze dieſer Völker tragen ganz unverkennbare Spuren davon.

Das Reſultat der Thatſätze über dieſen Punkt zeigt eine gedoppelte Art, das Eheband zu ſchließen.

Wenn man die einzelnen Züge, die uns die Geſchichte und die Erdkunde über dieſen Punkt liefert, zuſammen nimmt, und in einem allgemeinen Bilde entwirft, ſo wird man meiner Meynung nach zwey Hauptcharaktere der Art finden, wie ſich das männliche und weibliche Geſchlecht auf dieſem Planeten mit einander verbunden haben.

Die eine mit Unterjochung der Weiber, u. gemeiniglich dabey vergönnten Vielweiberey.

Der eine iſt der, daß der Mann das Weib völlig unterjocht, von allen Rechten gegen ihn entblößt, und völlig als ſein Eigenthum in ſeine Gewalt bekömmt. Er verſpricht ihr weder Treue noch Liebe, ſondern blos Unterhalt und Schutz,

wobey ſie doch vielfältig, ſo lange und ſo viel ſie kann, das Beſchwerlichſte zur Herbeyſchaffung des Unterhalts verrichten muß; je nachdem der Zuſtand der Civiliſation in der Geſellſchaft beſchaffen iſt, zu welcher beide gehören; oder auch nach Beſchaffenheit des Standes, den der Mann in ſeiner Geſellſchaft behauptet. Bey dieſer Art von Verbindung lebt die Frau in einem erträglichen Zuſtande, ſo lange ſie den Mann zu reizen weiß. Hört ſie aber auf ihm zu gefallen, oder, um richtiger zu reden, einen Eindruck auf ſeine Sinne zu machen, ſo iſt er ihr nichts weiter ſchuldig, als das obenbeſagte. Dabey haben ſich ſogar die Männer bisweilen noch die Freyheit vorbehalten, die Weiber in jenem hülfloſen Zuſtande zurückzuſtoßen, dem ſie dadurch zu entfliehen hoffen, daß ſie ſich ihnen ergeben. Mit dieſer Art das Eheband zu ſchließen, iſt Vielweiberey, und bey denen, die die Mittel dazu haben, Einſperren der Weiber gemeiniglich verbunden. Wo aber die Umſtände der Geſellſchaft das nicht geſtatteten, da ſteht für ſie die fürchterlichſte Strafe

auf dem Ehebruch. Und um in dieſer Einrichtung die gänzliche Unterjochung derſelben zu zeigen, ſo findet dabey faſt allezeit ein Kaufen der Braut von Seiten des Bräutigams ſtatt, und ein Verkaufen derſelben von Seiten des Vaters, oder des ſonſt über ſie gebietenden Mannes. Dieß läßt ſich meines Erachtens mit Recht keine Ehe nennen.

Die andre durch einen beiderſeitig freyen Contract, und damit faſt immer verbundne Einweiberey.

Der andre Hauptcharakter dieſer Verbindung iſt der, wo die Weiber in ſo fern frey ſind, daß der Mann, der eine zu beſitzen wünſcht, ſich um ihre Einwilligung bewerben muß; wo ſie ohne dieſe Einwilligung nicht weggegeben werden kann, wo ſie ſich ihm alſo nur unter Vorbehaltung gewiſſer Gegenrechte ergiebt: Mit einem Worte, wo dieſe Verbindung ein Bund zwiſchen zwey vernünftigen Weſen iſt, wovon das eine nur mehr phyſiſche Kräfte beſitzt als das andre, und alſo für den Schutz, den es dem andern ertheilt, welcher mit Mühſeligkeiten und Gefahren verbunden ſeyn kann, eine gewiſſe Ergebenheit in ſeinen Willen verlangt, und allerdings erhalten

muß. Mit dieſer Art von Verbindung iſt gemeiniglich Einweiberey, Verſicherung wechſelſeitiger Treue, Beſtand des Bundes bis in den Tod, wenn nicht beſondre Umſtände eintreten, verknüpft. Denn ohne dieſe Bedingungen würden ſchwerlich freye und vernünftige Weſen weiblichen Geſchlechts dahin zu bewegen ſeyn, ihn zu ſchließen. Nur Noth und Zwang könnten ſie dazu vermögen, und wenn dieſer Zwang nicht in einer gewaltſamen Beraubung ihrer Freyheit beſtünde, ſo würden ſie, ſo lange ſie noch Reize hätten, und Liebhaber hoffen könnten, dieſe Noth nicht empfinden, und immer auf einen warten, der ihnen beßre, und zwar die obbemeldeten Bedingungen anböte. Definirt man die Ehe einen Vertrag zwiſchen Mann und Frau, ſo verdient dieſe Art der Verbindung jener beiden Weſen allein dieſen Namen.

Beide Hauptarten fließen durch vielfältige Schattirungen hie und da in einander.

Ich brauche wohl nicht erſt anzumerken, daß alles in der Welt durch unendliche Schattirungen in einander fließt, und alſo vermiſchen ſich auf eben die Art dieſe beyden Manieren, das

Ehebündniß zu ſchließen. So war bey den Griechen Einweiberey eingeführt, und das weibliche Geſchlecht ward doch in der Sklaverey gehalten; andre ſolche Anomalien dieſer beiden Hauptregeln zu geſchweigen. Allein wenn ſchon die Fledermäuſe ihre Jungen lebendig zur Welt bringen, und doch fliegen, ſo bleibt der große Unterſchied der vierfüßigen Thiere und des Geflügels doch immer unangefochten.

Sonderbar ſcheint es indeß immer, daß die erſtere Art der Verbindung des Mannes und des Weibes von undenklichen Zeiten her bey allen Nationen des Erdbodens eingeführt iſt, und daß die andre nur in einem kleinen Winkel der Erde vom erſten Urſprunge des geſelligen Lebens an geherrſcht zu haben ſcheint.

Die Urbewohner Europens, die Völker celtiſchen Urſprungs haben durchgängig, und faſt allein, die Ehe nach letzter Weiſe unter ſich geſtiftet.

Auf welche Art die Welt bevölkert worden iſt, kann man philoſophiſch nicht entſcheiden. Wir nennen diejenigen Völker, von denen uns nicht die geringſte Ueberlieferung oder andre hiſtoriſche Spur zeiget, daß ſie urſprünglich aus einem andern Welttheile nach Europa gekommen

ſind, Celtiſche Völker. Dieſe celtiſchen Völker, und der kleine Fleck der Erde, den ſie beſeſſen haben, iſt der eigenthümliche Sitz dieſer Grundſätze bey der Eheverbindung. Es ſcheint dieſes Menſchengeſchlecht allein und von jeher ſo billig geweſen zu ſeyn, daß es einen ſolchen ſchändlichen Mißbrauch der körperlichen Gewalt verabſcheut hat. Bey ihm hat immer ein Mann nur eine Frau auf Zeitlebens beſeſſen. Bey ihm ſind immer die Weiber die Freundinnen und die Gefährtinnen der Männer geweſen. Bey ihm hat immer das weibliche Geſchlecht, im ledigen ſowohl als im ehelichen Stande, eine billige Freyheit genoſſen. Ich will nur zwey Hauptquellen zum Beweiſe anführen, die in jedermanns Händen ſind. Die eine iſt des Tacitus Beſchreibung von Deutſchland, die andre ſind Oſſians Gedichte. Beide Bücher haben zwar für den prüfenden Leſer eine bedenkliche Seite, weshalb man ſie nicht als Gewährleiſter einer jeden darin befindlichen Ausſage aufſtellen kann. Tacitus hat ſeine Schrift über Deutſchland offenbar darum

geſchrieben, um die Sittenloſigkeit, die zu ſeiner Zeit unter den vornehmen Römern herrſchte, zu beſchämen; daher ſehr viel übertriebenes darin ſeyn mag. Indeß kann man unmöglich glauben, daß er die Sitten der Nation in einer ſolchen Hauptſache als die Ehe falſch vorgeſtellt hätte. Das Bild mag immer in einigen Nebenzügen etwas verſchönert ſeyn; der Hauptzug des Gemäldes, die Einweiberey, die Freywilligkeit des Ehebundes, die Aufnahme des Weibes zur beſtändigen Freundinn und Gefährtinn des Mannes, bleibt unbezweifelt, und das iſt das einzige, was uns hier angeht. Eine ähnliche Beſchaffenheit hat es mit Oſſians Gedichten. In der Form, wie ſie aus Macphersons Händen gekommen ſind, mögen ſie immer unächt, und gewiſſermaßen ſein Werk ſeyn. Macpherſons Arbeit gründet ſich doch auf wirklich exiſtirende Gedichte, deren Urſprung zum Theil höher hinauf reicht, als die Einführung des Chriſtenthums unter dieſer Nation. Ja, und wenn auch manche jünger ſeyn ſollten, ſo iſt es bekannt, mit welcher Hart-

näckigkeit die Bergbewohner Schottlands ihre urſprünglichen Sitten bis in den ſpäteſten Zeiten beybehalten haben. Dieſer Grund macht auch die jüngſten Gedichte dieſer Nation für die Hauptzüge ihres Sittengemäldes beweiſend; und alſo ſchließe ich mit vollem Rechte, daß die darin unverkennbare Denkart deſſelben gegen das weibliche Geſchlecht aus ihren älteſten Zeiten abſtammt, und bey ihnen urſprünglich iſt.

Auf welche Art man darthun könne, ob eine allgemeine Volksſitte ſchädlich ſey oder nicht.

Wenn eine höchſt allgemeine Sitte bey einer Nation oder bey einem Menſchenſtamme herrſcht, und man tadelt ſie als verderblich, ſo muß man zeigen, daß ſie irgend eine ſehr böſe allgemeine Wirkung hervorgebracht habe: entweder die Zahl der Gebornen muß geringer, oder die Zahl der Sterbenden größer, oder große Verbrechen müſſen häufiger, Galgen, Rad, Schwert, kurz der Nachrichter mit allen ſeinen Gehülfen und Werkzeugen merklich thätiger ſeyn, als bey andern, die dieſe Sitte nicht haben. Zum wenigſten muß ein ſolcher Stamm einen ſichtbaren Mangel an Verſtandeskräften oder an ſolchen

Tugenden, die mit der Sitte in Verbindung ſte-hen, äußern. Dieſer Mangel muß durch allgemeine Thatſätze, durch ſolche, die es würdig ſind, daß man ſie in den Annalen der Welt einrücke, ſichtbar ſeyn. Wenn von alle dem nichts ſtatt findet, dann iſt das Schelten auf dieſe Sitte weiter nichts, als böslaunige Deklamation eines Mißzufriedenen oder eines Hypochondriſten. Wenn ſich aber von allen dieſem gerade das Gegentheil äußert, ſo zeigt ſichs offenbar, daß jene allgemeine Sitte dem Stamme vielmehr vortheilhaft geweſen iſt.

Nach dieſen Grundſätzen angeſtellte Prüfung, ob die Art, wie wir die Weiber behandeln, ſchädlich iſt oder nicht.

Zwar werde ich hernach ſuchen darzuthun, daß die Galanterie der Ritterzeiten, die Art, wie wir anjetzt das weibliche Geſchlecht behandeln, weiter nichts iſt, als die, nach Verhältniß des jedesmaligen Zuſtandes der Kultur ſich äußernde Wirkung jenes obenbemerkten Grundſatzes der Verbindung beider Geſchlechter. Ich will aber herzlich gern den Zuſtand der Weiber bey den alten celtiſchen Völkern, während der ſogenannten Ritterzeiten, und gegenwärtig, als ganz ver

ſchiedene Dinge betrachten. Ich will mit dem Verfaſſer des Buchs über die Weiber in unſern jetzigen Gebräuchen hierüber den allgemeinen Einfluß Ludwigs des XIV. erblicken; kurz alles ſoll hierüber ſeyn, wie er ſich's denkt. Ja ich will ihm ſogar den Widerſpruch nicht vorhalten, daß er die Sitten der Weiber im Mittelalter, wo ſie eine viel größere Rolle als anjetzt ſpielten, lobt, und die Sitten der unſrigen tadelt. Aber nach aller dieſer Gefälligkeit gegen ſeine Meynungen, bitte ich ihn, mir zu zeigen, worin zu irgend einer Epoche die Völker, die den Weibern Freyheit und Selbſtſtändigkeit gelaſſen haben, ſchlechter geweſen wären als die andern.

Die Völker, die die Weiber ſclaviſch behandelt haben, ſind von jeher von denen bezwungen worden, die ihnen eine gerechte Freyheit ließen.

Die Griechen, um es nur im Vorbeygehn zu ſagen, die die Weiber ſo ſehr nach dem Geſchmack jenes Schriftſtellers behandelten, wurden von den Römern unterjocht, und die Wahrheit zu ſagen, in jeder nützlichen Wiſſenſchaft übertroffen. Das römiſche Reich wurde von den Barbaren, bey denen die Weiber wenigſtens eben ſo viel, wie bey ihnen galten, zerſtört; und da

die ganze weite Welt von dem Religionsenthuſiasmus der Araber überwältigt ward, der ſonſt fähig iſt, den ſchwächſten Seelen die größte Stärke zu geben, ſo fanden ſie an dem ſeine Weiber freyhaltenden und gehörig achtenden Europäer alten Stammes einen Fels, woran ihre ganze Macht ſcheiterte. Gerade nur die von anders denkenden Völkern bewohnten, oder mit ihnen ſtark untermiſchten Gegenden, fielen unter das Sarazeniſche Joch; einige, um darunter bis jetzt zu bleiben, andere, um durch ächte celtiſche Völker davon erlöſet zu werden. Portugal, Spanien, Großgriechenland, das eigentlich ſogenannte Griechenland, und die angränzenden Lande, die die Sitten des griechiſchen Kaiſerthums angenommen hatten, erfuhren dieß Schickſal. Bis an die Gränze von Frankreich und von Deutſchland ſind Sarazenen und Türken gekommen, und nie weiter. Spanien und Portugal ward durch die nördlichen Bewohner dieſer großen Halbinſel nach und nach von dem Sarazeniſchen Joche befreyt, nachdem das Heer der Fran-

Franzoſen, unter Karl-Martel, ihre Macht gebrochen hatte. Normänniſche Ritter entriſſen den Sarazenen Großgriechenland, jetzt Neapolis und Sizilien genannt, welches von Griechen abſtammende Bewohner hatte. Wie die Türken in jeder gegen Deutſchland gerichteten Unternehmung ſcheiterten, iſt bekannt genug.

Der jetzige Europäer giebt an Kriegsmuth ſeinen Vorfahren nichts nach.

Kann man aber wohl ſagen, daß der jetzige Europäer ſeinen Vorfahren an Kriegsruhme weiche? Hat er nicht feſten Fuß in allen übrigen Welttheilen gefaßt, und ſteht auf dem Punkt, ſie alle mit einander zu überwältigen. Oſtindien iſt in den Händen der Engländer, und die Ruſſen, ſeitdem ſie europäiſche Sitten angenommen haben, werden Aſien bezwingen, ſobald ſie nur Europa in Ruhe laſſen wollen. Afrika wird unter unſrer Bothmäßigkeit ſeyn, ſobald wir es ernſtlich unternehmen werden; und Amerika wird in dem gehörigen Zeitraume ganz von europäiſchen Abkömmlingen bewohnt ſeyn, die wahrſcheinlicherweiſe Aſien von der andern Seite bezwingen und erleuchten werden. Offenbar thut

in ſeinen Siegen blos der Europäer dem Europäer Einhalt, und wenn das Licht der Vernunft dieſen Welttheil zu jenem Ueberfluß wird verholfen haben, den ihm ſeine Thatkraft ſichert, ſo wird ſich die allda überhäufte Menſchenzahl gewiß über alle übrigen Welttheile verbreiten. Daß wir aber gar nicht ausgeartet ſind, daß wir, trotz aller Verfeinerungen der Sitten, von unſrer Thatkraft nichts verloren haben, bezeugt, meyne ich, deutlich der ſiebenjährige Krieg, deſſen gleichen an großen Thaten die ganze Welt, ſeit Menſchengedenken bis im graueſten Alterthume, nicht aufweiſen kann.

Warum bey dieſer Frage der kriegeriſche Ruhm vorzüglich in Erwägung gezogen worden iſt.

Sollte man mich fragen: warum ich lauter Kriegsthaten anführe? und ob ich dieſe etwa als das einzige Große unter den Menſchen anſehe? So antworte ich: daß ich zwar nicht eine der jetzigen Philoſophie ſo entgegengeſetzte Meynung behaupten will; daß ich aber meyne, wenn die Art, wie wir mit dem Frauenzimmer umgehen, irgend eine böſe Wirkung äußerte, ſo müßte es zu allererſt die ſeyn, daß wir weichlich, furchtſam,

mit einem Worte, das würden, was man gewöhnlich weibiſch nennt. Da ich aber hier durch Thatſachen darthue, daß wir das im geringſten nicht geworden ſind, ſo glaube ich alles Gerede über den böſen Einfluß dieſer Art des Umgangs gänzlich und auf einmal zu Schanden gemacht zu haben.

Vorzüge des gegenwärtigen Europäers in Anſehung des Verſtandes, vor allen polygamiſchen und gynotyranniſchen Völkern.

Wenn man uns Europäer aber von der Seite des Verſtandes, der Einſichten und Kenntniſſe betrachten will, ſo kann ich um ſo weniger etwas dagegen einwenden, da ich dreiſt einen jeden auffordern kann, eine einzige Nation zu nennen, die uns in allen dieſen Punkten übertroffen hätte. Wie zeichnen wir uns nicht durch die einzige Schiffahrt, ſowohl was Muth als was Kenntniſſe betrifft, vor allen andern Völkern der Erde aus! Wie viel weiter als jedes andre Volk, in irgend einem der übrigen Welttheile, haben wir nicht alle nützlichen Zweige des menſchlichen Wiſſens getrieben? Das iſt zu offenbar, als daß ich mich nur einen Augenblick brauchte dabey aufzuhalten. Ich will daher auch nur einen ganz entſcheiden-

den Zug erwähnen. Wir haben, ſo wie alle noch ungebildeten Völker des Erdbodens, unter der Laſt eines ſchweren und häßlichen Aberglaubens vergraben gelegen; denn der Vortheil der Prieſter deſſelben erforderte es, uns darin zu erhalten. Allein nie ſind wir ganz und ohne Ausnahme darin verſenkt geweſen. Ein kleines Häufchen hat immer den glimmenden Funken der Vernunft in trocknes Gras eingewickelt gehalten, damit es beym erſten günſtigen Augenblick geſchwenkt werden, und in helle Flamme ausbrechen könnte. Man betrachte dagegen die andern Welttheile. Hat ſich wohl in ganz Aſien jemand gegen Mahomeds Lehre aufgelehnt, und eine klügere oder beſſere an die Stelle zu ſetzen, oder überhaupt die Vernunſt zu bearbeiten geſucht? So etwas iſt dem Aſiaten nie eingefallen. Daher iſt dort die Kraft des Aberglaubens weit ſtärker, und nur darum, weil dieſelbe Hand den Zepter und das Rauchfaß hält, liefert die Geſchichte deſſelben dort nicht ſo viel ſkandalöſe Auftritte als bey uns. Indeß trieb uns doch noch

unſre Sinneskraft, während der Zeit, da unſer Aberglaube in ſeiner vollen Stärke ſtand, auf Dinge, die, uns ſelbſt unbewußt, einſtens Mittel werden ſollten, ihn über den Haufen zu werfen. Solche waren, die Erfindung des Schießpulvers, des Compaſſes, und vorzüglich der Druckerey. Um unſre Ueberlegenheit recht zu erkennen, betrachte man nur den Gebrauch, den wir, und den, den die Chineſer von dieſen ihnen eher als uns bekannten Erfindungen gemacht haben.

Ob die Sitten des gegenwärtigen Europäers verdorben ſind? Schwierigkeiten, die der Entſcheidung dieſer Frage entgegen ſtehen.

Der dritte Punkt, der hier betrachtet werden müßte, wären wohl die Sitten, das moraliſche Betragen. Das dürfte vermuthlich der Triumph der Anhänger des Buchs über die Weiber ſeyn. Iſt nicht unſer Sittenverderben allgemein anerkannt? Bezeugen es nicht Millionen von Stimmen in der Geſellſchaft, und tauſende von Schriftſtellern? So ausgemacht die Sache zu ſeyn ſcheint, ſo wage ich es doch zu behaupten, daß alle Declamationen über Sittenverderben in irgend einer Zeitperiode, ſo einmüthig ſie auch ſeyn mögen, gar nichts beweiſen,

wenn nicht allgemeine Thatſätze die Sache darthun. Hier ſind meine Gründe.

Der Menſch wünſcht durchgängig und zu jeder Zeit ſeines Lebens mehr Glückſeligkeit, als er beſitzt; und das mußte die Vorſehung ſo anordnen. Denn ſonſt würde er, der doch im allgemeinen nur durch eigenſüchtige Triebe geleitet wird, in Unthätigkeit verfallen. Gott mußte alſo, wenn die Welt nicht in Stillſtand gerathen ſollte, es ſo veranſtalten, daß niemand, (einige wenige Grübler ausgenommen) mit ſeinem Zuſtande zufrieden ſey. Sich ſelbſt hält jeder Menſch für ſehr vollkommen, daher ſucht niemand die Quellen ſeiner Mißzufriedenheit in ſich, ſondern immer in den Andern, und hält ſie deshalb alle für verdorben, weil ſie nicht ſo handeln, wie er es zu ſeinem Vortheil wünſcht. Dazu kömmt nun noch, daß der Menſch nur eine ſchöne genußreiche Periode des Lebens hat. Nach dem vierzigſten Jahre nehmen Kräfte, Geſundheit und Genußfähigkeit ab. Tritt er nun über dieſe Gränze, ſo ſcheint ihm, weil er immer die Urſa-

chen des Mißbehagens außer ſich ſucht, die Welt an Gutem abgenommen zu haben. Darum ſchreyen zu jeder Zeit alle Alten: die Welt ſey ſchlimmer geworden, und liege im Argen; ſie ſchildern den jungen Leuten, wie viel beſſer ſie ehemals war. Dieſe glauben es ihnen auf ihr Wort, und wenn ſie älter werden, ſo fühlen ſie es ſelbſt, ihrer Meynung nach, und die Sache wird ihnen ganz anſchauend wahr. Daher entſteht natürlicherweiſe ein immer wachſendes Geſchrey von Sittenverderben, das keinen Grund hat.

Ich ſage es noch einmal, man zeige mir einen auffallenden Thatſatz, woraus erhelle, daß ſich die Welt in Anſehung der Sitten verſchlimmert habe. Muth und Thätigkeit ſind doch auch Tugenden, und wir haben geſehn, daß dieſe bey uns nicht die geringſte Verminderung gelitten haben. Wohlthätigkeit, Begierde nach vortheilhaften Einrichtungen vermehrt ſich vielmehr von Tage zu Tage, und es iſt für die Menſchheit kein nützliches Unternehmen, das nicht ſogleich Theil-

Gründe, warum dieſe Entſcheidung nothwendig zum Beſten des heutigen Europäers ausfallen muß.

nehmer fände. Man ſchreyt gewaltig über Luxus, Hang zur Wolluſt, und daraus entſtehenden Ruin ſo vieler Familien. Allein man bedenke folgendes. Im mittlern Zeitalter waren die Gutsherrn die einzigen, die Vermögen beſaſſen. Ruinirten ſich dieſe nicht durch Kreuzzüge, durch ihre Fehden unter ſich, und hat dieſer Ruin nicht für ganz Europa, wegen der daraus erfolgten Befreyung des menſchlichen Geſchlechts, ſehr herrliche Folgen gehabt? Vor ſechzig Jahren noch ward alles, was man ſich erwarb, oder was man beſaß, im Trunke und Schwelgerey verſchwendet; anjetzt giebt man es für Möbeln, für Putz, für Leckereyen weg; welches iſt beſſer? Letzteres ganz offenbar. Selbſt in Anſehung der Wolluſt war gewiß die Welt ehemals ſo ſchlimm und ſchlimmer als anjetzt. Man bedenke nur mit welcher Wuth und Schnelligkeit ſich ihre ſchrecklichſte aus Amerika mitgebrachte Folge über ganz Europa verbreitete, ſo wird man erkennen, daß in dieſem Punkte keine zum Nachtheil der Menſchheit gereichende Veränderung hervorgebracht

worden iſt. Mit einem Worte, da Europa ſich nicht entvölkert, da die Zahl der Miſſethäter ſich vielmehr vermindert als vermehrt, ſo iſt alles, was man von Sittenverderben ſagt, eine Schimäre. Daß wir aber viel reinere Sitten haben, als die Griechen, die jener Verfaſſer ſo hoch erhebt, kann man im Anhange leſen.

Daß dieſe Vorzüge des Europäers mit ſeiner Art, das weibliche Geſchlecht zu behandeln, im genaueſten Zuſammenhange ſtehen, ſoll am Ende dieſes Werks bewieſen werden.

Es iſt noch nicht Zeit zu zeigen, welchen Zuſammenhang die Vorzüge des Europäers an Seelenkraft und am Verſtande, mit der Art ſeines Verfahrens gegen das weibliche Geſchlecht haben, das iſt für einen andern Ort aufbewahrt; für jetzt ſey es genug dargethan zu haben, daß nicht nur dieſes Verfahren gar keine ſchädliche Wirkung an den Völkern, die ihr zugethan ſind, geäußert hat; ſondern daß dieſe Völker vielmehr immer an allem wahrhaftig Guten diejenigen, die hierin das entgegengeſetzte Syſtem befolgten, übertroffen haben.

Mögliche Einwendung gegen das bisher geſagte.

Ich ſehe indeß eine Einwendung voraus, die ich nicht mit Stillſchweigen übergehen darf, wenn mich Andersgeſinnte nicht einer Entſtellung

der Meynungen meiner Gegner beſchuldigen ſollen. Nirgends, wird man ſagen, verlangt der Verfaſſer des Buchs über die Weiber, daß das weibliche Geſchlecht unterjocht werden, daß es nicht das Recht haben ſolle, ſelbſt ſeine Einwilligung zur Eheverbindung, die es eingehn muß, zu geben. Er ſagt nur, man ſchmeichle dem weiblichen Geſchlechte zu ſehr unter uns, und male es ihm und uns ſelbſt zu wichtig. Das iſt doch wohl zweyerley? Dieſer Verfaſſer beweiſt auch ſeine Aeußerungen, indem er zeigt, wie das von den Ritterzeiten bis auf uns allmälig dahin gekommen iſt.

Hierauf erwiedre ich, daß ſein Irrthum gerade darin beſteht, daß er das, was Folge von einer Grundurſache iſt, die in einer großen Allgemeinheit wirkt, für die Folge einzelner Begebenheiten anſieht, die immer nur ſehr eingeſchränkte Wirkungen haben können.

Daß die feinere bey uns übliche Behandlung des weiblichen Ge-

Jene feine, höfliche, ſchmeichelnde Begegnung des weiblichen Geſchlechts, die unter uns gebräuchlich iſt, will ich der Kürze halben hier Ga-

lanterie nennen; und da behaupte ich, nichts kann irriger ſeyn, als ſie dem Einfluſſe Ludwigs des XIV. und der franzöſiſchen Sitten beyzumeſſen. Daß ſie unter uns aus den Ritterzeiten herſtammt, iſt eine bekannte Sache. Nun frage ich aber: Wie hätte in den barbariſchſten Zeiten, deren die ganze Geſchichte der Menſchheit gedenkt, ein ſo vorzüglich achtungsvolles Betragen gegen das weibliche Geſchlecht, als dasjenige, welches die Ritterzeiten auszeichnet, emporkommen können, wenn es nicht ſeinen Grund in einem gewiſſen Urverhältniſſe, in einem Hauptumſtande der Lage beider Geſchlechter gehabt hätte? Hätte dieſe Menſchenraße nicht ſchon lange vorher dem weiblichen Geſchlechte mit Billigkeit, mit Liebe und Achtung begegnet, wo wäre der Manko-Kapak hergekommen, der ihnen geſagt hätte: „Unſre Sitten ſind unerträglich wild und roh. Dieſem Elende müſſen wir ſuchen abzuhelfen. Dazu iſt kein beſſer Mittel, als daß wir das weibliche Geſchlecht, das wir bis jetzt verächtlich, gebieteriſch behandelt, und es von

ſchlechts, die wir Galanterie nennen, eine andere als blos zufällige Urſache haben müſſe.

uns entfernt unter dem Joche gehalten haben, in unſern Umgang ziehen; ihm mehr Freyheit geben, und nicht nur mit Liebe, ſondern mit Achtung, ja ſogar mit Ehrerbietung begegnen.“ Die heilige Kirche war es nicht, die das den damaligen rohen Menſchen lehrte, denn dieſe verſchmähte alle Galanterie, und wollte die Menſchen allenfalls nur dadurch milder machen, daß ſie ſie in den Aberglauben ſtürzte. Die Sache verhält ſich ſichtbarlich auf folgende Weiſe.

Wo das weibliche Geſchlecht unterjocht iſt, findet keine Galanterie ſtatt.

Wo die verheirathete Frau in der Sklaverey des Mannes lebt, da iſt das ganze Geſchlecht unterjocht. Die Unverheiratheten ſtehen ſo lange ſie leben unter der Gewalt des Vaters, und nach ihm des ältern Bruders, oder des Oheims, oder überhaupt des nächſten männlichen Verwandten. Gelüſtet einem Manne nach ihrem Beſitze, ſo wird ſie gar nicht gefragt, ob ſie ihm denſelben ſchenken will; ſondern dieſer geht zu ihrem Gebieter, ſchließt mit ihm ſeinen Handel, und das Mädchen wird ihm ausgeliefert. Die Gewohnheit, die einem auch am Ende die Hölle erträg-

lich machen würde, kann allein in einem ſolchen Zuſtande Verzweiflung verhüten. Indeſſen müſſen menſchliche Weſen dabey immer höchſt unglücklich ſeyn. Daher leſen wir auch, daß in Egypten die vornehmſten Türken ihre Töchter ſelten auf dieſe Art verheirathen. Dazu ſind ſie ihnen zu lieb. Sie geben ſie lieber an Sklaven, mit einer guten Ausſteuer, weil ſie dadurch einen Mann bekommen, der ſie nicht unglücklich machen, nie eine andere Frau neben ihnen, und ſelbſt nicht eine Beyſchläferinn ohne ihre Einwilligung nehmen darf, die doch jederzeit der vornehmern Frau weit untergeordnet bleibt. S. Meiners Abhandl. über die Brautpreiſe im 3ten Bande des hiſtoriſchen Magazins. S. 495. Ueberall, wo das weibliche Geſchlecht in dieſen Zuſtand verſetzt iſt, kann nicht einmal wahre Liebe, geſchweige denn Galanterie ſtatt finden.

Eine ganz andre Ordnung der Dinge findet da ſtatt, wo die freye Einwilligung des

Sobald aber die freye und eigne Einwilligung des Weibes als ein nothwendiges Erforderniß bey Schließung der Ehe angeſehn wird, ſo entſteht gleich eine ganz andre Ordnung der Dinge.

Weibes zur Schließung der Ehe nöthig iſt.

Dadurch wird erſtlich ein Umgang der beiden Geſchlechter vor der Ehe nothwendig. Denn das Band ſoll zwiſchen freyen Menſchen, es ſoll auf Zeitlebens zwiſchen einem Manne und einem Weibe geſchloſſen werden. Unter andern Bedingungen dürfte ſich ein Mädchen ſonſt nicht leicht freywillig entſchließen, ſich einem Manne zu übergeben: daher ſind auch dieſe überall feſtgeſetzt worden, wo ſich die Ehe auf freywillige Entſchließung des Weibes gründet, und alles, was dagegen ſtreitet, als Eheſcheidung, Verſtoſſung, ꝛc. iſt ſichtbarlich blos Ausnahme von der Regel.

Daraus allein erfolgt die Galanterie ganz noth-dig, nur nach jedesmaliger Landesſitte modifizirt.

Der Umgang zwiſchen beiden Geſchlechtern, den dieſe Bedingungen des Ehebundes vorausſetzen und erfordern, iſt zwar in jedem Lande, und unter den verſchiedenen Klaſſen der Menſchen deſſelben Landes verſchieden, und bald freyer, bald eingeſchränkter. Allein alles das ſind blos Nebenbeſtimmungen. Er exiſtirt immer, und er muß, vermöge dieſer Bedingungen, ſo beſchaffen ſeyn, daß er beiden Theilen eine genauere

Kunde von einander gewährt, als den bloßen Anblick. In dieſem Umgange muß nun nothwendig der Liebhaber ſuchen, die freye Einwilligung der Geliebten zu erhalten; und was kann ſonſt für ein Mittel dazu erſonnen werden, als das: Sich höchſt gefällig zu bezeigen, und zumal zu verſprechen, daß er ſie immer und allein lieben werde? Sobald aber dieſes angenommen iſt, ſteht das ganze Gebäude unſrer Galanterie, mit allen ſeinen Anhängſeln felſenfeſte da, nur daß es nach den jedesmaligen Umſtänden des Landes und der Zeit modifizirt iſt. Die ganze lange Folge dieſes einzigen Umſtandes, daß des Weibes eigne freye Einwilligung zur Vollziehung der Ehe erfordert wird, iſt im höchſten Grade ſimpel und natürlich, und es iſt gar nicht nöthig, andre Urſachen davon zu ſuchen.

Wie ſehr ſich die Großmuth unſrer Vorfahren durch ihr Betragen gegen das weibliche Geſchlecht im Mittelalter

Im Anfange werde ich dieß durch das Beyſpiel der Römer und der Griechen darthun, indem ich zeigen werde, daß jene, nach ihrer Landesſitte, eben ſo galant als wir gegen das Frauenzimmer waren; dieſe aber die Galanterie in einer

zeigt; deſſen Grund weit höher hinausreicht.

ſchändlichen Art von Liebe ſehr gut kannten, wo allein freye Wahl von Seiten des geliebten Gegenſtandes ſtatt fand. Was aber unſre Vorfahren anbetrifft, ſo iſt wohl kein ſtärkerer Beweis, weder für ihren Edelmuth, noch für ihren feinen moraliſchen Sinn, bey aller ihrer Unwiſſenheit und Wildheit, vorhanden, als eben die Achtung fürs weibliche Geſchlecht, die bey den Rechtſchaffenen unter ihnen anfänglich Sitte war, und hernach Geſetz ward, als dieſe es nöthig fanden, einen Bund in dem Ritterſtande gegen die anders Geſinnten zu ſchließen. Bey ihrem Verfahren lag das Gefühl zum Grunde: „Weiber ſind vernünftige Weſen wie wir, und eben dadurch berechtigt, ihren eignen freyen Willen zu haben. Mit den ſtärkern Männern ſind ſie auf die Welt geſetzt, und jede muß, um leben zu können, ſich in den Schutz eines derſelben begeben. Sollten ſie unter der Zahl derer, die ſich dazu anbieten, nicht wählen können? Das wäre ſehr hart. Sie ſind durch unſre ewigen Fehden, welche ihnen oft ihren Beſchützer entreißen, unglücklich genug.

Soll-

Sollten ſie es dadurch noch mehr werden, daß ſie, wie andre Beſitzungen, ein Eigenthum wil- der Sieger würden? Das iſt aber nicht genug, daß wir uns enthalten ſie zu drücken und zu kränken. Die Gränze iſt leicht übertreten, wenn man ſie zu enge ſetzt. Daher wollen wir ihnen nicht blos Recht wiederfahren laſſen, ſondern ſie ehren, wie der Stärkere den Schwächern ehren muß, wenn er gewiß nie übermüthig gegen ihn handeln will. Es iſt aber noch nicht genug, daß wir ſo handeln, ſondern wir wollen nach Kräf- ten anders Denkende zwingen, uns hierin nach- zuahmen. Schande auf das Haupt desjenigen, der anders verfährt! Und wer dieſen Bewe- gungsgrund nicht für hinreichend hält, um des- halb ſeine Pflichten zu erfüllen, den ſoll bey allen Gelegenheiten unſer Arm dazu zwingen.“

Wir Deut- ſchen haben hierin nicht blos die Fran- zoſen nachge- ahmt, ſondern unſern eignen Trieben ge- folgt.

Dieſe Denkungsart herrſchte gewiſſermaßen ſeit undenklichen Zeiten bey dem ächten europäi- ſchen Stamme; allein ſie entwickelte ſich völlig in dem Mittelalter, weil die Umſtände der Zeit dieſe Aeußerung derſelben nöthig machten. Lud-

Bayerische Staatsbibliothek München

wig der XIV, der, wie alle Könige, ſeine Gewalt erweiterte und mißbrauchte, dem es aber gewiß nicht an Gefühl des Edlen und Großen fehlte, erhielt ſorgfältig dieſen feinen und edlen Zug, womit die vielen Thorheiten unſrer Voreltern verwebt geweſen waren, welche ihn ſogar zum Theil recht hatten entwickeln helfen. Es wäre ſchade, wenn deutſche Fürſten nicht eben ſo ſchön hätten denken können, als dieſer Monarch; und wenn ſie alſo nicht eben ſo geneigt geweſen wären, das edelmüthige Betragen der Ritterzeiten gegen das weibliche Geſchlecht beyzubehalten. Thaten ſie das, ſo verdienen ſie Lob. Thaten ſie es um ihn nachzuahmen, wie der von mir beſtrittene Schriftſteller meynt, ſo handelten ſie löblich auf eine tadelhafte Weiſe. Das könnte uns gleichgültig ſeyn. Indeß zeigt die Uebereinſtimmung aller europäiſchen Nationen in dieſem Punkte, auch derer, auf welche Ludwigs Beyſpiel gewiß wenig wirkte, als die Engländer und die Holländer, daß ſich hier andre Gründe als ſein Beyſpiel thätig gezeigt haben, um dieſe Sitte theils ſo lange vor

dieſem König in eben dem Theile von Europa einzuführen, theils eben da bis jetzt zu erhalten.

Ich habe zwar gezeigt, daß durch unſre heut zu Tage übliche Behandlung des weiblichen Geſchlechts kein einziger weſentlicher Nachtheil für uns entſtanden iſt, daß wir noch immer, und mehr als jemals, an Muth und Thätigkeit, an Verſtand und Kenntniſſen, und endlich an Tugenden, der erſte Stamm in der Menſchheit ſind. Zwar verſprach ich darzuthun, daß eben dieſe Behandlung des weiblichen Geſchlechts an dieſem allen einen großen Antheil hat. Allein noch habe ich es nicht bewieſen. Ich verſchiebe es mit Fleiß, um erſt zu unterſuchen, ob wirklich dieſe Behandlungsart unvernünftig iſt, wie jener Schriftſteller behauptet, und ob wir darin zu viel thun.

Falſche Aeußerungen über unſer Verfahren gegen das andre Geſchlecht ſollen geprüft u. widerlegt, und dann erſt gezeigt werden, welche Vortheile dadurch dem ganzen menſchlichen Geſchlechte zugewachſen ſind.

So drückt er ſich hierüber an verſchiednen Stellen ſeines Buchs aus. S. 6 gleich am Eingange ſagt er: „Bey dem Theile des weiblichen „Geſchlechts, auf deſſen Erziehung einige „Sorgfalt gewendet wird, zweckt alles dahin ab,

„den Keim der Idee früh zu legen, daß die „Weiber der Mittelpunkt, wo nicht der einzige „Punkt ſind, um den ſich alles in der Welt dre„het.“ S. 23 heißt es: „Sie, die von Na„tur nicht dazu beſtimmt ſind, die erſte Rolle zu „ſpielen, ſtehen bey uns in der Geſellſchaft nicht „an ihrer rechten Stelle. Von der Natur war „ihnen eine andre untergeordnete Beſtimmung „angewieſen.“ Endlich findet man folgende Stelle S. 89: „Die Natur gab uns Kraft zum „Widerſtehen, dem Weibe Sanftheit zum Nach„geben. Iſt dem Weibe darum mit Recht vor„zuwerfen, daß es nicht herrſchen kann? War„um ſetzt ihr die Weiber dahin, wo ſie nicht „hin gehören, und tadelt ſie hernach, daß ſie das „nicht ſind, was ſie nicht ſeyn können.“

Was an dieſen und ähnlichen Aeußerungen, von denen das ganze Buch voll iſt, wahr oder falſch ſey, das ſoll der Gegenſtand der folgenden Unterſuchungen werden. Wenn ich erſt gezeigt habe, daß ſie übertrieben, falſch, zum wenigſten

ganz verſchroben ſind; daß, wenn wir ſchon im Ganzen gegen das weibliche Geſchlecht nach richtigen Grundſätzen verfahren, wir ihnen doch im Beſondern gar zu oft ungerecht und übermüthig begegnen; dann wird es erſt Zeit ſeyn, darzuthun, welche Vortheile fürs Ganze aus einem billigen und edelmüthigen Verfahren gegen daſſelbe entſpringen, und dann werden meine Gründe erſt einigen Eindruck machen können.

Anhang
zum zweiten Hauptſtück.

Ueber Weiber, Liebe, Galanterie und Sitten bey den Griechen und Römern.

Doppelter Zweck dieſer Unterſuchung.

Dieſe Unterſuchung kann freylich wohl nicht jedem Leſer gegenwärtiger Schrift angenehm ſeyn. Deshalb habe ich ſie ausgehoben, und ſo angehängt, daß man ſie ohne den geringſten Nachtheil des Ganzen überſchlagen kann. Indeß dient ſie doch zu dem doppelten Zwecke, erſtlich zu zeigen, mit welchen Vorurtheilen der Schriftſteller ſchrieb, den ich zu widerlegen ſuche; dann verſchiedne der ſchon vorgetragnen und noch folgenden Behauptungen zu beweiſen, und dieß hat mich bewogen, ſie nicht ganz wegzulaſſen.

Sonderbare Sätze aus dem Buche üb. die Weiber.

Die erſte ſonderbare Ausſage jenes Schriftſtellers die Griechen betreffend findet man S. 29 ff. und ſie lautet alſo: „Männer liebten Männer. Sokrates empfand die größte Liebe für den

„Alcibiades; aber hat wohl Einer, ſeitdem man „den Heiden Tugenden verſtattet, wirklich glau„ben können, daß mit dieſer Liebe, die zu den „edelſten, ſchönſten Handlungen trieb, ein ſträf„licher Umgang verbunden war? In neuern Zei„ten hat man zwar viel gegen die Geſellſchaft „der Liebenden und Geliebten bey den Thebanern „geſagt; wie anders urtheilte aber Philipp von „Macedonien von ihnen, ſeinen ärgſten Feinden! „Er, den der Vorwurf nicht treffen kann, daß „eine ſchöne Seele nur gutes denkt. Er, der „am leichteſten den Gräuel glauben mußte, den „er ſelbſt beging. Als er ſie alle nach der „Schlacht bey Chäronea, die der Freyheit Grie„chenlands ein Ende machte, alle mit Wunden „in der Bruſt, in ihrem Blute erſchlagen, auf „der Wahlſtatt fand, mußte nicht Philipp ſelbſt „in dieſe Worte ausbrechen: Warlich, nur eine „ſchändliche Seele kann glauben, daß unter die„ſen ſchändliche Sitten herrſchten! — Zu welchen „Anſtrengungen der Seele führen nicht dieſe Lei„denſchaften von Männern zu Männern!“

Gillie's und Barthelemy haben dieſe wichtige Materie in ihren Werken über Griechenland nicht berührt.

Man weiß wahrlich nicht, wenn man ſo etwas lieſt, was man dazu ſagen ſoll. Weiß es jemand nicht beſſer, ſo ſollte er billig gar nichts davon erwähnen. Schreibt er aber ſo gegen beſſer Wiſſen und Gewiſſen, ſo muß er nicht auf den Titel eines Schriftſtellers, ſondern auf den eines Sophiſten Anſpruch machen. Ich habe vor langen Zeiten eine wahre und unparteyiſche Geſchichte der ſchändlichſten aller Verirrungen unſers Geſchlechts unter den Griechen, von der jener Schriftſteller hier redet, ſchreiben wollen, und viel dazu geſammelt. Allein die Infamie des Gegenſtandes hat mich bewogen, dieſes Vorhaben aufzugeben. Ich kann mich indeß nicht genugſam verwundern, daß weder Gillies noch Barthelemy in ihren Werken über Griechenland dieſe Materie erörtern, die doch nothwendig dazu gehört; denn ſie iſt ein eigner beſondrer und charakteriſtiſcher Zug dieſes Volks, den man nicht in einem eignen von demſelben handelnden Werke übergehen darf, wenn er einen ſchon anekelt. Dem ſey wie ihm wolle, ſo bleibt folgendes über

dieſen Punkt ausgemachte Wahrheit, und dieß bezeugt ſchon hinlänglich ihr bloßes Stillſchweigen.

Beßrer Zuſtand der Weiber in Griechenland in ältern Zeiten. Unbekannte Epoche, u. Urſache der nachmaligen Sittenveränderung.

In den ältern Zeiten, die wir ſehr genau aus dem Homer kennen, haben die Griechen das weibliche Geſchlecht ganz anders behandelt als nachher. In dieſen Zeiten findet man auch von der Männerliebe, die uns der Verfaſſer des Buchs über die Weiber, als ſo etwas herrliches anpreiſt, nicht die geringſte Spur. Wenn ſie angefangen haben, das weibliche Geſchlecht ſo tyranniſch zu behandeln, als man es oben geſehn hat, kann man ſo wenig mit Gewißheit beſtimmen, als wenn ſie jenes Laſter mit ſo ſchändlicher Frechheit zur faſt öffentlichen Sitte angenommen haben. Eben ſo wenig kann man recht ſagen, wodurch jene Behandlung der Weiber Nationalgebrauch ward. Dieß Laſter aber iſt von ihrer Unterjochung faſt unzertrennlich, und beide haben von jeher in Aſien ihren eigenthümlichen Wohnſitz gehabt. Daher würde man gar nicht zu zweifeln brauchen, daß Vermiſchung mit aſiatiſchem

Geblüte die Griechen mit den verderbten Sitten dieſes Welttheils angeſteckt habe. Allein es bleibt dabey immer ſonderbar, daß ſie nicht zugleich die dort eben ſo übliche Vielweiberey annahmen, oder daß die Erhaltung der ehemaligen Einweiberey nicht fähig war, ſie abzuhalten in Irrthümer zu verfallen, die ſich ſonſt nicht damit zu geſellen pflegen. Es ſey genug zu wiſſen, daß zwiſchen den heroiſchen und den hiſtoriſchen Zeiten in Griechenland eine Lücke ſtatt findet, die man nur ſehr unvollkommen ausfüllt, und in welcher dieſe große Sittenwandlung urſprünglich ſtatt gefunden haben muß. Es kann uns auch wirklich ihr eigentlicher Urſprung ziemlich gleichgültig ſeyn, wenn wir nur ihre wahre Beſchaffenheit ſamt ihren Folgen kennen: und dieſe ſchildert jener Schriftſteller ganz falſch.

Die Männerliebe gründete ſich auf ſchändliche Wolluſt bey den Griechen.

Gleich ſein erſtes Wort darüber iſt ein Irrthum. Männer in Griechenland liebten nicht Männer. Sie liebten Jünglinge. Das macht einen gewaltigen Unterſchied, und zeigt allein deutlich die Natur dieſer Verbindung. Wenn

Männer in der Reife der Jahre Knaben von funfzehn bis achtzehn Jahren nachlaufen, und ſich von ihnen am Narrenſeile herumleiten laſſen, ſo weiß jeder, der die Welt kennt, ſehr wohl, was das zu bedeuten hat, und die Sache braucht weiter keine Erläuterung. Man würde ſehr wunderlich urtheilen, wenn man das für bloße Freundſchaft hielte. Freundſchaft findet blos unter Menſchen von gleichem Alter ſtatt. Auch zeigt der Unterſchied des Ausdrucks, den die Griechen für dieſe Art von Verbindung gebrauchten, daß es gar keine Freundſchaft war. Denn für dieſe hatten ſie ein ganz ander Wort. Wer griechiſch verſteht, wird wiſſen, daß das für jene Männerliebe übliche Wort den Begriff von ſinnlicher Begierde immer in ſich faßte. Man kann auch dreiſt behaupten, daß Sokrates in ſeinem Umgange mit dem Alcibiades darin nicht die geringſte Ausnahme macht. Es iſt wirklich ſehr ſonderbar, wenn man bemerkt, was für Meynungen von den Alten gänge und gäbe ſind, die ſich hernach ganz anders befinden, wenn man die

Quellen unterſucht. Man denkt gemeiniglich, die Liebe des Sokrates zum Alcibiades habe ſo wie eine Herzensfreundſchaft ein ganzes Leben hindurch gedauert, nur daß der eine älter geweſen ſey, als der andere. Denn man kennt die ganze Sache blos aus denen, die ſie aus Plato's Geſprächen, einer ſehr unächten Quelle, genommen haben. Allein Sokrates hat mehrere Jünglinge ſo geliebt, unter andern den Erzböſewicht, den Kritias, der ſein Vaterland an die Lacedämonier verrathen half. Deswegen bleibt Sokrates immer der ſchätzbare Weltweiſe, der große und ſtandhafte Lehrer ſeines Zeitalters, den man ehren muß. Denn man darf nicht unſre Begriffe von Laſter und Schandthaten auf die damaligen Sitten anwenden. Auch das muß man nicht als einen Widerſpruch dieſes Satzes anſehn, daß ſich Plato viel Mühe giebt, ſeinen Lehrer von dem Verdachte einer ſinnlichen Liebe gegen den Alcibiades rein zu waſchen. Man muß ſich die ganze Sache ſo vorſtellen. Eben daraus, daß Plato den Alcibiades erzählen läßt, er habe ein-

mal eine ganze Nacht mit ihm zugebracht, und ſey ganz unberührt von ihm gegangen, läßt ſich die Sitte der Griechen gleich ſehn. Was würde bey uns ein geſetzter und vernünftiger Mann ſagen, wenn man dieß von ihm als etwas außerordentliches erzählte? Er würde es für eine ſchändliche Beleidigung anſehen. Nicht ſo aber, wenn die Rede von einem reizenden Frauenzimmer wäre; dann würde es für ein wahres Beyſpiel von Enthaltſamkeit gelten. Indeß, ſo gewöhnlich es auch bey den Griechen war, daß ein Jüngling nicht unberührt aus den Händen eines Mannes kam, ſo wenig es für ſchändlich gehalten wurde, wenn das auch nicht geſchehn war; ſo galt es doch immer für eine Schwachheit. Wollte man nun jemanden als höchſt vollkommen ſchildern, ſo mußte er auch dieſe Schwachheit nicht gehabt haben. So dachte beſonders Plato, der noch mehr wie andre Griechen von ägyptiſchen Begriffen über das Verächtliche des Sinnlichen angeſteckt war. Alſo vertheidigten er und auch andre Schüler des Sokrates ihren Lehrer

über dieſen Punkt, ſo wie wir heut zu Tage einen Mann, dem wir eine hohe Vollkommenheit des moraliſchen Charakters beylegen wollten, gegen den Verdacht, mit Frauensleuten einen ſinnlichen Umgang gehabt zu haben, vertheidigen würden, welches auch in der That noch täglich geſchieht. Denn wie wir dieſen betrachten, ſo und nicht anders ſahen die Griechen einen gleichen Umgang zwiſchen Mann und Jüngling an. Recht ſehr ſeltſam muß es einem doch ſcheinen, wenn man ſieht, wie beſagter deutſche Schriftſteller den Sokrates, S. 32 in der Note, nebſt allen übrigen für ſchöne männliche Formen reizbaren Griechen durch Winkelmanns Beyſpiel rechtfertigen will. Iſt es Satyre oder gänzliche Unkunde der Welt?

Philipps Zeugniß dagegen beweiſt nichts.

Seine Leichtgläubigkeit geht auch viel zu weit, wenn er das geringſte auf Philipps Zeugniß, betreffend die heilige Legion der Thebaner, bauet. Wenn ſchon etwas in einem alten Schriftſteller ſteht, ſo iſt es deshalb noch nicht ausgemacht wahr; man muß jede Ausſage mit Prüfung und

Beurtheilung leſen. Die Thaten der Perſonen in der alten Geſchichte ſind ſchon ungewiß genug, wie viel mehr ihre Reden. Sehen wir nicht, wie viel Anekdoten von Friedrich dem Zweiten herumgehen, woran dieſer König nicht gedacht hat? Alſo mag auch vieles fälſchlich den großen Männern des Alterthums, zu denen Philipp gewiß gehört, in den Mund gelegt worden ſeyn. Allein was hier entſcheidet, iſt der Zeuge. Plutarch war ein Böotier; dieſer wollte ſeine Landsleute wegen eines ſchändlichen Vorwurfs, der ihnen oft gemacht worden war, rechtfertigen, und erfand entweder ſelbſt die Anekdote, oder fand ſie unter ſeinen Landsleuten ſchon im Gange, wo ſie aus eben dem Grunde ein Andrer ſchon erfunden hatte. Denn mir deucht, man ſieht der Anekdote das Falſche gleich an. Unmöglich konnte Philipp das ſchändlich nennen, was er ſelbſt that. Die Menſchen nennen ſo etwas eine kleine Schwachheit, zumal wenn ſie Könige ſind. Ja der Ausdruck iſt gar nicht aus dem Zeitalter Philipps, wo aus der ganzen Sache wenig oder

nichts gemacht wurde, und es läßt ſich alſo gar nicht annehmen, daß er ſich etwa aus Heucheley ſo darüber erklärt hätte. Darin aber liegt eine Hauptbemerkung über dieſen Punkt. Die Römer verabſcheuten dieſes Laſter; da ſie nach Griechenland kamen, und es da ſo offenbar im Schwange fanden, ſo bezeugten ſie den Griechen deshalb ihren Abſcheu und ihre Verachtung, und lehrten ſie ſich deſſen zu ſchämen. Darum nennt Plutarch, oder wer ſonſt der Erfinder dieſer Anekdote ſeyn mag, das ſchändlich, was Philipp unmöglich ſo nennen konnte. Dazu kömmt nun noch, daß Plutarch ein Platoniker war, und daß dieſe das Sinnliche nach orientaliſcher Art ſehr verachteten. Ueberdem iſt er immer ſehr eifrig zu zeigen, daß die Römer in keinem Stücke einen Vorzug vor den Griechen haben. Wenn man dieß alles bedenkt, ſo ſieht man offenbar, daß dieſe Anekdote falſch iſt, die Plutarch ohnehin als ein bloßes Gerüchte vorträgt. Wenn aber auch Philipp ſo geſprochen hätte, ſo würde ich doch viel eher glauben, daß er dieſesmal

ganz

ganz gegen alle Vernunſt, oder abſichtlich eine Unwahrheit geſprochen habe; als daß Soldaten, die eine ſo beſondre Liebe für einander empfanden, wie ſie uns die griechiſchen Schriftſteller ſchildern, im Felde und in Quartieren ohne Weiber mit einander gelebt hätten, und daß dieſe Liebe auf nichts anders als auf Seelenempfindungen gegangen ſey; da es im Gegentheil ſehr wahrſcheinlich iſt, daß die häufigen Feldzüge der Griechen, wo ſie des Umgangs der Weiber entbehren mußten, Anlaß gab, daß dieß ſchändliche Laſter unter dieſer Form Nationalſitte ward.

Courtiſanen der Griechen.

Da indeß die Natur den Menſchen ſo gebildet hat, daß ſie ſich unmöglich alle dieſem Gräuel ergeben können, ſo fanden ſich bey den Griechen auch noch immer Mannsperſonen, die ihren Anordnungen getreu blieben. Die ſchlechte Art, wie die ehelichen Weiber erzogen und gehalten würden, gab Anlaß zur Entſtehung einer Gattung von Weibsperſonen, denen man in neuern Zeiten den Namen Courtiſanen beygelegt hat. Ueber dieſe drückt ſich der Verfaſſer des Buchs

über die Weiber S. 26 ff. folgendermaßen aus: „Die Weiber konnten wohl geraden Sinn, ſchlichte Vernunft beſitzen, aber mit geiſtreichen und „witzigen Geſprächen ihre Männer zu unterhalten, dazu waren ſie nicht geſchickt. Hiezu boten die Sitten ein andres Mittel an die Hand. „Zur Ergötzung waren die Courtiſanen. Die „Kunſt zu gefallen trieben ſie ohne Zweifel aufs „höchſte. Sie war ihr Beruf und Erwerb. „Oft mochten freylich die Beſuche der Athenienſer bey den Courtiſanen ſo weit gehen, als Beſuche bey Courtiſanen gehen können, und „dieſes war nach ihren Ideen nichts unerlaubtes. Allein auch oft mochte man ſich mit dem „bloßen Umgange begnügen, da ſelbſt Sokrates „geſtand, daß er die Kunſt zu lieben von der Diotima erlernt habe. Eine gute Folge hatte dieſe „Einrichtung noch. Bey dem größten Sittenverderbniß, bey dem Untergange aller bürgerlichen Tugend, waren die Ehebetten unbefleckt. „Durch die ſie mehr reizenden Courtiſanen wurden die jungen Wollüſtlinge abgehalten, die

„Weiber und Töchter der Bürger zu verführen.
„Dieſe blieben ein unberührtes Heiligthum.“
Wie kann man doch ſo etwas, das zugleich gegen Moral und Vernunft verſtößt, ſchreiben? Was? die Griechen ſperren ihre Weiber ein, erziehen ſie in der größten Unwiſſenheit und Eingezogenheit, und dann müſſen ſie doch noch Courtiſanen haben, um die Ehebetten unbefleckt zu erhalten! Und das iſt die Nation, die uns in allem, beſonders aber in ihrer Art, die Weiber zu halten, zum Muſter angeprieſen wird? Es wäre ein bloßer Zeitverderb, das Widerſinnige aller dieſer Vorſtellungen zu zeigen, das jedem Leſer von ſelbſt in die Augen fallen muß.

Die Sitten der Röm. waren ganz verſchieden. Die Weiber waren bey ihnen von jeher frey.

Die Sitten der Römer waren in dieſem Punkte ganz anders beſchaffen. Schon in den erſten bekannten Zeiten der Republik wurden die Weiber bey ihnen ganz anders gehalten, als bey den Griechen. Immer waren ſie frey; die Freundinnen und Gefährtinnen ihrer Männer, mit denen ſie lebten, und nie wurden ſie, ſo wie bey den Griechen, in einem ganz abgeſonderten

Zimmer des Hauſes eingeſperrt. Sie konnten mit Männern, ſowohl im ledigen als im ehelichen Stande einen anſtändigen Umgang haben. Sie erſchienen öffentlich, und ſogar in den Schauſpielen. Kurz ſie lebten ſo wie bey uns. Ganz ohne Grund iſt das, was jener Schriftſteller S. 97 ſagt: Daß ſich in Rom die Lage der Weiber mit ſchnellen Schritten geändert habe; und daß ſie aufgehört hätten, abgeſondert zu leben. Man weiß zwar nicht recht, wie es ſich mit der Lebensart in den Zeiten der Armuth Roms verhielt. Allein im Ganzen kann man ſich doch die Sache nicht anders als ſo vorſtellen. In einem kleinen armen Städtchen iſt freylich nicht ſo viel Geſelligkeit, als in der großen und reichen Hauptſtadt einer ganzen Welt. Alſo mochten wohl zu Rom, da es noch mit den Vejentern Krieg führte, die Familien mehr unter ſich leben, und die Weiber weniger Geſellſchaften halten, als zu Cicero's Zeiten, da die Frau eines Prätors, wie Milo, ſich eine Kapelle von Tonkünſtlern hielt, die ſie mit auf Reiſen nahm. Es iſt der Natur der Dinge

zuwider, daß reiche Leute ſo leben ſollten, wie Arme. Eine kaiſerliche Geheimerathsfrau in Wien führt eine andere Lebensart, als die Frau eines Senators in Bopfingen. Beide haben indeß als Weiber einerley Rechte, und ſtehen auf demſelben Fuß in Deutſchland. Es iſt aber der Abſtand zwiſchen einer Frau aus den erſten Familien in Rom im ſiebenten und einer im dritten Jahrhundert nach Erbauung der Stadt gewiß größer geweſen, als zwiſchen einer Senatorsfrau in Bopfingen und ſelbſt einer Reichsfürſtinn. Es veränderte ſich alſo auch nicht eigentlich die Lage der Weiber in Rom, ſondern es erweiterte ſich nur der Zirkel, worin ſie ſich bewegten. Reichthum hat überhaupt in keinem Lande den Zuſtand der Weiber geändert. Als die Athenienſer auf den höchſten Punkt ihres Flors geſtiegen waren, blieben die Weiber in eben der knechtiſchen Verfaſſung als zuvor. Oder waren etwa zu den Zeiten, da der Groß-Mogul auf einem goldnen, mit Edelgeſteinen beſetzten ungeheuern Pfauen thronte, ſeine Weiber freyer, genoſſen

ſie mehr Vorrechte, als zur Zeit da Dſchingiskan noch in den Steppen der Tartarey herumirrte? Nicht Reichthum, nicht Wohlleben verändert den Zuſtand der Weiber; das thut allein der Charakter der Männer, und dieſer war bey den Römern immer ganz anders geweſen, als bey den Griechen.

Sie verabſcheuten das Laſter der Männerliebe.

Das ſchändliche Laſter, welches der beſtrittne Schriftſteller ſo ſonderbar beſchönigt, war den Römern ein Gräuel und ein Abſcheu. Freundſchaft kannten ſie ſehr wohl, und die war ihnen heilig, wurde aber immer unter Menſchen von gleichen Jahren geſchloſſen. Unglücklicherweiſe brachten ihnen die Griechen dieß ſchändliche Sittenverderben zugleich mit den Wiſſenſchaften bey, und hernach wurde es unter ihnen ziemlich Mode, ſo daß leichtſinnige Dichter, wie Horaz zum Beyſpiel, ohne Rückhalt davon als von einer Kleinigkeit ſprechen. Es ſind auch die Spuren dieſes ihnen beygebrachten Verderbens in dem jetzigen Italien noch ſichtbarer, als in irgend einem andern Lande von dem geſitteten Europa.

Wenn man nun die beiden Nationen betrachtet, ſo kann man nicht läugnen, ohne ſich von Vorurtheilen ganz blenden zu laſſen, daß die Römer himmelweit über die Griechen erhoben ſind.

Vorzüge der Römer vor den Griechen in Anſehung des Muths u. der Sitten. Wahre Urſachen der Zerſtörung der Republik.

Die Griechen haben nur eine ſehr kurze Epoche, wo ſie in der Geſchichte eine große Rolle ſpielen; nämlich von der Schlacht bey Marathon bis zur Schlacht bey Chäronea; das beträgt ohngefähr anderthalb Jahrhundert. Dieſe Männer, deren Liebe zu Männern ſie zu ſo großen Thaten ſoll angefeuert haben, wurden zu Chäronea durch die Söldner des Königs von Macedonien ſo aufs Haupt geſchlagen, daß von der Zeit an ihr Land eine von ſeinen Provinzen ward. Die Römer, die Bürger und Bewohner einer einzigen Stadt, gelangten dagegen nach und nach dahin, beynahe die ganze bekannte Welt zu bezwingen. Sechshundert Jahre lang, nämlich vom erſten Puniſchen Kriege an bis auf Conſtantin den Großen, blieben ſie die erſten Menſchen der Erde. Wenn man ihre Geſchichte nur ein we-

nig mit Ueberlegung betrachtet, ſo muß man einſehn, wie ſehr ſchief darüber räſonnirt worden iſt. Man hat den Untergang der Republik dem Sittenverderben zugeſchrieben, und ich weiß nicht was alles für Folgerungen darauf gebaut. Dieß alles, und ſelbſt Monteſquieus Buch iſt ein weitläuftiges aber ganz unnützes Geſchwätz über dieſen Punkt. Das Räthſel iſt mit wenig Worten auf folgende Art zu erklären. Eine Stadt, in welcher, (Gott allein weiß es durch welche Fügung,) die größte Kraft des Verſtandes und des Gemüths zuſammen gepreßt war, die je auf dem Erdboden exiſtirt hat, macht ſo weiſe Einrichtungen des Kriegs und des Friedens, daß ſie alle Nationen bezwingt, mit denen ſie Krieg führt. Zwar ſind dieſe Einrichtungen blos auf die Sphäre einer Stadt berechnet; denn wie können Menſchen anders als für das anordnen, was da iſt? Indeß weiß die große Weisheit und Seelenfeſtigkeit der Bewohner dieſer Stadt es zu bewerkſtelligen, daß das Staatsgebäude eines ſo kleinen Bezirks bey jeder Erweiterung ihres Gebiets

immer noch ausdauert. Endlich aber wird das Gebäude zu ungeheuer für das kleine Fundament, und es ſtürzt ein. Die auf eine Stadt gemachten Geſetze können keine Welt regieren. Eine Welt will auch nicht mehr das Joch einer Stadt leiden. Daher kam der Lateiniſche Krieg, den zwar der Muth der Römer glücklich für ſie endigte, durch welchen ſie aber ganz Italien das römiſche Bürgerrecht ertheilen mußten. Als dieß geſchehen war, konnte die Republik nicht mehr beſtehen. Indeß fuhr der Herr von Italien noch dreyhundert Jahre lang fort, die bekannte Welt zu regieren. Es iſt auch gar nicht erwieſen, daß das Sittenverderben in Rom zu Cäſars Zeiten ärger geweſen wäre, als zur Zeit der Gracchen. Denn wer kann ſagen, ob in jener Epoche dort, nach Verhältniß der Menſchenzahl, mehr böſe Menſchen lebten, als in dieſer? Manche böſe Menſchen waren aber ſehr mächtig; die auf den Staat nicht mehr paſſende Regierungsform konnte ihnen nicht mehr Einhalt thun, und ihre Bosheiten fielen mehr in die

Augen. Zudem wiſſen wir auch mehr von dieſem Zeitpunkt, als von jedem andern. Das ſind die Urſachen der allgemeinen Meynung vom damaligen Sittenverderben in Rom.

Vorzüge derſelben in Anſehung der Einſichten u. nützlicher Kenntniſſe.

Iſt man ſo in ſchöne Künſte, in Litteratur, in Witz vergafft, daß man ihre Produkte für das höchſte in der Welt anſieht, ſo wird man freylich die Griechen den Römern vorziehen. Allein wenn von wahrer menſchlicher Klugheit die Rede iſt, ſo wurden gewiß jene darin von dieſen ſehr weit übertroffen. In der Kriegskunſt waren die Römer den Griechen weit überlegen, ſo ſehr ſich auch dieſe darauf legten. Die Römer hatten nicht nur eine viel vollkommnere Taktik erfunden, ſondern ſie veränderten und verbeſſerten ſie immer von Zeit zu Zeit, wie es die Umſtände erfoderten. Ihre Staatskunſt war unendlich über die griechiſche erhaben. Sie bildeten eine Verfaſſung, die ſie in Stand ſetzte, Italien, Afrika, Griechenland, Klein-Aſien und Frankreich zu beſiegen, und die nicht anders als unter der Laſt ihrer eignen Vortheile erlag.

Die Athenienſer hingegen, ſobald ſie den Fuß aus Griechenland ſetzen wollten, waren ſie verloren. Die römiſchen Statthalter mißbrauchten freylich hie und da ihre Macht; aber wenn ein Verres Sicilien ausplünderte, ſo beglückte ein Cicero Cilicien. Sobald hingegen die Athenienſer nur einige untergeordnete Bundesgenoſſen hatten, ſo behandelten ſie dieſelben ſo ſchändlich, daß ſie das Joch gleich abſchüttelten: und eben ſo toll und ſo ſtrafbar verfuhren auch die Lacedämonier. Philoſophie lernten freylich die Römer von den Griechen; und das war allerdings ein ſchätzbarer Vortheil! Aber was die Griechen über Moral ſpekulirt hatten, das hatten die Römer längſt ausgeübt. Ihre Nationalgrundſätze machten ſie ſchon zu halben Staikern: daher auch dieſe faſt göttliche Sekte einen weit größern Anhang unter den Römern fand, als je unter ihren Stiftern, den Griechen. Wenn man noch hinzu fügt, wie ſehr die Römer in der nützlichſten aller menſchlichen Künſte, im Ackerbau, den Griechen überlegen waren; daß dieſe ſo raſend waren, ihn

zu verachten, jene aber ihn lange ſelbſt trieben, und jederzeit höchlich ehrten: ſo wird man einſehn, daß ihnen alles was erhaben und nützlich im menſchlichen Verſtande iſt, in viel größerm Maaße zu Theil ward als den Griechen.

Das Sittenverderben gab nicht Anlaß zur Freyheit der Weiber bey den Römern.

Die Vorzüge der Römer vor den Griechen habe ich hier nur darum aus einander geſetzt, um zu zeigen, daß das edelſte Volk im Alterthum auch das war, das den Weibern eine anſtändige Freyheit geſtattete. An dieſem letzten Punkt darf man gar nicht zweifeln. Man muß gar nicht einwenden, daß nach römiſchen Geſetzen der Vater das Recht über Leben und Tod in ſeinem ganzen Hauſe hatte, und ſeine Kinder als Sklaven verkaufen konnte, daß alſo die Töchter nothwendig in Schließung der Ehe nicht ihren Willen hatten, ſondern dem ſeinigen folgen mußten. Die römiſchen Geſetze klangen ſehr hart, aber ihre Sitten waren milder, als die von irgend einem Volke derſelbigen Zeit. Ich habe ſchon gezeigt, daß in dem Zuſtande der Weiber unter ihnen keine weſentliche Veränderung ſtatt gefunden ha-

ben könne. Zu allen Zeiten lebte das römiſche Frauenzimmer in der Geſellſchaft als Theilnehmerinn derſelben; zu allen Zeiten durfte es ſich öffentlich und entſchleyert ſehen laſſen, das Theater und andere Schau- und Verſammlungsplätze beſuchen, und dieß ſind entſcheidende Merkmale ihres Zuſtandes.

Die Römer kannten völlig unſre Galanterie.

Eine Bemerkung darf ich hier nicht vorbeygehen, dieſe nämlich: daß auch die Römer völlig unſre Liebe und unſre Galanterie kannten. Ovid hat uns ein langes Gedicht von der Kunſt zu lieben hinterlaſſen, worin das ganze Weſen unſerer Galanterie ſehr umſtändlich angegeben iſt. Man findet darin eine Menge Parallel-Stellen zu vielen Aeußerungen des Buchs über die Weiber, den Umgang beider Geſchlechter betreffend, und man könnte geneigt ſeyn, den Verfaſſer eines Plagiats zu beſchuldigen, wenn man nicht, um ſeine Redlichkeit bey dieſen Unterſuchungen über Griechen und Römer zu retten, annehmen müßte, daß das Leſen der Alten ſeine Sache eben nicht geweſen iſt.

Beweiſe davon gegen mögliche Einwendungen.

Man wird zwar einwenden: Ovids Buch handle nur von unerlaubter Liebe; er ſey ein Schriftſteller, der unter dem Auguſt, zu den Zeiten des höchſten Sittenverderbens, lebte. Allein beides widerlegt nicht meine Behauptungen.

Wo die erlaubte Liebe keine Galanterie verſtattet, da kennt ſie die unerlaubte auch nicht. Eine Kunſt zu lieben ſchrieb nie ein Araber, ein Perſer oder ein Chineſer. Dort beſteht ſie blos in der Kunſt, einmal mit einer Frauensperſon zuſammen zu kommen. Das, in jedem Mann ſeinen Herrn zu ſehn gewohnte Weib würde, in einem Lande, wo zwiſchen beiden Geſchlechtern aller Umgang blos in ſinnlichem Genuß beſteht, den ihr ganz fremden Mann, der ſich ihr zeigte, entweder gleich gänzlich ausſchlagen, oder ſich ihm auch eben ſo gleich gänzlich unterwerfen. Die Römer würden alſo auch nie von Galanterie etwas gewußt haben, wenn nicht die Einwilligung des Weibes bey ihnen zur Ehe nothwendig geweſen wäre, und ſie deshalb nicht nöthig gehabt hätten, das Herz derer zu gewinnen, die ſie be-

ſitzen wollten. In dem dazu nöthigen Verfahren liegt aber gerade das, was wir Galanterie nennen. Daß hernach Wollüſtlinge es bey ihnen anwanden, um Frauensperſonen zu ihrem Willen zu verleiten, ohne eine Ehe mit ihnen einzugehen, und daß ein Wollüſtling darüber ein Gedicht ſchrieb, ändert nichts an dem Grund der Sache. Das Sittenverderben iſt aber, wie ich ſchon geſagt habe, ſo ein unbeſtimmter Ausdruck, daß man eigentlich gar nichts darauf bauen kann. Es ſollte mir leicht werden zu zeigen, daß die Sitten in Rom zu Auguſts Zeiten nicht verdorbner waren, als in viel frühern Perioden. Ich verweiſe den Leſer der Kürze halber nur auf die Bacchanalien und andre fremde Gottesdienſte, die der Senat ihrer Unſittlichkeit wegen verbieten mußte, im Livius. Außerdem entſcheidet dieſer Punkt hier nicht das geringſte. Es iſt ſchon geſagt worden, daß die Griechen, bey einem gewiß noch viel größern Sittenverderben, keine Galanterie kannten, und es konnte alſo dieſe bey den Römern unmöglich aus jenem entſpringen.

Die Griechen kannten ſie auch; aber nur in ihrer Männerliebe.

Doch nein, ich irre. Die Griechen kannten ſehr wohl unſre ganze rittermäßige Galanterie. Aber wo? Nicht gegen das Frauenzimmer, denn das behandelten ſie auf eine niederträchtige Weiſe. Bey ihren Courtiſanen wäre ſie freylich auch ſehr unrecht angebracht geweſen: die verlangten baares Geld, und keine Complimente. Wenn die Griechen aber heirathen wollten, ſo fand da keine Liebe und keine Bewerbung ſtatt. Die Frau, die ſie nahmen, war in ihren Augen ein Kindergebährendes Werkzeug *), allenfalls eine Sklavinn,

*) Der Verfaſſer des Buchs über die Weiber ſagt S. 27 in der Note: „Und doch waren die Ehen bey den Athenienſern nicht ſeltner als bey uns. Sie heiratheten um Bürger zu zeugen.“ Iſt das ſchön? Hat es die Natur ſo gewollt? Ja, wenn ſie außerdem keuſch geweſen wären, ſo möchten ſtrenge Moraliſten das loben. Allein wenn man in der Ehe ſo enthaltſam war, um Courtiſanen und Knaben deſto feuriger zu lieben, ſo iſt das wahrhaftig nicht ſehr löblich. In der That, dieſe ſeltſame Rechtfertigung der griechiſchen Sitten bleibt mir immer unbegreiflich. Uebrigens waren die Ehen dort allerdings ſeltner als bey uns, nämlich

vinn, die den innern kleinen Haushalt beſorgte, und die ſie von dem erhielten, der über dieſes Weib gebot, es mochte daſſelbe damit zufrieden ſeyn oder nicht. Aber gleiche Urſachen bringen immer gleiche Wirkungen hervor, und überdem waren die Griechen ein feines und ſcharfſinniges Volk. Alſo kannten ſie auch unſre Galanterie mit allen ihren Feinheiten in jener Verbindung der Männer mit Knaben. Da mußte der geliebte Gegenſtand gewonnen und überredet werden. Alſo mußte der Liebhaber alle erſinnliche Künſte dazu anwenden, und dieſe Anſtrengung zu ähnlichen Zwecken brachte eben die Erſcheinun-

lich unter den Leuten von Erziehung. Allein Griechenland blieb immer ſehr bevölkert, weil das Volk nicht ſo verderbt war, als die vornehmern Klaſſen, nämlich die Gelehrten und die Weltleute; und dann weil es immer in Griechenland Länder gab, wo die Menſchen der Natur etwas treuer blieben. Kurz, ſo ſtrafbare Sitten manche Klaſſen und Nationen auch annehmen mögen, ſo leidet doch die Natur nicht, daß gewiſſe Gränzen überſtiegen werden. Dazu hat ſie zu kluge Anſtalten getroffen.

gen als bey uns hervor. War ein Jüngling beſonders ſchön, und liebten ihn daher mehrere, ſo fand Wetteifer, Eiferſucht, Freude bey dem Siege, Verzweiflung bey der Verſchmähung ſtatt. Ich will nur eine Stelle hierüber, ihrer Sonderbarkeit wegen, anführen, um zu zeigen, wie ſehr der ganze Liebe-Enthuſiasmus unſrer Ritterzeiten die Griechen bey dieſer Art von Verbindung beſeelte. Sie ſteht im Plutarch. Pelopid, Gap. 32. „Man erzählt einen ſcherzhaften Ein„fall des Pammenes. Er ſöll geſagt haben: „Neſtor hätte die Taktik nicht recht verſtanden, „denn er hätte den Griechen befohlen, ſich nach „ihren Landsmannſchaften zu ſtellen. Er hätte „lieber ſöllen anordnen, daß der Liebhaber bey „ſeinem Gellebten geſtellt würde. Denn Lands„leute und Zunftgenoſſen bekümmerten ſich we„nig um einander in Gefahren, aber ein ge„ſchloßnes Bataillon, das aus ſolchen beſtände, „die durch Liebe unter einander verbunden wä„ren, könne gar nicht gebrochen und aus einan„der geſprengt werden. Dieſe ehrten einander,

„und würden aus point d' honneur einer für „den andern in die Gefahr rennen. Das „wäre auch kein Wunder, denn ſolche Menſchen „hätten mehr Scheu für ihren abweſenden Ge„liebten, als für Andre, die zugegen wären. So „hätte zum Beyſpiel einer auf der Erde geſtreckt „gelegen, und den Feind, der ihn durchbohren „wollte, gebeten, er möchte ihm doch das „Schwert in die Bruſt ſtoßen, damit ſein Ge„liebter ſich ſeiner nicht ſchämen dürfe, wenn „er ihn mit einer im Rücken empfangnen Wunde „todt liegen ſähe.“

Ich ſetze hier nichts hinzu. Wer die Geduld gehabt hat, dieß zu leſen, der wird hoffentlich manche Erläuterung über den Punkt der Sitten bey den Alten, und manche Beſtätigung meiner bisherigen Ausſagen darin gefunden haben. Ich bemerke nur ſchlüßlich, wie viel edler unſre Vorfahren geweſen ſind, welche ſich von der durch die Natur eingeſetzten Frauenliebe zu eben ſo hohen, edlen, muthigen und feinen Geſinnungen antreiben ließen.

Wahrſcheinlicher Urſprung dieſer ſchändlichen Sitte unter den Griechen.

Uebrigens erhellt aus dieſer Stelle nicht undeutlich, daß der Krieg zu jener ſchändlichen Sitte bey den Griechen Anlaß gab, und daß die Sache vermuthlich dadurch veranlaßt ward, daß der ältere Soldat ſich einen jungen Rekruten wählte, um ihn zum Kriege anzulernen, und ihn zu ſchützen, ſo lange er noch zu ſchwach war, um ſich auf ſeine Kräfte im Gefecht zu verlaſſen. Auf die Art ward das Laſter faſt geheiligt, und erhielt Freyheit, ſich öffentlich zu zeigen, bis die Griechen lernten ſich deſſen vor den keuſchern und tugendhaftern Römern zu ſchämen.

Drittes Hauptſtück.

Von dem Zuſtande des weiblichen Geſchlechts unter den neuern europäiſchen Völkern, beſonders unter den Deutſchen, und zwar erſtlich von dem geſetzlichen Zuſtande deſſelben.

In jeder bürgerlichen Geſellſchaft wird der Zuſtand einer Klaſſe von Menſchen theils durch die Geſetze, theils durch die Sitten beſtimmt. Dieſe Bemerkung iſt dem Verfaſſer des Buchs über die Weiber gänzlich entgangen, ſonſt würde er ja wohl ein Wort über den geſetzmäßigen Stand des weiblichen Geſchlechts unter uns geſagt haben. Das wäre um ſo nöthiger geweſen, da in der That der ſittliche Zuſtand der Weiber ſich allemal urſprünglich auf den geſetzmäßigen gründet; und wenn wirklich irgend eine Klaſſe derſelben unter uns auf einem unrechten Platze ſteht, wie eben dieſer Schriftſteller behauptet, ſo muß

Der geſetzmäßige Stand der Weiber muß erörtert werden, weil er den Grund ihres geſellſchaftlichen Standes enthält.

wenigſtens ein Umſtand in ihrem geſetzmäßigen Stande die Urſache davon ſeyn. Man kann ſich zwar leicht vorſtellen, daß ich nicht geſonnen bin, eine juriſtiſche Unterſuchung über die Rechte der Weiber unter uns zu ſchreiben; aber ich muß doch die Punkte erörtern, die ihren ſittlichen Zuſtand beſtimmen, wenn ich den ganzen Zuſammenhang deſſelben recht darſtellen ſoll.

Sie haben das Recht, ohne ihre Einwilligung keinem Manne übergeben werden zu können.

Das weibliche Geſchlecht hat bey uns das Recht, daß es mit Gewalt, und ohne ſeine wenigſtens anſcheinend freye Einwilligung keinem Manne übergeben werden kann. Es kann ſogar eine Frauensperſon, die keine Aeltern mehr hat, oder wenn ſie auf irgend eine Art aus ihrer Gewalt getreten iſt, ſich, mit wenigen Einſchränkungen, dem Manne übergeben, welchen ſie ſich unter denen wählt, die nach ihrem Beſitze ſtreben.

Dieß kann ihnen ohne die höchſte Unbilligkeit nicht genommen werden.

Der von mir beſtrittene Schriftſteller wird ihnen doch dieſes Recht nicht nehmen wollen? Das wäre ein wenig zu hart. Jedes vernünftige Weſen kann nach aller Billigkeit darauf An-

ſpruch machen, zu keiner Pflichtauflegenden Verbindung gezwungen zu werden. Ohne hier den Kirchenlehrer ſpielen zu wollen, kann ich doch ſicher behaupten, daß andre Grundſätze über dieſen Punkt den Vorſchriften der bloßen natürlichen Religion zuwiderlaufen. Dieſe ſchon lehrt uns, daß die Seele unſterblich iſt; daß uns ein unſerm moraliſchen Betragen in dieſem Leben angemeſſener Zuſtand von Belohnungen oder Strafen jenſeits des Grabes erwartet. Wenn dem nun alſo iſt, wird das Weib nicht, vorzüglich nach der Art, wie es die Pflichten des Eheſtandes erfüllt, dort belohnt oder beſtraft werden? Und wenn die Wahl des Gatten von ihrer Seite nicht mit freyem Willen geſchieht, ſteht es wohl zu erwarten, daß es ihre Pflichten gegen ihn gehörig werde erfüllen können? Die ſchwerſten und die heiligſten Pflichten ſollte ſich alſo ein der ſchrecklichſten Rechenſchaft unterworfnes Weſen wider ſeinen Willen auferlegen laſſen? So etwas könnten Menſchen verlangen, die auf Vernunft und Billigkeit Anſpruch machen? Und das

thun doch am Ende diejenigen, die über den verderbten Zuſtand des weiblichen Geſchlechts unter uns klagen. Denn hierin liegt immer der Hauptgrund von der Art und Weiſe, wie wir gegenwärtig die Weiber behandeln und leben laſſen.

Dieſes Recht wird ihnen in der Welt gar ſehr geſchmälert.

Indeß wird doch dieſe Freyheit, welche die Geſetze ihnen zuſprechen, den armen Weibern gar ſehr beſchränkt. Den Aeltern und Verwandten bleibt erſtlich immer erlaubt, alle Ueberredungskünſte zu gebrauchen, um ein Mädchen zu bewegen, eine Ehe mit einem Manne zu ſchließen, dem es abgeneigt iſt. Widerſtand von ihrer Seite, wenn der Grund nicht ganz einleuchtend ſtark iſt, wird ihr gar ſehr verargt. Ferner, da es nöthig iſt, die älterliche Gewalt aufrecht zu erhalten, und alſo nicht in das Innre der Familien zu wühlen, ſo lange nicht der Beyſtand der Obrigkeit laut angerufen wird; ſo bleiben den Aeltern und Verwandten immer Mittel genug, um ein Mädchen, wenn es nicht von dem allerſtandhafteſten Gemüthe iſt, zu einer jeden Hei-

rath zu zwingen. Dadurch werden aber eine große Menge armer weiblicher Geſchöpfe höchſt unglücklich gemacht. Endlich aber behalten die Aeltern Zeitlebens die Gewalt ihre Einwilligung zu einer Verbindung, die das Mädchen wünſcht, zu verſagen; und wie ſchwer hält es nicht, dieſes Hinderniß zu überſteigen! Dieſes iſt gewiß ein harter Umſtand. Es würde allerdings unvernünftig ſeyn, wenn man ſehr jungen Mädchen erlaubte, eine Ehe für ſich zu ſchließen, da ſich dieſe oft von dem augenblicklichen Eindruck bethören laſſen würden. Allein daß ein Frauenzimmer auch bey völliger Reife der Vernunft keinen bejahenden Willen, um eine Ehe zu ſchließen, haben ſoll, iſt nicht ganz billig.

Sie ſollten in den Jahren der vollen Vernunft ungehindert beſtimmen können, welchem Freyer ſie ihre Hand geben wollen.

Die Natur hat die Weiber ſo geſchaffen, daß die Schließung eines Ehebundes zu den allerweſentlichſten Glückſeligkeiten ihres Lebens gehört. Es iſt alſo gewiß ſehr hart, daß es bis in ihr ſpätes Alter faſt immer Menſchen giebt, die das Recht haben, ihnen Hinderniſſe in den Weg zu legen, wenn ſich ein Freyer anbietet, dem ſie ge-

neigt ſind ſich zu ergeben. Denn erſtlich kann es leicht geſchehen, wenn ſie dieſen ausſchlagen, daß ihnen kein andrer wieder ſeine Hand anträgt, und daß ſie alſo ihr ganzes Leben unverheirathet zubringen müſſen. Geſetzt aber, es wäre auch eine andre vortheilhaftere Partie für ſie da, ſo müßte ihnen doch, ſobald ſie Verſtand genug haben um für ſich zu wählen, kein Zwang angethan werden können. Man wird, ich weiß es wohl, dagegen einwenden, ohne dieſe Einſchränkungen würden gar zu viele Mißheirathen geſchehn. Allein dieſe Beſorgniß iſt nicht vernünftig. Mißheirathen, die nicht aus Noth geſchehn, werden immer ſelten ſeyn; man kann ſich deshalb auf die Eigenliebe des Menſchen nach allen ihren Zweigen, als Ehrgeiz, Hochmuth, Habſucht ꝛc. verlaſſen. Die Geſetzgeber ſollten aber eine Wahrheit bedenken, welche jeder Beobachter durch tägliche Erfahrung beſtätigt finden wird, daß nämlich Stand und Vermögen lange keine ſo ſichern Glückſeligkeitsquellen für die Menſchen ſind, als man glaubt. Wenig Frauen-

zimmer werden ſich entſchließen, unter ihrem Stande zu heirathen, wenn ſie nicht müſſen. Findet ſich aber hie und da eine, die es fühlt, daß ſie mit einem geringen Manne, den ſie liebt, glücklicher ſeyn wird, als mit dem vornehmern, den ſie nicht liebt, und man kann ihr die Reiſe des Verſtandes zutrauen, das zu beurtheilen, ſo müßten ihr die Geſetze die Mittel zuſichern, ihren Wunſch zu erlangen. Vollends aber dann wäre es nöthig, wenn Frauenzimmer wahrſcheinlich nur zwiſchen einer ſolchen Heirath und dem Zuſtand einer alten Jungfer zu wählen haben. Letzter hat auch in den höhern Ständen ſo viel unangenehmes, zumal wenn man nicht Vermögen genug beſitzt, um unabhängig zu leben, daß der Zuſtand einer ſehr geringen, aber mit einem ehrlichen Manne verheiratheten Frau leicht unendlich glücklicher ſeyn kann.

Nach der jetzigen Einrichtung ſind die Weiber oft gezwungen, Liſt zu gebrauchen, um zu

Wenn nun bey einer ſolchen Beſchaffenheit der Geſetze die Weiber Liſt gebrauchen, um den Wunſch ihres Herzens zu befriedigen; wer kann ſich darüber wundern? Iſt es nicht offenbar die

ihrem Zwecke zu gelangen. Böſe Folgen davon.

Schuld unſrer irrigen geſetzlichen Einrichtungen? Welche traurige Wirkungen entſtehen nicht ſo oft aus dieſen Irrthümern! Es iſt bekannt, zu welchem Mittel Frauensperſonen gemeiniglich ihre Zuflucht dagegen nehmen. An ſich iſt es ſchon traurig genug, daß ſie ſich in den Augen ihres Geliebten ſo weit erniedrigen müſſen, um zu einem erlaubten Zwecke zu gelangen, eine unerlaubte Handlung zu begehen, deren Bewegungsgründe ſo oft mißgedeutet werden, und allerdings immer etwas Zweydeutiges haben. Allein wie viel trauriger wird nicht noch bisweilen ihr Loos durch unſre Vorurtheile, oder gar durch ihrer Geliebten Treuloſigkeit, die dieſe Vorurtheile ſo gern zum Vorwand brauchen. O unſchuldige Schlachtopfer unſrer Geſetze und unſrer Laſter, ſteht auf von den Todten, wenn ihr könnt! bezeugt durch euer Beyſpiel die Wahrheit deſſen, was ich ſage, und ſchreckt auf die Zukunft die Geſetzgeber ſowohl als die Frevler, daß ſie nicht mehrere eurer Geſchlechtsgenoſſinnen aufopfern!

In der Ehe ſelbſt haben die Geſetze nur darauf gedacht, das Weib gegen gar zu harte Begegnungen des Mannes zu ſichern. Uebrigens haben ſie es in ſeine Gewalt gegeben, und in der That, ſie konnten nicht anders. Die Geſetze dürfen der Natur nicht widerſprechen. Zwiſchen zwey ungleich ſtarken Weſen kann kein völlig gleicher Bund ſtatt finden. Wollten alſo die Geſetze hier dem Schwächern ihre Gewalt leihen, ſo würden ſie der Ordnung der Natur entgegen wirken, und die gröſte Verwirrung hervorbringen. Das verlangen aber auch die Weiber keinesweges. Sie fügen ſich willig in dieſe von der Natur gemachte Einrichtung, und man findet ſehr ſelten Beyſpiele vom Gegentheil.

Die Geſetze geben in der Ehe die Frau in die Gewalt des Mannes, u. ſchützen ſie nur gegen eine gar zu tyranniſche Behandlung. Gründe dieſes Verfahrens.

Indeß iſt doch ihre Lage in dieſem Punkte ſonderbar genug, und wir können uns keinen rechten Begriff davon machen. Das Urgeſetz der menſchlichen Natur iſt, daß jeder für ſich ſelbſt der Mittelpunkt der ganzen Welt iſt. Nur von ſeinem Ich hat man ein innres Gefühl; alles andre ſind bloße Erſcheinungen, Eindrücke, die

Sonderbare Lage, worin ſich die Frau befindet.

auf dieſes Ich geſchehn, und wovon es Bewußtſeyn hat. Dieſem Geſetze ſind die Weiber ſowohl unterworfen, als wir. Ihr Mann iſt alſo auch blos für ſie eine Erſcheinung; und dieſer Erſcheinung müſſen ſie doch ihr ganzes Weſen unterwerfen, ihrem Willen, von dem ſie allein die Empfindung haben, entſagen, und ſeinen, da er doch ihrem Weſen fremd iſt, annehmen. Wenn der Mann ſagt: Ich ziehe morgen nach Kamtſchatka, ſchnüre dein Bündel und komm mit; ſo muß ſie alles verlaſſen, was ihr das Leben angenehm macht, und ihm folgen. Man muß nicht ſagen, daß alle Menſchen in dem Falle ſind, z. B. daß wir uns dem Willen des Regenten unterwerfen müſſen, der doch auch nur eine, und zwar oft nur mittelbar wirkende Erſcheinung für uns iſt. Das iſt ein großer Unterſchied. Der Wille des Regenten kömmt mit dem unſrigen nur ſelten in Colliſion; man kann ihm oft ausweichen. Allein hier muß das Weib ihren Willen täglich, ſtündlich, in kleinen Dingen ſowohl als in großen, beugen, wenn es der Mann verlangt.

Zum Glück hat ſie von der Natur Sänftmuth zum Nachgeben, Geduld zum Ertragen, und eine große natürliche Anhänglichkeit an den Mann, dem ſie ſich ergeben hat, bekommen. Es wäre aber abſcheulich von uns, dieſe Eigenſchaften dazu zu mißbrauchen, ihr Schickſal unbekümmert härter zu machen, und es nicht ſo viel möglich zu erleichtern. Indeß wie geſagt, die Geſetze haben hier unmöglich mehr für ſie thun können, ohne ſelbſt ihr eigen Glück zu untergraben. Es haben ſich zwar die Geſetze nicht ſelbſt gemacht, Männer haben ſie abgefaßt, und bey allem Gefühl von Billigkeit kann man nicht verlangen, daß ſie das Intereſſe ihres Geſchlechts ganz aus den Augen ſetzen ſollten. Allein ohne darauf zu ſehen, ſondern blos in Rückſicht auf den wahren Vortheil der Weiber, haben ſie nicht anders als ſo verfahren können.

Welche Mittel ihr die Natur gegeben hat, um ſich darein zu finden, ob es ſchon ſchändlich von uns wäre, dieſe Mittel zu mißbrauchen. Die Geſetze haben ihnen hier nicht helfen können.

Bey der größten Liebe zu einander werden dennoch die Wünſche und Neigungen zweyer Weſen oft in einzelnen Fällen verſchieden ſeyn. Sind dieſe beide Weſen genau verbunden, und

Aus welchen Urſachen.

ein ſolcher Fall tritt ein, ſo muß eines dem andern weichen, oder die Verbindung muß aufgehoben werden. Dieß müßten alſo die Geſetze verordnen, wenn ſie den Weibern geſtatten wollten, ihrem eignen Willen zu folgen. Allein man bedenke, daß, wenn ein Weib ſich einem Manne einmal ergeben hat, ſie in den Augen aller übrigen ihren Hauptreiz verliert, und das iſt die wahre Grundurſache jener natürlichen Anhänglichkeit des Weibes gegen ihren Mann. Sie wird alſo keinen andern finden, der ſich ihrer annimmt und ſie beſchützt, um ſo weniger, da ihre Eigenwilligkeit, als die Urſache ihrer Rückkehr in den einſamen, ſchutzloſen Zuſtand, eben keine Empfehlung für ſie bey andern Männern abgeben kann. Man bedenke, daß man, bey einer ſolchen Trennung, dem Weibe nicht zumuthen könnte, die Laſt der Erziehung der Kinder zu übernehmen; daß aber mutterloſe Kinder höchſt unglücklich ſind, und die Empfindung dieſes Unglücks die Mütter höchſt unglücklich machen würde. Wenn man dieſes alles, ſage ich, recht

über-

überlegt, ſo wird man leicht einſehen, wie es das wohlverſtandne Glück der Weiber ſelbſt erfodert, daß ihnen alle Wege zu einer ſolchen Trennung, den höchſten Nothfall ausgenommen, abgeſchnitten werden; und daß die Geſetze ihre Anhänglichkeit an den Mann noch mehr zur Pflicht ſtempeln, als es die Natur ſchon gethan hat.

Weiſe Anſtalt der Geſetze, das Glück der Weiber in der Ehe ſo viel möglich zu ſichern.

Die Geſetze haben dabey ſehr weislich, und ſo gut ſie konnten einen Punkt gewahrt, der eben auch hierbey von der größten Wichtigkeit iſt. Alles kömmt in der Ehe für die Frau auf die Liebe des Mannes an, und dieſe Liebe hängt leider gemeiniglich ganz von der Sinnlichkeit ab. Findet dieſe ihre Befriedigung bey der Frau, ſo hat ſie's gemeiniglich gut. Zieht die Sinnlichkeit aber den Mann zu andern Frauensleuten, und vollends mit vorzüglicher Heftigkeit nach einem Gegenſtande hin, ſo iſt gemeiniglich jede Annehmlichkeit des häuslichen Lebens für die Gattinn verſchwunden. Desfalls haben die Geſetze mit Recht Strafe auf den Ehebruch des Mannes geſetzt, und der Frau in dieſem Falle,

wenn ſie will, das Mittel einer vortheilhaften Trennung geſtattet. Daß der Ehebruch von ihrer Seite in allen Geſetzgebungen etwas ſchärfer beſtraft, und ihr dieſe Strafe auf ſchwächere Beweiſe zuerkannt wird, als bey dem Manne, iſt eine bekannte Sache, davon man auch ganz gegründete Urſachen angeben kann.

Sonderbare Sorgfalt der Geſetze in Anſehung des Vermögens der Weiber.

Ohne daß man ſagen könnte, die Geſetze wären unbillig gegen das weibliche Geſchlecht, ſo zeigen ſie doch, wie man ſieht, keine gar zu große Parteylichkeit für daſſelbe. Daher iſt es um ſo mehr zu verwundern, daß ſie in einem einzigen Punkte eine ſo beſondre Sorgfalt für die Weiber beweiſen, da er doch in den Augen der Natur und der Vernunft gewiß nicht als der wichtigſte erſcheint. Dieſer Punkt iſt das Vermögen. In Anſehung deſſen geben die Geſetze ſolche Verwahrungsmittel an die Hand, daß, wenn ſogenannte Ehepakten gemacht werden, ſo ſollte kein Menſch glauben, daß dabey von zwey Weſen die Rede iſt, welche die genaueſte Vereinigung eingehen wollen, wo ſie billig nur einen Leib und eine

Seele ausmachen ſollten; ſondern etwa zwey hohe Potentaten, die einen Traktat ſchließen, wo immer einer ſich gegen die Betrügereyen des andern verwahren muß. Und auch ohne Ehepakten haben die Geſetze viel große und verfängliche Anſtalten gemacht, das Vermögen der Frau zu ſichern. In wie fern dieß die Glückſeligkeit des weiblichen Geſchlechts wirklich befördert, will ich nicht unterſuchen. Es zeigt indeß immer den Geiſt unſerer Geſetze an, die allezeit das Geld für das hauptſächlichſte halten, und genug gethan zu haben glauben, wenn nur dafür geſorgt iſt. Denn dieß Verfahren einer beſondern Billigkeit unſrer Geſetzgebungen gegen das weibliche Geſchlecht zuzuſchreiben, dazu kann ich mich deswegen nicht entſchließen, weil ſie ſich in vielen Punkten unbillig gegen daſſelbe bezeugen.

Beyſpiel einer Unbilligkeit der Geſetze gegen d. weibl. Geſchlecht.

Unter dieſe Punkte gehört vorzüglich die Strenge, womit noch in ſo vielen Ländern die Perſonen behandelt werden, die auf eine ungeſetzmäßige Weiſe Mutter werden. Die natürlichen Strafen dieſer Vergehung ſind wahrlich

groß genug. Aber damit ſind unſre Geſetze nicht zufrieden. Sie häufen Schaden auf Schaden, künſtlichen Schimpf auf den natürlichen. Der Erfolg davon iſt bekannt. Wie viel Kinder und wie viel Mütter ſind nicht Schlachtopfer davon geworden! An einigen Orten hat man dem Uebel abhelfen wollen. Aber was hat man dazu erſonnen? Accouchir- und Findelhäuſer. Mittel, die ärger ſind, als das Uebel ſelbſt. Ich ſchreibe indeß keinen politiſchen Traktat, ſondern zeige nur an, was die Geſetze verordnet haben.

Schluß dieſer Unterſuchung, und Uebergang zu der, von dem ſittlichen Zuſtande d. Weiber unter uns.

Dieß wäre alſo ungefähr die Beſchaffenheit des geſetzmäßigen Zuſtandes der Weiber unter uns, und in ihrem Urſprunge iſt ſie ſehr alt, denn viele von unſern ehelichen Einrichtungen ſtammen gewiß aus den älteſten Zeiten der Deutſchen her. Auf dieſen Zuſtand gründet ſich allerdings der ſittliche. Es fragt ſich alſo: Liegt darin etwas, wodurch dem Frauenzimmer zu viel Vorzüge eingeräumt würden, wodurch ſie aus ihrem wahren Platze in der Geſellſchaft ge-

ſetzt worden wären? Ich geſtehe es, das bin ich nicht fähig einzuſehen, ſobald als man das Weib für ein moraliſches freyes Weſen hält. Es muß uns alſo der Verfaſſer des Buchs über die Weiber hierüber andre Aufſchlüſſe geben, aber auch fein deutlich und beſtimmt reden. Denn ſo im Allgemeinen zu ſagen, das Weib ſteht in der Geſellſchaft nicht auf ſeinem rechten Platz; ohne zu erklären, worin denn eigentlich eine ſolche Verrückung deſſelben beſteht, und auf welche Art der Sache abgeholfen werden müßte; das ſind, meiner Meynung nach, unbeſtimmte Gemeinplätze, die nicht den mindeſten Nutzen ſchaffen.

Unſer Betragen gegen das weibliche Geſchlecht im gemeinen Leben gründet ſich urſprünglich auf jenen Hauptumſtand, daß das Weib ſeine eigne freye Einwilligung dazu geben muß, um eine gültige Verbindung mit einem Manne zu ſchließen. Das iſt oben geſagt, und zum Theil erwieſen worden, und erhellt auch in der That ſchon genugſam aus der Natur der Sache. Man würde umſonſt erwarten, daß es ſeine Einwilligung zu einer ſol-

chen Verbindung geben ſollte, wenn man ihm übermüthig, und nicht vielmehr freundlich, artig, gefällig begegnete. Eben ſo wenig würde auch dieß geſchehn, wenn die Verbindung gar zu nachtheilige Bedingungen für das Weib in ſich faßte.

Alſo käme es hier blos darauf an, zu unterſuchen, ob unſre Sitten etwas enthalten, welches über die natürlichen Folgen dieſes geſetzmäßigen Zuſtandes hinausgehe: ob darin eine übermäßige und unnöthige Erhebung des weiblichen Geſchlechts ſtatt finde, wodurch daſſelbe verdorben werde, wie es der hier beſtrittene Schriftſteller behauptet; und das muß der Gegenſtand der folgenden Unterſuchungen werden.

Zweite Abtheilung.

Von dem ſittlichen oder geſellſchaftlichen Zuſtande des weiblichen Geſchlechts unter uns.

Erſtes Hauptſtück.

Vom geſellſchaftlichen Umgange.

Ehe man etwas abhandeln will, muß man recht beſtimmen, wovon eigentlich die Rede ſeyn ſoll. Es giebt ungefähr dreißig Millionen Menſchen in allen den verſchiednen Ländern, die man mit dem gemeinſchaftlichen Namen Deutſchland belegt. Davon ſind etwa funfzehn Millionen weiblichen Geſchlechts. Man ſiehet daraus, daß ein Buch über die Weiber mit dem Zuſatz: in Deutſchland, ſchon ein ſehr weites Feld umfaßt. Wie viel unermeßlicher wird es nicht, wenn dieſer Zuſatz gar nicht einmal da

Beſtimmung des eigentlichen Gegenſtandes der gegenwärtigen Unterſuchung.

ſteht! Was mich betrifft, ſo glaube ich die gemeinſchaftlichen Beſtimmungen, welche die Natur den Weibern überhaupt, und unſre Geſetze jenen funfzehn Millionen gemeinſchaftlich geben, im vorigen ziemlich richtig aus einander geſetzt zu haben. Nun aber komme ich auf den Punkt, wo unter ihnen gar zu viel Verſchiedenheiten eintreten, als daß ſich ihre Verhältniſſe ſo allgemein abhandeln ließen. Dieſe Verſchiedenheiten will ich alſo hier angeben, damit man die Richtigkeit meiner Sätze beſſer prüfen könne.

Eintheilung der Weiber in ihre, nach dem Zwecke dieſer Unterſuchung nöthigen Klaſſen.

Die Weiber theilen ſich nach der Natur in Kinder, die hier nicht in Anſchlag kommen, weil ſie eigentlich zu keinem Geſchlechte gehören, und in Erwachſene; dieſe aber in Unverehelichte und in Frauen. Allein in unſern verfeinerten Geſellſchaften ſind ſie noch eben ſo ſehr durch künſtliche als durch natürliche Beſtimmungen abgeſondert. Stand und Vermögen bringen unter ihnen außerordentliche Verſchiedenheiten hervor. In dieſer Rückſicht will ich ſie zum Behufe meiner gegenwärtigen Unterſuchungen in vier Klaſ-

ſen theilen. Die erſte nenne ich das gemeine Volk. Sie iſt zwar die zahlreichſte, allein auch für einen Schriftſteller gewiſſermaßen die unbedeutendſte, denn ſeine Stimme kann faſt unmöglich bis zu ihnen und zu ihren Männern gelangen. Die zweite iſt die wohlhabendere aber unausgebildete Bürgerklaſſe in den Städten. Auch auf dieſe kann wenig Rückſicht genommen, und nur durch ihr Nachahmen der höhern Stände gewirkt werden. Die dritte ſehr zahlreiche Klaſſe iſt diejenige, die eine ausbildende Erziehung erhält, und verfeinerte Sitten angenommen hat, deren Vermögensumſtände aber von der Art ſind, daß ſie nicht ohne Arbeit und haushälteriſche Anordnung des Hausweſens hinreichen, um bequem zu leben. Alle diejenigen, die ſo viel eigenthümliches Vermögen beſitzen, daß ſie, ohne alle Arbeit und Bemühung, völlig nach ihrem Stande leben können, machen die letzte Klaſſe aus, die der Zahl nach bey weitem die allergeringſte iſt.

Beſtimmung andrer hiebey wirkender Urſachen.

In Anſehung der Sitten bringen hernach noch außerdem Religion, Klima, Nahrungsmittel, Regierungsform, Zuſtand der Wiſſenſchaften, örtliche Verhältniſſe, Umgang mit Fremden ꝛc. viele kleine Verſchiedenheiten hervor, die man unmöglich alle kennen oder beſtimmen kann, die aber auch nur von geringer Bedeutung ſind. Da ich indeß im proteſtantiſchen nördlichen Deutſchland wohne, ſo wird auch das, was ich ſage, von dieſem Strich Landes vorzüglich gelten ſollen, welches ich den Leſer, zu meiner etwa nöthigen Entſchuldigung, nicht zu vergeſſen bitte.

Warum die gegenwärtige Unterſuchung vor allen übrigen vorangehen muß.

Der geſellſchaftliche Umgang mit andern hat gewiß den größten Einfluß auf die Bildung eines jeden Menſchen. Ich glaube alſo auch damit die Unterſuchungen über den ſittlichen Zuſtand des weiblichen Geſchlechts unter uns anfangen zu müſſen, und dazu bieten ſich meines Erachtens drey Hauptfragen dar. Soll es von allem geſellſchaftlichen Umgange abgehalten werden? Soll und kann es von allem Umgange mit dem männlichen abgehalten werden? Endlich;

iſt der bey uns eingeführte Umgang der Weiber theils unter ſich, theils mit den Männern, ſo beſchaffen, daß jene dadurch verdorben würden?

Die erſte Frage beantwortet ſich von ſelbſt. Einem menſchlichen Weſen, folglich einem Weſen, deſſen Grundtrieb Geſelligkeit iſt, alle Geſellſchaft rauben! Welch entſetzlicher Gedanke! Warum nimmt man ihm nicht lieber gar Eſſen, Trinken, Licht und Luſt? Wenigſtens hätte es doch da den Vortheil, daß ſeine Pein nicht lange dauerte. Beraubung der Geſellſchaft hingegen kann die Marter eines ganzen Lebens ſeyn. Das iſt übertrieben, wird man ſagen, das Weib hat ja an ihrem Manne, an ihren Kindern, an ihrem Geſinde Geſellſchaft genug. An ihrem Manne? An dem hat ſie wahrlich bey uns faſt immer einen ſehr ſchlechten Geſellſchafter. Auch die beſten Männer bringen den Morgen mit ihren Geſchäften, und den Nachmittag in irgend einem öffentlichen Hauſe oder Club zu. An ihren Kindern? Sind Kinder, wenn man ſie noch ſo zärtlich liebt, eine Geſellſchaft? Iſt es nicht

Warum man nicht den Weibern allen Umgang mit Andern, als ihrem Manne, ihren Kindern, und ihrem Hausgeſinde, unterſagen darf.

vielmehr ein ſehr künſtliches und ſchweres Geſchäft, ſich mit ihnen zu unterhalten? Laſſen ſich die Erzieher nicht ſchwer dafür bezahlen? Und doch, wenn ſie an dieſes Geſchäft ein paar Stunden des Tages verwenden ſollen, ſo klagen ſie über ſchwere Arbeiten des Schulſtandes. An ihrem Geſinde? Iſt Geſinde eine Geſellſchaft für eine Frau von Erziehung? Darf ſie es ſeyn? Warum tadeln auch Vernünftige einen Menſchen, der feine Empfindungen haben ſollte, wenn er ſeine Magd heirathet; als darum, weil niemand wünſchen ſoll, daß die Gefährtinn ſeines Lebens, die Erzieherinn ſeiner Kinder, die gewöhnlichen Sitten und Denkungsart des Geſindes an ſich habe? und dieſe wird immer jede Frau annehmen, die gern und viel unter ihrem Geſinde lebt. Wenn nun aber keine wohlerzogene Frau ein Vergnügen an dieſer Geſellſchaft finden kann und ſoll, darf man ihr wohl zumuthen, ihr Leben ohne irgend eine andre zuzubringen? Iſt das nicht die tyranniſchſte Foderung, die ſtarker Uebermuth an ſchwächere Geduld machen kann?

Und der ſollte ſich unterſtehen dürfen, über Tyranney der Regenten zu klagen, und wenn er auch in Tetuan lebte, der von der Gefährtinn ſeines Lebens ſo etwas verlangen könnte? Weg alsdenn mit allem Billigkeitsgefühl. Stärke und Gewalt ſey das einzige Loſungswort, und es peinige jeder zu ſeinem eignen Vortheile, wen er peinigen kann, ſo gut als nur möglich.

Beweis, daß es Moraliſten giebt, die dieſes verlangen.

Wer verlangt denn aber auch das? dürfte jemand fragen; und ich antworte, der Verfaſſer des Buchs über die Weiber. Denn was ſoll das ſonſt heißen, was er S. 83 ſagt: es ſey faſt nichts im weiblichen Geſchlechte, was daſſelbe zur Societät beſtimme, und ſo vieles, was ſie davon **zurückführe und aufs Häusliche einſchränke.** Mehr als einmal ſchildert er auch die Nachtheile, die aus dem vermiſchten Umgange beider Geſchlechter entſtehen. S. 131 ſagt er noch: „Einen Haupttheil der Beſtimmung „der Weiber macht die Erziehung der Kinder. „Wie arbeitet nicht hier das Leben in der Geſell„ſchaft gegen die Natur!“ Zwar erklärt er ſie

an einem andern Orte für unfähig ſogar die Töchter zu erziehen, und folglich noch vielmehr die Söhne. Allein einen ſolchen Widerſpruch darf der Leſer dieſes Buchs nicht achten: er trifft mehr als einen darin an. S. 189 ff. unterſagt er den Weibern ſogar die Geſellſchaften ihres eigenen Geſchlechts, als verderblich. Was will alſo dieſer Schriftſteller haben, wenn er nicht verlangt, daß die Weiber immer zu Hauſe zwiſchen Kinder und Geſinde leben ſollen?

Warum man die Weiber nicht blos auf den Umgang mit andern Weibern einſchränken darf.

Allein ohne uns weiter darum zu bekümmern, ob ſolche Aeußerungen bey ihm Laune oder durchdachtes Syſtem ſind; ſo ſteht zu glauben, daß wenig Leſer ihm bis an die äußerſten Gränzen derſelben folgen werden. Solcher aber, welche meynen, daß das weibliche Geſchlecht nur weiblichen Umgang halten ſollte, dürfte es ſchon mehrere geben. Ich will alſo ſuchen darzuthun, daß ſie irren; denn auch ihr Satz führt gerade auf das orientaliſche Syſtem zurück, die Weiber zu unterjochen, und ihnen bey Schließung des Ehebundes eben ſo wenig freye Wahl zu laſſen, als

ihnen in Aſien geſtattet wird. Das ſollte man vielleicht nicht glauben, allein es folgt doch ganz natürlich. Denn wenn die Weiber das Recht haben ſollen, den unter ihren Werbern zu wählen, mit welchem ſie in der Ehe leben wollen, ſo muß ja wohl nothwendig ein Umgang zum wenigſten unter den Unverheiratheten beider Geſchlechter ſtatt finden. Man überlege nur, worauf es bey dieſer Wahl ankömmt: doch nicht blos auf Geſtalt und auf Glücksumſtände, ſondern darauf, ob beide Theile in Anſehung des Charakters und der Denkungsart einander anſtehn; und wie kann das anders ausgemittelt werden, als wenn ſie ſich öfters ſehen und ſprechen? Wenn aber die Unverheiratheten von beiden Geſchlechtern mit einander Umgang haben ſollen, ſo müſſen ja auch die verheiratheten Frauensperſonen Theil an dieſem Umgange nehmen. Oder ſollen etwa die Töchter, gerade in den gefährlichſten Gelegenheiten, in Geſellſchaft mit Jünglingen, ohne ihre Mütter ſich ſelbſt überlaſſen ſeyn? Dann erſt wäre recht alles Gefühl von Ehrbar-

keit und Sittſamkeit verloren. Giebt man aber zu, daß die Frauen, das heißt, Mütter, oder erfahrnere Schweſtern und Freundinnen, bey dem Umgange der Mädchen mit den Jünglingen zugegen ſeyn müſſen, ſo wird man doch nicht etwa die verheiratheten Männer daraus verbannen? Dieſe würden ſich wohl dafür bedanken, daß ſie ihre Frauen in Geſellſchaft junger Herren gehen laſſen ſollten, aus welchen ſie ausgeſchloſſen wären. Sobald man alſo in einem Lande den Grundſatz annimmt, daß die Ehen ſich auf wechſelſeitige freye Wahl gründen müſſen, ſo iſt es ganz nothwendig, daß daſelbſt ein vermiſchter Umgang zwiſchen beiden Geſchlechtern, verheiratheten ſowohl als unverheiratheten Standes, entſtehe. Umgang iſt aber Geſellſchaft, Zuſammenkunft zum Vergnügen. Alſo läßt ſich da nicht vorausſetzen, daß die Mütter ihre Töchter begleiten werden, wie die Waiſenmütter ihre Kinder, wenn ſie ſie zur Muſterung durch die Stadt ſpatzieren führen; noch daß die Männer mit ihren Weibern dahingehen werden, wie die Hofmeiſters mit ihren

Eleven, um zuzuſehen, ob ſie alles recht machen, und wenn's nicht geſchieht, ſie entweder zu Hauſe oder vielleicht gar an Ort und Stelle tüchtig auszufilzen. Eine ſolche Art des Umgangs kann ſich wohl ein Sauertopf von einem Moraliſten auf ſeiner Stube denken, aber in der wirklichen Welt, unter Menſchen, kann er nicht exiſtiren. Da wird er ſo beſchaffen ſeyn, wie wir ihn ſehen. Nur wird er die Natur der Menſchen annehmen, die ihn treiben. Unter rohen Nationen, unter ungebildeten Menſchen wird er roh und ungeſchliffen ſeyn. Bey geſitteten Nationen, und unter den verfeinerten Klaſſen eines Volks wird er geſittet und fein wie ſie ſelbſt ſeyn.

Zwey Punkte, die auch die Gegner unſrer Meynung zugeben müſſen.

Trotz aller dieſer Verſchiedenheiten wird er doch in zwey Punkten völlig übereinſtimmen. Erſtlich, die Menſchen werden alle Vergnügen darin ſuchen; zwar ein ſolches Vergnügen, wie ſie es ihrer Cultur nach kennen, aber doch immer Vergnügen. Zweitens wird darin immer dem weiblichen Geſchlechte auf eine freundliche und gefällige Art begegnet werden: den Töchtern,

um von ihnen die gewünſchte Einwilligung zu erhalten; den Frauen aus Dankbarkeit für das, was ſie geſchenkt haben; aus Erinnerung an das, was ſie waren, hauptſächlich aber aus Gewohnheit von Jugend her. Dieß werden die Bewegungsgründe der Ehemänner ſeyn, um ihnen auf dieſe Weiſe zu begegnen. Die unverheiratheten Männer aber werden in ihnen die Gebieterinnen, die Rathgeberinnen, die Freundinnen, und zum allerwenigſten die Geſchlechtsgenoſſinnen ihrer Geliebten erblicken und ehren.

Die Frage wird dadurch auf die Unterſuchung zurück gebracht: ob die Weiber in der Geſellſchaft freye menſchliche Weſen oder Sklavinnen ſeyn ſollen?

Auf dieſe Art wäre die Sache bis zu ihren erſten Beſtandtheilen gebracht, und man ſieht, es kömmt dabey blos darauf an, zu entſcheiden: ob es beſſer ſey, die Weiber als Sklavinnen oder als freye Weſen zu behandeln. Denn die hier vorgetragenen Sätze bleiben unumſtößlich wahr, und durch alle Erfahrung beſtätigt, wie jeder einſehen wird, wenn er nur nicht an dem beſondern Regulativ dieſes Umgangs kleben bleibt. Denn ob er in öffentlichen Volksfeſten, im Carneval, in Tanzgelagen, in Kaffeeviſiten und Aſſem-

bleen, oder auf öffentlichen Spatziergängen ꝛc. ſtatt findet, das thut zur Hauptſache gar nichts. Es ſind immer dieſelben Grundzüge im Gemälde, nur ein wenig anders kolorirt.

Vielleicht werden einige Moraliſten ſagen, ihre Meynung ſey nur geweſen, theils das Uebermaaß des Umgangs beider Geſchlechter unter uns zu tadeln, theils auch vor einigen beſondern böſen Folgen deſſelben zu warnen. War das die Meynung, ſo hätte man ſie billig beſſer ausdrücken ſollen. Indeß will ich den Werth dieſer Beſchuldigungen, in ſo fern ſie unſre Art des Umganges betreffen, nach der Wahrheit unterſuchen.

Unterſuchung des Einwurfs: daß hier blos von der Einſchränkung eines übermäßigen Umgangs die Rede ſey.

Es bleibt ewig gewiß, daß der Misbrauch einer Sache ihren vernünftigen Gebrauch gar nicht ausſchließt: denn wo iſt die Sache in der Welt, die nicht Misbräuchen unterworfen wäre? Man müßte wahrlich in die Schwärmerey der ſtrengſten Einſiedler verfallen, wenn man wegen des Misbrauchs der Dinge ihren Gebrauch unterſagen wollte. Es mag alſo ganz wahr ſeyn,

daß es heut zu Tage unter beiden Geſchlechtern Menſchen giebt, die ſich dem geſellſchaftlichen Vergnügen gänzlich, gar zu ſehr, und mit Hintanſetzung aller höherer Pflichten überlaſſen. Allein das kann dem Umgange beider Geſchlechter überhaupt nicht zur Laſt gelegt werden. Giebt es doch Menſchen, die zu viel in der Bibel leſen, und darüber nicht nur Berufsgeſchäfte verſäumen, ſondern ſogar verrückt werden, und allerhand Unordnungen in der menſchlichen Geſellſchaft anſtiften. Sollte man deswegen wohl das Bibelleſen verbieten oder nur einſchränken wollen? Man muß alſo auch nicht in dem, was den Umgang betrifft, einzelne Beyſpiele anführen, ſondern die Sache im Allgemeinen betrachten, und dann wird man das Uebel lange ſo arg nicht finden, als man ſich's vorſtellt.

Dem geſellſchaftlichen Umgange bey reichen Perſonen ein Ziel zu ſetzen iſt unmöglich und unnöthig.

Tagtägliche Geſellſchaften haben doch bey uns gemeiniglich nur die wirklich reichen Leute. Daß aber Reiche ihren Reichthum nicht genießen, und ihn nicht dazu anwenden ſollten, ſich alle Mühe und Arbeit zu erſparen, das läßt ſich wohl

in einer idealiſchen Welt denken, aber das kann auf unſerm Planeten im Allgemeinen nicht ſtatt finden. Was ſollte alſo wohl dieſe Leute bewegen, nicht alle Tage Beluſtigungen zu genießen? Zur Beſorgung aller häuslichen Angelegenheiten haben ſie ihre Leute; ja ſelbſt die Erziehung ihrer Kinder, die doch wirklich ein ſo künſtliches als verdrüßliches Geſchäft iſt, überlaſſen ſie Miethlingen, und das iſt nicht anders geweſen, und wird auch nicht anders werden, von Anbeginn der Welt an, bis ſie einmal ein Ende nimmt. Indeß wird doch bey uns in Deutſchland von wenigen, ſelbſt ſehr reichen Leuten, der Morgen in Geſellſchaft zugebracht; bey weitem die mehreſten widmen dieſen ihren Geſchäften. Wenn man dieß annimmt, ſo frage ich: Wo iſt die Familie, zu deren ſorgfältigſten Ueberſicht tauſend Stunden des Jahres nicht hinreichen ſollten? und das ſetzt voraus, daß man ſich nur, Sonn- und Feyertage abgerechnet, alle Morgen viertehalb Stunden lang beſchäftige. Das iſt weit mehr, als nöthig iſt, um einen Hausvater und eine

Hausmutter, ſo reich ſie auch ſeyn mögen, in Stand zu ſetzen, Einnahme und Ausgabe genau zu überſehen und anzuordnen; die Art, wie ihre Kinder gebildet und angeführt werden, zu prüfen; und mit einem Worte, ein jedes zu ihrer und der Ihrigen Glückſeligkeit nöthiges Geſchäft abzuthun. Wahrlich, wenn reiche Familien in Verfall gerathen, ſo iſt nicht der geſellſchaftliche Umgang beider Geſchlechter, nicht das, was der Verfaſſer des Buchs über die Weiber das Laufen alle Tage nennt, Schuld daran. Glücklich wären ſolche Familien, wenn alle Perſonen ihres Standes fähig wären, damit die tödtliche Langeweile zu vertreiben, die der Ueberfluß des Genuſſes ohne Mühe und Arbeit über ſie verbreitet. Nein, ganz andre Grillen, Einfälle, Neigungen, Leidenſchaften bringen ihr Verderben zuwege. Pferde, Bauen, Spiel, Buhlerinnen, habſüchtige oder ehrgeitzige, oft närriſche Projekte, oder irgend eine andre von den zehntauſend Thorheiten, die Reichthum, Macht und Anſehn, welche man von der Geburt an beſeſſen hat, ein-

flößen: das iſt, was dieſe Art Menſchen oft zu Grunde richtet, was ihnen nicht ſelten Vermögen, Gemüthsruhe, Geſundheit und Ehre koſtet. Und bey wem brauſet wohl Langeweile am meiſten in ſolcher zügelloſen Unordnung? Bey den Weibern? Wahrlich nicht. Man wird hundert reiche Familien nennen können, welche die Thorheiten der Männer ruinirt haben, gegen eine, wo die Frau wirklich am Untergange Schuld iſt.

Da Reichthum etwas ſo ſehr relatives iſt, ſo iſt es ſchwer, darnach das Maas des Umganges zu beſtimmen. Unſre Unbilligkeit in dieſem Betrachte gegen das weibliche Geſchlecht.

Es iſt indeß ſehr ſchwer, die Menſchen nach ihrem Vermögen zu klaſſifiziren, um zu beſtimmen, welchen Einfluß der Umgang auf ihren Zuſtand hat; denn Vermögen iſt ein ſehr relativer Begriff. So viel lehrt, deucht mich, der Augenſchein, daß in den Familien, wo die Frau ſelbſt Hand anlegen muß, damit ſich das Hausweſen aufrecht erhalte, der Umgang ſo hitzig nicht iſt, daß daraus ihr Untergang entſtehen könne. Wo aber die Einkünfte ſo beſchaffen ſind, daß die Frau nicht zu arbeiten braucht, ſo kann ſie gewiß den Morgen über ihr ganzes Haus ſo be-

ſtellen, daß ſie alle Nachmittage wohl in Geſellſchaft zubringen mag, ohne ihr Hausweſen dadurch zu Grunde zu richten. Auf alle Fälle muß man es doch ſonderbar finden, wenn wir Männer einer Frau das tägliche Laufen in Geſellſchaft vorwerfen wollen. Iſt es nicht in den mehreſten Dienſten ein Sprüchwort, daß der Morgen dem Landesherrn gehört, der Nachmittag aber dem Diener? Will nicht bey uns der geringſte Schreiber alle Nachmittage ſeinen Zeitvertreib haben, er beſtehe worin er wolle? Bleiben wir denn etwa ſo fleißig zu Hauſe bey Weib und Kind, oder an unſrer Arbeit? Oder meynt man daß dieſe ermüdender und Ueberdruß erweckender wären, als die Geſchäfte der Weiber? O da weiß man nicht, was doch eine gewiſſe Wahrheit iſt, daß jede Arbeit um ſo mehr ermattend und unerträglich wird, je weniger ſie wichtig und Geiſtanſtrengend iſt. Man muß leben und leben laſſen. Verſäumt eine Frau durch Auslaufen ihre Hausangelegenheiten, ſo iſt das ſchlimm. Aber die Zahl dieſer Weiber iſt gering. Weit

größer die Zahl der Männer, die durch Spiel, durch Trinkgelage, und durch andre Beluſtigungen ihr Vermögen und ihre Zeit verſchleudern. Man muß dabey nicht vergeſſen, daß alle unſre Zeitverkürzungen weit koſtſpieliger ſind, als der Weiber ihre. Es beliebe doch nur jeder Mann ſein Ausgabebuch anzuſehen und zuſammen zu rechnen, was er für ſeine Vergnügungen, und was die Frau für die ihrigen ausgiebt. Ich will ſogleich geſtehn, daß ich völlig Unrecht habe, wenn ſich je unter zwanzigen eins finden ſollte, wo die Rubrik der Frau, des Mannes ſeiner gleich käme.

Unterſuchung der Vorwürfe, die man dem Umgange beider Geſchlechter unter uns macht.

1) Er befördert die Liebe zum Luxus.

Noch leichter wird es ſeyn, dieſen Umgang wegen der böſen Folgen zu rechtfertigen, die er im Allgemeinen für beide Geſchlechter haben ſoll. Als die erſte giebt man an, daß er Liebe zum Luxus hervorbringt. Wenn man unter Luxus Neigung zur Pracht und Zierlichkeit im Hausgeräthe, in Kleidung, in Equipage ꝛc. verſteht, ſo mag das wahr ſeyn, und es dient alsdenn dieſem Umgange zum Lobe. Denn welche Thätigkeit

und Geſchicklichkeit iſt dadurch nicht in die Welt gekommen! In ganz Aſien und Afrika iſt noch kein Menſch geboren worden, der eine Uhr oder eine Kutſche hätte machen können. Allein wenn man am Luxus weiter nichts tadelhaft findet, als das zu viele Ausgeben, das Verſchwenden des Geldes über Macht, ſo behaupte ich immer, daß dieſes in vermiſchten Geſellſchaften viel weniger geſchieht, als in ſolchen, wo die Männer allein unter ſich ſind. Trinken und Spiel, welches die unausbleiblichen Beluſtigungen bey unvermiſchten Geſellſchaften der Männer ſind, koſten weit mehr, als aller Luxus in vermiſchten Geſellſchaften; weil Wein theuer iſt, und weil Niemand ein Vergnügen an einem für ſein Vermögen unbedeutendem Spiele findet. Allein da Frauenzimmer, ſo lange ſie auf die Gabe, durch Schönheit oder Verſtand zu gefallen, Anſpruch machen können, nicht gern ſpielen; da ihnen ihre natürliche Wirthſchaftlichkeit eine Abneigung gegen hohes Spiel giebt, ſo wird in vermiſchten Geſellſchaften weniger, und immer nicht ſo hoch ge-

ſpielt, als in blos männlichen. Denn gegen meine Behauptung muß man nicht einige Spielerinnen anführen, die es hie und da in der Welt giebt. Dieſe beweiſen gar nichts, ſo wenig als einige dem Trunk ergebene Weiber es unwahr machen, daß ihre Geſellſchaft die Männer abhält, ſich dem ſehr koſtſpieligen Vergnügen des Trunkes zu überlaſſen. Außerdem aber, wenn man unter Luxus blos Liebe zur Pracht verſtehn will, ſo findet man dieſe überall, wo es Reiche und Arme giebt. Im Orient iſt der Luxus ungeheuer, ob er ſchon in den Häuſern gleichſam eingeſchloſſen iſt. Zudem übertreibt man auch bey uns die Menge der Menſchen, die ſich dadurch zu Grunde richten.

Dem vermiſchten Umgange wirft man ferner vor, daß er unſer Geſchlecht verdirbt, und zwar theils durch den Zeitverluſt, den er uns verurſacht, theils durch das weibiſche Weſen, das er uns einflößt, theils dadurch, daß er ſinnliche Begierden erweckt, die uns hernach zu ſtrafbaren Handlungen reizen. In dieſen Beſchuldigun-

Weitere ſchädliche Folgen, die man ihm vorwirft.

gen iſt viel Falſches, und noch mehr Uebertriebnes.

Zeitverluſt, den er dem männlichen Geſchlechte verurſacht.

In Anſehung des Zeitverluſts muß man folgende Unterſchiede feſt ſetzen: ob man nämlich von Jünglingen oder von verheiratheten Männern, von Menſchen, die ihr Glück erſt in der Welt machen müſſen, oder von ſolchen redet, welche die Geburt dieſer Mühe überhoben hat. In Anſehung der Jünglinge letzter Art findet gar kein Zeitverluſt ſtatt; die thun doch nichts, wenn nicht ein angeborner oder ſehr früh eingepflanzter Trieb ſie dazu beſonders anſpornt, und dann hält ſie der vermiſchte Umgang nicht von Arbeiten zurück. Die verheiratheten Männer müſſen auch im Allgemeinen hier aus dem Spiele bleiben. Den meiſten derſelben koſtet der vermiſchte Umgang wenig Zeit. Es geht ihnen damit, ſo wie gemeiniglich mit den Milchſpeiſen, die ihnen unſchmackhaft ſcheinen, weil ihre Fibern nicht mehr ſo reizbar ſind, als vordem. Man kann überhaupt ſagen, daß bey uns wenig Menſchen das Vergnügen der bloßen Unterredung kennen,

und dieß bleibt doch im weiblichen Umgange das Hauptvergnügen. Alſo verſtehen auch wenige dieſen angenehm zu finden, ſobald ſie aufhören verliebt zu ſeyn. Sie ziehen ſich faſt alle, ſo viel ſie können, aus dieſem Umgange zurück, machen ihre Partie unter ſich, oder gehen alle Abende zu einem Trinkgelage, damit ihre Lebensgeiſter durch die heftigern Erſchütterungen des Spiels oder des Weins vor dem gänzlichen Stocken verwahrt werden. Es müßte folglich hier blos von jungen Leuten die Rede ſeyn, die noch ihr Glück machen ſollen. Es iſt ganz wahr, daß dieſen die Frauensleute oft einen anſehnlichen Zeitverluſt verurſachen. Aber nicht eigentlich durch den vermiſchten Umgang, ſondern durch die natürlichen Folgen der Leidenſchaft, wenn ſie verliebt werden. Wenn junge Leute es dahin bringen könnten, daß ſie blos an ihre Schöne dächten, wenn ſie dieſelbe in Geſellſchaften oder ſonſt ſähen und ſprächen, ſo wäre der Zeitverluſt ſehr gering. Geſchähe das auch alle Tage, ſo kann auch der fleißigſte Jüngling ſeiner Vervoll-

kommung unbeſchadet etliche Stunden des Tages zu ſeinem Zeitvertreibe anwenden. Allein nun werden hundert Dinge gethan, um der Schönen Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen; es wird mit dem Buſenfreunde davon geredet; endlich wird den ganzen Tag daran gedacht. Das, das nimmt viel Zeit weg. Was ſoll nun geſchehn? Soll, um dieſe Ungelegenheit zu vermeiden, der anſtändige vermiſchte Umgang aufgehoben werden? Das hilft zu nichts. Denn Jünglinge würden verliebt werden, und es würden ſich alle dieſe Folgen äußern, und wenn ſie die Weibsleute auch nur in der Kirche zu ſehen bekämen. Der Umgang würde alsdenn in lauter geheimen Zuſammenkünſten beſtehen, welches gewiß noch ſchlimmer wäre. Oder ſoll man etwa darum die Weiber gänzlich einſperren, wie in Griechenland? Dann würden Jünglinge Geld, Zeit und Geſundheit bey Courtiſanen von allen Arten verlieren, wie in dieſem deshalb ſo verkehrt geprieſenen Lande. Ueberhaupt, da das ganze Unglück darin beſteht, daß mancher junge Menſch in der

Erlernung ſeiner Berufsgeſchäfte einen Stillſtand von etlichen Jahren macht, der noch wohl nachzuholen ſteht; oder daß er überhaupt nicht den Grad von Geſchicklichkeit erreicht, und ſich nicht ſo hoch emporſchwingt, als er außerdem vermöchte, ſo iſt es ſo entſetzlich groß nicht. Es hat noch nirgends an geſchickten Männern gefehlt, um alle Stellen zu beſetzen, wenn man nur immer den geſchickteſten zu allen Stellen wählen wollte. Alſo ſehe ich nicht ein, warum wir unter uns alle das Elend des Orients über das weibliche Geſchlecht einführen wollten, um eine ſo kleine Ungelegenheit zu vermeiden, zumal da dieß Elend immer doppelt auf unſer Geſchlecht zurückfällt. Wie unüberlegt iſt doch ein ſolches Räſonnement! Uebertreffen uns denn etwa die Völker, die ihre Weiber einſperren, an Männern von Verſtand und Kenntniſſen?

Macht er uns wirklich weichlich und weibiſch?

Weichlichkeit und weibiſches Weſen wird auch mit Unrecht als eine Folge des Umgangs mit dem weiblichen Geſchlechte angeſehn. Ganz kann man zwar unſer Zeitalter nicht davon frey-

ſprechen; allein das hat eine andre Quelle, da unſre Weichlichkeit, ſo viel ich bemerkt habe, dieſem Geſchlechte ſelbſt nicht gefällt. Ueberhaupt richtet ſich hierin alles nach dem Zuſtande der Geſellſchaft. In den Ritterzeiten machten die Weiber das männliche Geſchlecht nichts weniger als weibiſch. Allein man kann unmöglich in einem Zeitalter, wo alle Bequemlichkeiten des Lebens im höchſten Ueberfluſſe vorhanden ſind, viele Menſchen finden, die von dieſen Bequemlichkeiten nichts wiſſen, oder ſie als edle Stoiker verachten. Noch mehr! Körper und Verſtand können niemals, im Allgemeinen, zu gleicher Zeit einen hohen Grad von Ausbildung bekommen. Wenn man aber einmal die Vorzüge des Verſtandes hat kennen lernen, ſo muß man nothwendig und durchgängig die Ausbildung deſſelben als das wichtigſte betrachten, ſobald man im Stande iſt dazu zu gelangen: folglich iſt die jetzige Weichlichkeit eine Wirkung dieſer beiden Urſachen, und nicht des Umganges mit Weibern. Dieſe lieben gewiß nicht an uns das weibiſche Weſen. Im

Ge-

Gegentheil, ich wage es zu behaupten, daß ſie noch Schuld daran ſind, daß es nicht ſo ſehr einreißt, als es ſonſt thun würde, und ich beweiſe es dadurch, weil wir lange nicht ſo weichlich ſind, als die kultivirten Völker, welche die Weiber einſperren. Ein andrer Umſtand macht auch, daß ich glaube wir werden weichlicher, als es ſelbſt die Weiber wünſchen. Das Tanzen, welches ſie durchgängig ſehr lieben, fängt an für viele von unſern jungen Leuten eine zu beſchwerliche Leibesübung zu werden, und ſie lehnen ſie ganz von ſich ab. Die meiſten hören ſehr früh auf, an dieſer Ergötzlichkeit ein Vergnügen zu finden, und gewiß viel früher als es den Weibern lieb iſt, wenn ſie ſonſt gute Tänzer geweſen ſind. Eine verheirathete Mannsperſon, die noch gerne tanzt, iſt eine Seltenheit, da doch viele Frauen dieſe Uebung lange nach ihrer Verheirathung lieben. Sollten Bälle nicht ſeltner werden als ehemals; ſo ſind doch die Spieltiſche in denſelben weit ſichrer mit Mannsperſonen beſetzt als der Tanzplatz. Dieß zeigt, glaube ich deutlich, daß unſre

Weichlichkeit nicht von den Weibern herrührt. Außerdem aber wird auch noch ein größeres Weſen davon gemacht, als ſie in der That verdient. Denn, wie geſagt, Nationen, die noch ſolche Kriege führen können, als der ſiebenjährige geweſen iſt, und deren Schiffe alle vier Welttheile unter ihrem Gebot erhalten, verdienen eigentlich nicht den Vorwurf der Weichlichkeit.

Ob er Begierden in uns erregt, die uns hernach zum Laſter führen?

Die Erregung der Begierden iſt vollends ein ungerechter Vorwurf, den der Verfaſſer des Buchs über die Weiber dem vermiſchten Umgange beider Geſchlechter macht. Junge Mannsperſonen, wenn ſie zuſammen kommen, erhitzen Blut und Einbildungskraft weit ſtärker durch ihre Unterredungen, als in der Geſellſchaft der ſchönſten Damen. Dieſe bleibt vielmehr das einzige Mittel, jungen Leuten einen Ekel vor niedriger Wolluſt beyzubringen. Ich berufe mich desfalls auf das Leben auf den Univerſitäten, oder unter jungen Offizieren in kleinen Beſatzungen, wo der Umgang mit Frauensperſonen von Erziehung ſeltner iſt, als ſonſt irgendwo. Wer die-

ſes kennt, wird mich gewiß nicht des Irrthums beſchuldigen.

Ich habe oben den vermiſchten Umgang von einem Vorwurfe gerettet; daß er nämlich den Weibern zu viel Zeit raubt, und dadurch ein Verſäumen ihres Hausweſens verurſacht. Ich habe ihn gegen die Beſchuldigung vertheidigt, daß er im Allgemeinen Luxus befördert. Man wird ihn aber noch beſonders beſchuldigen, daß er die Putzliebe bey den Weibern aufs höchſte treibt, und ihnen wenigſtens dadurch Anlaß giebt, großes Unheil anzurichten.

Ob er bey dem weiblichen Geſchlechte eine übermäßige Neigung zum Putze erregt.

Um mit dieſem ſo allgemein für wahr angenommenen Vorwurf aufs Reine zu kommen, muß ich ein für allemal erinnern, daß man hier nicht individuelle Beyſpiele anführen darf. Es giebt manche und ſehr verſchiedne Narren in der Welt; warum ſollte es nicht auch Närrinnen geben? Jede übertriebne Neigung bringt eine Narrheit hervor, oder iſt vielmehr an ſich eine Narrheit, und es entſteht kein einziger Gegenſtand einer ſolchen Neigung, ohne daß ſich nicht auch in je-

dem Geſchlechte Perſonen finden ſollten, die ſie übertreiben. Wenn man alſo ſagt: eine X, eine Y, eine Z. thun ja dieß und jenes! ſo iſt das ſo viel als nichts geſagt. Denn erſtlich kann man mit gutem Grunde behaupten, daß wenn ſchon dieſe Art, eine Närrinn zu werden, nicht exiſtirte, ſo wären es alle dieſe Perſonen auf eine andre Art geworden. Oder wollte jemand einwenden, daß bey dieſen alsdenn die Narrheitsſaite nicht wäre berührt worden, und daß ſie daher vernünftig geblieben wären; ſo muß er, wenn er ſonſt den Gang des menſchlichen Geiſtes kennt, doch geſtehn, daß entgegen geſetzte Anlagen in der menſchlichen Geſellſchaft die Narrheitsſaite bey andern in Bewegung geſetzt hätten, und daß alſo dieſe an jener ihre Stelle Närrinnen geworden wären. Ich meiner Seits habe Oerter geſehn, wo faſt gar keine Geſelligkeit herrſcht, wo die Weiber faſt gar keine Gelegenheit hatten ſich zu putzen. Da waren aber viele derſelben melancholiſch, manche wurden unſinnige Betſchweſtern, noch andre ergaben ſich dem

Trunke, und machten die Ihrigen weit unglücklicher, als Putzwuth nur immer hätte thun können. Auch ſahe es an den Orten mit dem Verſtande und mit dem moraliſchen Betragen einer Menge Männer gar nicht zum Beſten aus.

Was von dem Vorwurfe zu halten ſey: daß ſo viele Weiber ihre Männer durch ihre Ausgaben zu Grunde richten.

Ich bitte hier jeden meiner Leſer, einen Augenblick inne zu halten, ſich aller böſen Laune zu entſchlagen, und unparteyiſch den ganzen Zirkel ſeiner Bekanntſchaften durchzugehen. Dann beantworte er ſich einmal folgende Fragen: Wie groß iſt die Anzahl der Familien, die ſich wirklich durch übermäßigen Aufwand zu Grunde richten? Kömmt ſie wohl in Vergleich mit der Anzahl derer, die ordentlich leben und ihre Ausgabe nach ihrer Einnahme einrichten? Sind nicht überhaupt ſelbſt die Männer mehr zum Haushalten, als zum Verſchleudern geneigt? Könnte wohl ſonſt Handel und Wandel beſtehn, wenn das nicht wäre? Wenn der Leſer über dieſe Fragen mit ſich einig iſt, ſo unterſuche er ferner: Unter den Familien, die ſich wirklich ruinirt haben, wie viel ſind ihrer, wo die Weiber eigentlich Schuld

daran ſind; wo dieſe das Vermögen verpraßt haben? Sind nicht durchgängig die Weiber eher zum Geitze als zum Gegentheil geneigt? Man muß nur alle Umſtände recht erwägen, und dann wird man recht einſehn, wie erſtaunlich ungerecht gemeiniglich die Klagen ſind, von Männern, deren Untergang ihre Weiber verurſacht haben. Faſt immer wird man finden, daß ſich die Sache folgendergeſtalt verhält. Ein Mann macht ſeiner Seits einen großen Aufwand. Als ein Deſpot treibt er ſeine Angelegenheiten für ſich, und läßt ſeine Frau nichts davon wiſſen, weil er ſeine eignen Ausſchweifungen verbergen will, ob es gleich gemeinſchaftliche Angelegenheiten ſind. Oft weiß ſie alſo nicht, wie viel der Mann hat oder einnimmt, und beurtheilt es nur aus ſeinen Ausgaben; folglich falſch, weil dieſe übertrieben ſind. Ja und wenn ſie auch durch ihren Scharfſinn einſieht, daß er ſich zu Grunde richtet, ſo kann ſie das um ſo weniger verhindern. Sie verthut alſo auch ihrer Seits viel, entweder weil ſie den Mann für reicher hält, als er

iſt, oder weil ſie von dem allgemeinen Raube ſo viel erhaſchen und genießen will, als ſie kann. Iſt das aber nicht ganz natürlich? Iſt es nicht die tollſte Anfoderung, daß, in der Weile ein Mann ſein Hausweſen durch Spiel, durch Wein, durch Pracht, bisweilen gar durch Mätreſſen zu Grunde richtet, die Frau zu Hauſe ſitzen und ſparen und zuſammenſchrappen ſoll, damit ihres lieben Eheherrn ſaubre Wirthſchaft ein oder ein paar Jahre länger dauern könne? Und doch, doch thut das ſo manches arme gute Weib! Daß ſie es aber nicht alle thun, iſt wahrlich nicht zu verwundern. Ich will deshalb gar nicht läugnen, daß es nicht Weiber gäbe, die verſchwenderiſch wären und alles ihrem werthen Ich aufopfern möchten. Allein ihre Anzahl iſt viel, viel geringer, als man meynt. Das große Geſchrey darüber kömmt wirklich im Grunde blos daher, daß wir Männer immer jeden Gulden, den eine Frau zu ihrem Vergnügen anwendet, als einen an uns verübten Raub anſehn. Sollte indeß ein Mann, bey einer vernünftigen Behandlung ſei-

ner Frau, finden, daß ſie in Anſehung des Aufwandes für ihren Putz in Geſellſchaften die Gränzen überſtiege, ſo thut er ſehr wohl, wenn er ihr Schranken ſetzt, und dazu hat er immer Mittel in Händen.

Ob der vermiſchte Umgang eine größere Menge Weiber bewegt, die eheliche Treue zu brechen.

Es giebt indeß freylich noch eine Hauptſache, die man dem Umgange beider Geſchlechter vorwirft, und deren Zuſammenhang damit man nicht läugnen kann: ich meyne die Vergehungen gegen die eheliche Treue. Denn wenn man jenen gänzlich hemmte, ſo könnten dieſe nicht ſtatt finden. Wären dieſe Vergehungen ſo häufig, wäre die Sittenloſigkeit ſo entſetzlich, als ſie manche Moraliſten ſchildern, ſo könnte man freylich dieſem Umgange wohl ſehr böſe Folgen zuſchreiben. Zum Glücke iſt die Sache nicht ganz ſo ſchlimm, als man ſie ausſchreyt. Das wichtigſte über dieſe Materie wird man zwar da finden, wo ich eigentlich von der Ehe handeln und die Urſachen der heutigen böſen Ehen aus einander ſetzen werde. Hier ſey es genug, folgende Bemerkungen nur anzudeuten. Schwer iſt es

anzugeben, ob in einem Lande die eheliche Treue beſſer oder ſchlechter gehalten wird, als in einem andern. Indeß will ich ununterſucht zugeben, daß im Orient, wo die Weiber vornehmer Leute eingeſperrt ſind, der wirkliche Ehebruch unter den höhern Klaſſen ſeltner iſt, als bey uns. Aber will man um dieſen Preis eine ſolche erzwungne Treue haben? Iſt ſie nicht vielmehr für nichts zu achten, da im Herzen einer jeden dieſer eingekerkerten Geſchöpfe, und wäre es auch nur aus Haß gegen ihren Tyrannen, der Ehebruch tauſend und tauſendmal begangen iſt? Wie thieriſch muß der Mann geſinnt ſeyn, der das ganze moraliſche Vergnügen, das uns das Weib gewähren kann, darum hingeben wollte, um ihren Körper allein zu beſitzen? Wer könnte ihn wohl nicht verachten? Geht aber die Meynung darauf hinaus, den Weibern diejenige Freyheit zu laſſen, die ſie in Europa immer genoſſen haben, und nur nicht zu geſtatten, daß beide Geſchlechter ſo häufig als anjetzt geſchieht zuſammen kommen; Will man blos den Ton der kleinen Städte,

die ſo belobten alten Sitten, die annoch in einigen Provinzen der europäiſchen Südländer ſtatt haben ſollen, eingeführt wiſſen; ſo glaube ich gar nicht, daß man in Anſehung der ehelichen Treue viel gewinnen würde. Einige Weiber wird es immer geben, die reizbare Sinne oder einen leichtſinnigen Charakter haben, und die Treue dieſer zu erhalten, dürfte wohl ohne Einkerkern unmöglich ſeyn. Auf alle Fälle kann man darauf rechnen, daß wenn ſich dieſe anjetzt manchem Liebhaber überlaſſen, ſo würden ſie bey jenen Sitten nicht tugendhafter ſeyn, ſondern nur noch niedriger ſinken. Außerdem würde aber Langeweile und Unmöglichkeit, ſich anſtändigere Vergnügungen zu verſchaffen, verbunden mit der Niedrigkeit des Umgangs, viele unter denen, die anjetzt ſehr tugendhaft ſind, zu Vergehungen verleiten, worauf ſie anjetzt mit keinem einzigen Gedanken fallen. Das würde um deſto häufiger geſchehn, wenn etwa die Männer, bey dieſer weiblichen Sittenveränderung, ihren eignen Grad jetziger Cultur beybehielten. Ueberhaupt kann

man annehmen, daß die Männer ſich nie dazu entſchließen würden, ſich mit ihren Weibern einzuſperren. Sie würden immer ihre Gelage und ihre Beluſtigungen unter ſich haben. Dann würden die allein gelaßnen Weiber erſt recht Luſt, Zeit und Gelegenheit zu Ausſchweifungen bekommen. Wären nun die Männer kultivirt, ſo könnten ſie ſich vollends nicht entſchließen, mit ungeſitteten und undenkenden Maſchinen, wie alsdenn ihre Weiber wären, zu leben. Sie würden ſie vernachläſſigen, und dann würde eheliche Untreue noch viel gewöhnlicher ſeyn als anjetzt. Mit einem Worte, auf dieſe Weiſe könnten die Männer in dieſem Punkte nichts gewinnen, aber wohl viel verlieren; daher man dem feinern vermiſchten Umgang hierin eigentlich gar keinen böſen Einfluß zuſchreiben kann.

Noch zwey Punkte bleiben mir indeß zu unterſuchen übrig, wenn ich gar nichts von dem vergeſſen will, was man unſerm Umgange beider Geſchlechter je vorgeworfen hat: erſtlich, daß er die Eitelkeit des weiblichen Geſchlechts anfacht,

und beſonders die, die ſich auf Schönheit grün- det: und dann, daß er dieſem Geſchlechte durch die Art, wie wir ihm begegnen, eine zu hohe Meynung von ſich beybringt.

Ob wir den Weibern mit Recht ihre Eitelkeit auf Schönheit vorwerfen können, u. ob jener Umgang dieſelbe übermäßig vermehrt.

Eitelkeit! Die wagen wir ſchriftlich und in Büchern dem weiblichen Geſchlechte vorzuwerfen! Wer äußert wohl mehr Eitelkeit, als wir Bücherſchreiber? Und doch, wen kann man anders mit Grunde für den klügſten Theil des männlichen Geſchlechts halten, als die Gelehrten, die Schriftſteller, die Lehrer der Nation? Das ſind ſie auch, und die ganze Sache beweiſet nichts, als daß Eitelkeit in gleichem Grade eine allgemeine Eigenſchaft eines jeden menſchlichen Weſens iſt; die Eitelkeit der Schriftſteller iſt nur, wie natürlich, lauter und bemerkbarer, als die des übrigen in der Dunkelheit lebenden Haufens. Sie macht immer großen Lärm; und in der That, kein Frauenzimmer in der Welt kann zorniger werden, wenn man ihr ihr Alter oder ihre körperlichen Mängel vorwirft, als ein Schriftſteller, wenn man ihm Fehler in ſeinen Werken zeigt.

Indeß ſollten ſich doch wahrhaftig weiſe Menſchen dieſer Eitelkeit ſchämen. Denn damit wird man ſie wahrlich nicht rechtfertigen, daß man ſagt: Sie gehn auf etwas edleres, auf Verſtand; das Frauenzimmer ſey aber nur eitel auf Schönheit, welche ein bloßes Geſchenk des Zufalls ſey, da wir uns jenen hingegen ſelbſt erwerben. Für tiefſehende Philoſophen wäre das ſchlecht räſonnirt. Denn im Grunde ſind beides Geſchenke des Himmels, nur das eine nützlicher und in ſo fern herrlicher als das andre. Dagegen iſt aber auch die Reizbarkeit unſrer Weiſen wegen dieſer Gabe deſto größer und geräuſchvoller, da ſie doch eigentlich gerade um ſo geringer ſeyn ſollte, jemehr ſie die Gabe ſelbſt in ihrem höchſten Grade von Nützlichkeit, und in ihrer größten Stärke beſäßen. Hierin zeigt ſich aber vollends unſre Ungerechtigkeit gegen das weibliche Geſchlecht, daß eben die, die dem Weibe Eitelkeit auf körperliche Reize vorwerfen, es bitterlich tadeln und ſchelten, wenn es ſich's beykommen läßt, nach höhern Vorzügen zu trachten, ſeinen Verſtand auszubil-

den, und dadurch Lob und Beyfall, um welche dieſe Herren ſelbſt ſo eifrig buhlen, zu erwerben. Doch dieß nur im Vorbeygehn. Hier will ich eigentlich bemerken, daß da unſre Weiſen ſo erſtaunlich eitel auf ihre Weisheit ſind, ſo kann man mit Grund ſchließen, daß diejenigen unter uns, die nicht ſo weiſe, aber ſchön ſind, denſelben Grad der Eitelkeit auf die Vorzüge ihres Körpers lenken. Der Schluß iſt völlig richtig, und ich würde ganz feſt darauf fußen, wenn nicht ein paar Weiſe unter uns, die zugleich ſchön ſeyn ſollen, mir die Mühe erſpart hätten, einen muthmaßlichen Beweis zu führen, weil ſie ihn thätlich gegeben haben. Sie haben dieſen Vorzug ſo hoch erhoben, ſo verächtlich auf die herabgeſehn, die ihn nicht hatten, daß man wohl ſieht, wie viel ſich ſelbſt Weiſe darauf einbilden, wenn ſie ihn beſitzen. Was werden alſo nicht die Minderweiſen hierin thun? Und in der That, ich frage auch hier alle meine Leſer von beiden Geſchlechtern: Haben ſie wirklich nur mäßig hübſche Mannsperſonen geſehn, die ſich nicht gern putzten, nicht

gern ihre hübſche Seite zeigten, ſich zumal nicht gern beſpiegelten; die mit einem Worte nicht eben die kleinen Schwachheiten verriethen, die wir dem Frauenzimmer ſo hoch anrechnen *). Und doch welch ein Unterſchied! Schönheit iſt bey dem Frauenzimmer eine Hauptſache. Man ſagt bisweilen: Es ſey unbillig, Schriftſteller, und wenn ſie auch ſchlechte Bücher geſchrieben haben, in Recenſionen zu tadeln, weil man oft ihrem Glücke ſchade. Iſt aber nicht Schönheit für das weibliche Geſchlecht ein Hauptmittel, ſein Glück zu machen? Iſt es ihm alſo zu verdenken, wenn es alles anwendet, um andern eine gute Meynung von derſelben beyzubringen? Wenn ein Befliſſener der Wiſſenſchaften durch ein unverdautes Werkchen der Welt gern glauben machen wollte, er ſey ſehr klug und ſehr gelehrt, und ſich dann kränkt, wenn jemand zeigt, daß er's nicht iſt; ſo

*) Wenn ich wollte, ſo könnte ich mich hier auf Nachrichten von Reiſenden berufen, die unter den wilden Völkern gefunden haben, daß die Putzwuth bey dem männlichen Geſchlecht eben ſo ſtark, bisweilen noch ſtärker iſt, als bey dem weiblichen.

bleiben ihm immer noch andre Hülfsmittel. Er kann Küſter, er kann Thorſchreiber ꝛc. werden. Was ſoll aber ein armes Mädchen anfangen, wenn man nicht haben will, daß ſie ihre Schönheit, und auch nicht einmal, daß ſie Verſtand zeigen ſoll?

Eitelkeit auf Schönheit iſt auch eben daher und muß dieſem Geſchlechte natürlich ſeyn. Ja wenn man es auch einſperrt, ſo bleibt dieſe Eitelkeit zwar in ſeinen Kerkern eingeſchloſſen, aber ausgerottet wird ſie darum nicht: denn es iſt der Vorzug, der, nach den Anordnungen der Natur, zu ſeiner Glückſeligkeit am unentbehrlichſten iſt: es iſt der Vorzug, wodurch es ſich das ſtärkere Weſen, mit dem es auf einem Planeten leben muß, und das oft ſeine Stärke gewaltig mißbraucht, vorzüglich geneigt machen kann. Bey uns vollends läßt ſich dieſe Art von Eitelkeit gar nicht vertilgen. Denn ſo lange als die Einwilligung des Mädchens zur Schließung der Ehe erforderlich iſt, wird das ſchöne Mädchen immer viel Freyer haben, die jeder ihm ſehr huldigen

wer-

werden, um ihre Neigung vorzüglich auf ſich zu lenken, und das muß ihrer Eigenliebe Vergnügen machen, und ſie eben daher unterhalten und ſtärken. Allein wahrlich es gehört ein ſehr bösgelaunigter Menſch dazu, um zu finden, daß dieſe Eitelkeit ſo viel Böſes hervorbringt, und dafür zu halten, daß es der Mühe werth ſey, blos damit ſie verborgen bliebe, eine ſolche verderbliche Ungerechtigkeit zu begehen, als die Weiber zu unterjochen, und ihnen alle Wahlfreyheit bey der Ehe zu rauben.

Ob endlich dieſer Umgang dem weibl. Geſchlechte eine übermäßige Meynung von ſeiner Wichtigkeit beybringt.

Etwas mehr Anſchein hätte dieſe Meynung, wenn die Nahrung, die dieſe Eitelkeit in dem vermiſchten Umgange erhält, es dahin brächte, daß die Weiber ſich ganz verkennen und meynen ſollten, (um mich des Ausdrucks jenes von mir beſtrittnen Schriftſtellers zu bedienen) ſie wären der Mittelpunkt, um den ſich die ganze Welt dreht. Zum Glück iſt das eine gewaltige Uebertreibung.

Jene allgemeine Achtung, womit dem weiblichen Geſchlechte unter den geſitteten Ständen begegnet wird, z. B. daß ſie überall oben an ſitzen, den beſten Platz erhalten, zuerſt bedient werden, auf Beyſtand und Aufwartung von Seiten aller Mannsperſonen, den erſten den beſten, rechnen und ihn fordern können ꝛc. iſt einer der ſchönſten Züge des edlen europäiſchen Charakters. Es iſt der herrlichſte Ueberreſt des Rittergeiſtes, nachdem ihn Vernunft und Einſichten von dem gereinigt haben, was ihm Wildes und Rohes anklebte. So viel läßt ſich auch in der That behaupten, daß man das weibliche Geſchlecht entweder ſo behandeln, oder gänzlich von dem unſern abſondern und beynahe einſperren muß. Wie könnte es ſich ſonſt unter dem ſtärkern männlichen ſehen laſſen, wo es jeder Kränkung, jeder Beleidigung ausgeſetzt wäre? Nein! dieß feine Gefühl, welches die höhere Kraft zum eigenwilligen Nachgeben gegen körperliche Schwäche bewegt, wonach jene dieſe ehrt und ſchont, um gleichſam die Härte der Natur wieder gut zu ma-

chen, iſt etwas viel zu Löbliches, Schönes, Herrliches, als daß man es nicht ſorgfältig bewahren ſollte. Leider ſieht man unter uns nur zu viel Abweichungen davon, worunter ich nur die auffallendſte anführen will; daß nämlich in Schauſpielen oft Mannsperſonen ſitzen, und Frauenzimmer hinter ſich ſtehen laſſen. Unbegreiflich iſt es, wie Männer ſich nicht ſchämen ſo unedel zu handeln.

Die Beſorgniß, daß dieſes Betragen, in Anſehung der wahren Verhältniſſe des menſchlichen Lebens, dem Frauenzimmer den Kopf verrücken ſollte, iſt wirklich lächerlich. Wenn die Dame aus einer Geſellſchaft zu Hauſe kömmt, wo man ihr überall Platz gemacht, die Hände geküßt, und alle ritterliche Ehrerbietung erwieſen hat, ſo weiß ihr der liebe Ehegemahl recht wohl empfinden zu laſſen, daß ſie im Hauſe nicht ſo herrſcht, als ſie in ſolchen kleinen Dingen in Geſellſchaften zu gebieten ſcheint. Sie verſuche es nur, ſeine Gefälligkeit eben ſo auf die Probe zu ſetzen, ſo wird

ſie bald an die ſehr engen Gränzen derſelben anſtoßen und ſie nicht überſteigen können. So lange Frauensperſonen unverheirathet ſind, kann es freylich nicht fehlen, daß man ihnen überall huldigt, wenn ſie ſich entweder durch Bildung oder Verſtand, und leider noch mehr, wenn ſie ſich durch Reichthum oder Anſehn ihrer Verwandten auszeichnen, weil ſich alsdenn jeder, der Anſprüche auf ihren Beſitz macht, bemüht, durch ſeine Gefälligkeit ihre Neigung zu erlangen, von der ihre Einwilligung abhängt. Noch einmal, dieß läßt ſich nicht anders als durch Unterjochung der Weiber abändern. Zwar will ich nicht läugnen, daß nicht manchmal die Huldigungen, die ein unverheirathetes Frauenzimmer, welches viele Verehrer hat, von ihnen empfängt, einen nachtheiligen Eindruck auf ſie machen ſollte, wenn ihr der Himmel nicht ein hinlängliches Maaß von geſunder Vernunft gegeben hat. Allein wie iſt dem Dinge abzuhelfen? Es verhält ſich damit, wie mit dem Rechte, ſein Vermögen und ſeinen Stand ſeinen Kindern erblich

zu übertragen. Sehr viele Menſchen werden darum Narren, Taugenichtſe und Böſewichter, weil ſie ein eigenthümliches Vermögen beſaßen, und mit einem hohen Range geboren waren. Die Zahl derſelben iſt gewiß unendlich größer als die Zahl der Weiber, deren Kopf und Herz die Schmeicheleyen ihrer Verehrer verdorben haben. Indeß würde es doch der Geſellſchaft einen viel größern Nachtheil bringen, wenn man den Aeltern nicht geſtattete, ihr Vermögen ihren Kindern zu hinterlaſſen. Eben ſo würde es der Geſellſchaft viel ſchädlicher und an ſich noch viel ungerechter ſeyn, wenn man jener viel kleinern Ungelegenheit wegen dem weiblichen Geſchlechte alle Wahlfreyheit unter ihren Freyern rauben, und es zu wahren Sklaven des männlichen machen wollte. Denn der Schade iſt wahrlich lange ſo groß nicht, als man ihn ſchildert, da bey weiten die mehreſten unter den Mädchen, denen man noch ſo ſehr gehuldigt hat, recht ſehr gute Weiber werden.

Allein man huldigt doch noch den ſchönen Weibern, wird mancher ſagen, und dadurch wird ihnen ihr Ehemann, der nicht ſo galant ſeyn kann, oft verleidet, und ſie zur Untreue gegen ihn bewogen. Die Unterſuchung dieſes Punkts gehört zwar eigentlich, wie ich ſchon geſagt habe, dahin, wo vom Eheſtande gehandelt werden ſoll. Indeß will ich doch hier bemerken, daß jene feine Achtung, die ein edles Gemüth dem ganzen weiblichen Geſchlechte zu bezeigen für Pflicht halten wird, von dem Verfolgen einer Frauensperſon durch Schmeicheleyen, um ſie zu bewegen ihre Pflicht zu vergeſſen, weſentlich unterſchieden iſt. Von letztern iſt hier nicht die Rede, denn der vermiſchte Umgang beider Geſchlechter kann ohne ſie gar wohl beſtehen. Nur von jenem Betragen behaupte ich, daß es dem weiblichen Geſchlechte den Kopf nicht verrückt, denn außerdem habe ich ſchon unterſucht, wie der Einwurf, daß der Umgang beider Geſchlechter nach heutigem Fuß überhaupt der ehelichen Treue ſchadet, betrachtet werden muß.

Vortheile, die theils offenbar, theils muthmaßlich aus dieſem Umgang entſpringen.

Wenn ich nun deutlich gezeigt habe, daß in dieſem Umgange nichts ſchädliches iſt, daß dadurch kein Fehler oder Fehltritt hervorgebracht wird, der nicht bey der entgegengeſetzten Einrichtung eben ſowohl ſtatt gefunden hätte, oder durch andre noch viel ärgere erſetzt worden wäre; daß endlich dieſer Umgang von der, dem weiblichen Geſchlechte nach aller Billigkeit zukommenden Wahlfreyheit des Gatten unzertrennlich iſt, die außerdem dem ganzen menſchlichen Geſchlechte ſo viel Vortheile verſchafft; ſo glaube ich alle Einwendungen dagegen gehoben zu haben. Außerdem bringt aber dieſer Umgang noch gewiß viel Gutes hervor, deſſen Auseinanderſetzung mich hier zu weit führen würde. Um indeß nur einiges davon anzudeuten, ſo bedenke man: daß die Geſetze den Frauen gewiſſe Rechte zugeſichert haben, z. B. das Recht Vermögen zu beſitzen; das noch nützlichere, Vormünderinnen ihrer Kinder zu ſeyn, ꝛc. Wie könnten ſie dieſe handhaben, wenn ſie gar keine Kenntniß der Menſchen und der Welt hätten? Und wo ſollten ſie dieſ

ſelben bekommen, wenn ihnen aller Umgang abgeſchnitten wäre? Außerdem macht der Umgang mit Weibern unſre eignen Sitten feiner, ſanfter, vernünftiger. Sie haben z. B. gewiß ſehr viel dazu beygetragen, den ehemaligen Hang zur Völlerey und zum Schwelgen zu vermindern. Wer kann ſagen, wie viel man ihnen, von eben ſo weſentlichen Verbeſſerungen unſers Zuſtandes urſprünglich zuſchreiben muß? Vielleicht haben wir es eigentlich ihrem Umgange zu verdanken, daß man jetzt ein ſo allgemeines Vergnügen am Wohlthun findet, daß unſre Criminal-Jurisprudenz ſo menſchlich iſt, daß die Kriege mit ſo viel Gelindigkeit geführt werden. Sie haben unſre Vergnügungen feiner und edler gemacht. Aus ihrem Umgange iſt gewiß die Verbeſſerung einer der wichtigſten Volksbeluſtigungen, nämlich der Schaubühne, entſtanden. Alle dieſe und vielleicht noch mehr wichtige Dinge verdanken wir vermuthlich dem Eindrucke, den ihr Umgang auf uns gemacht hat; denn die Völker, bey denen dieſer Umgang nicht ſtatt findet, wiſ-

ſen alle nichts davon: und dieſe Vortheile überwiegen gewiß bey weitem alle angeblichen Nachtheile, die ich außerdem ſchon hinlänglich durch unläugbare Thatſätze widerlegt habe. Ich eile daher zum folgenden Hauptſtück, der von einer der wichtigſten Folgen des geſellſchaftlichen Zuſtandes der Weiber unter uns handeln ſoll.

Zweites Hauptſtück.

Von der Ausbildung des Geiſtes bey dem weiblichen Geſchlechte.

Man will den Weibern nicht erlauben, nach Vorzügen des Verſtandes zu ſtreben.

Das ganze Maaß der Ungerechtigkeiten mancher Schriftſteller gegen die Weiber läßt ſich ſo groß nicht vorſtellen, als es wirklich iſt. Wenn ſie etwas auf Schönheit halten, dieſe zeigen wollen, und daher ſich gerne putzen; ſo wird das als ein entſetzliches Vergehen, als eine Quelle des Sittenverderbens, als der Ruin der Familien geſchildert. Verſuchen ſie es, ſich höher zu erheben, die vergänglichen Reize des Körpers geringer zu achten, und ihr Verlangen nach den dauerhaftern Annehmlichkeiten des Verſtandes zu richten; dann wird das bald als etwas Erſchreckliches und Grundverderbliches, bald als eine fruchtloſe und deshalb lächerliche Bemühung vorgeſtellt. Beſonders werden die armen ſoge-

kannten gelehrten Weiber von den Schriftſtellern oft unbarmherzig behandelt.

Ja einige Schriftſteller wollen ſogar daß ſie ſich nicht einmal auf das Bewußtſeyn der Tugend etwas zu gute thun ſollen.

Keiner macht es indeſſen ſo arg, als der Verfaſſer des Buchs über die Weiber. Der will ihnen nicht einmal erlauben, einen Werth auf ihre Tugend zu ſetzen. S. 159 ſagt er: „Wie wird „nicht der Mann bey dem geringſten Widerſpru„che immer von der Tugend der Dame hören „müſſen, die vielleicht nie Anfechtung litt, ſich „aber doppelt erheben wird, wenn ſie einmal „durch ihr kaltes Temperament eine Anfechtung „überwand.“ Man höre ihn dazu noch S. 204. „Von den vier Arten der Eitelkeit verfährt die „Tugendeitelkeit am grauſamſten, am ſtrengſten. „— und doch, ſagt man, ſoll dieſe Eitelkeit am „leichteſten zu überwinden ſeyn.“ In einer Erzählung von la Fontaine wäre ein ſolcher Einfall allenfalls am rechten Orte: aber in einem moraliſchen Buche! Was heißt hämiſch, wenn nicht dieß ſo zu heißen verdient? Denn worauf ſoll ſich wohl ſonſt ein menſchliches Weſen etwas zu gute thun, als auf Tugend; und warum ſoll das

tugendhafte Weib nicht eben ſowohl jenen edlen Stolz haben können, den man ſo willig an dem tugendhaften Manne lobt? Doch hier ſoll eigentlich nicht von der Tugend der Weiber, es ſoll von den Vorzügen und der Ausbildung ihres Geiſtes gehandelt werden.

Das Weib muß in Ausbildung ſeines Geiſtes dem Manne verhältnißmäßig folgen.

Das Loos des Weibes, ich wiederhole es, iſt, mit einem ſtärkern Weſen in Verbindung auf dieſer Welt geſetzt zu ſeyn, dem es ſuchen muß zu gefallen. So lange dieß Weſen roh und unwiſſend iſt, kennt es an ſeiner Gefährtinn wenig andre Reize, als die äußerlichen. Tritt indeß unter beiden eine freye Verbindung auf Zeitlebens ein, ſo lehrt den Mann bald die Erfahrung, daß auch auf die Gemüthsart des Weibes geſehn werden muß, um mit ihr das ganze Leben auf eine behagliche Weiſe zu durchleben. Dieß erhöhet mächtig die Moralität des Weibes, indem es ſich der Tugend und Herzensgüte befleißigen muß, um dem Manne zu gefallen. Wenn nun aber der Mann ſeinen Geiſt ausbildet, für die Vorzüge deſſelben anfängt Gefühl zu

bekommen; dann müſſen ihm dieſe über alles werth ſcheinen. Ihre Nützlichkeit in allen Dingen iſt gar zu groß, ſie verſchaffen in allen Zweigen der menſchlichen Angelegenheiten ein gar zu entſcheidendes Uebergewicht. Daher haben ſich auch bey keinem Volke in der Welt die Wiſſenſchaften ordentlich entwickelt, ohne ſogleich ein Gegenſtand der allgemeinen Bemühungen zu werden, ohne faſt alle andern, in rohern Zeiten übliche Anſtrengungen der Kräfte zu verdrängen. Bey den Griechen hörten nach und nach die gymnaſtiſchen Uebungen auf; bey den Römern übte man ſich lange nicht mehr ſo viel auf dem Marsfelde; und bey uns haben Turniere und Ritterſpiele, nebſt allen ſehr heftigen Leibesübungen, ein Ende genommen; und überall iſt dieſe Erſcheinung die unmittelbare Folge einer großen Entwicklung der Wiſſenſchaften geweſen.

Wenn die körperliche Stärke bey den Männern anfängt, einen Theil ihres Werths zu verlieren, ſo kann auch körperliche Schönheit nicht mehr das einzige, und bey vielen feiner denken-

den Mannsperſonen nicht einmal mehr das vornehmſte Reizungsmittel bleiben. Sie müſſen es fühlen, daß das Leben mit einem ſchönen, ja ſogar ziemlich gutherzigen, aber an Geiſte ungebildetem Weibe zuzubringen, wenig wahre und dauerhafte Zufriedenheit verheißt. Denn die Befriedigungen der Sinne ſind kurz; die bloße Gutherzigkeit hat viel Schwankendes und Unzuverläßiges; da hingegen die Vergnügungen des Geiſtes allein dauerhaft und immer neu, ſo wie die Einſichten immer die feſteſten Stützen der Tugend bleiben.

Diejenigen, die das läugnen, überſehen die guten Folgen dieſes weiblichen Beſtrebens, wegen einiger zufälliger geringer Ungelegenheiten.

Bey ſolchen Umſtänden muß ſich das weibliche Geſchlecht, unter denjenigen Volksklaſſen, denen die Geiſtesfreuden bekannt ſind, nothwendig bemühen, ſeinem Geiſte diejenige Ausbildung zu verſchaffen, die es fähig machen, dieſe Freuden zu empfinden und zu gewähren. Wenn Moraliſten behaupten, daß das anders ſeyn müßte, ſo verlangen ſie, daß der Strom ſeinen Lauf von ſelbſt zurückhalte. Wie können ſie doch ſolche moraliſche Myopen ſeyn, daß ihnen einige ſehr

geringe Mißbräuche, die ſie einmal hie und da bemerkt haben, allen Blick aufs Ganze benehmen, und ſie verhindern zu ſehen, daß ohne jene Mißbräuche, die bey weitem überwiegenden Vortheile der Ausbildung des Geiſtes unſrer Weiber gar nicht ſtatt finden könnten? Oder beſeelt ſie auch hier jener orientaliſche Deſpotismus, der in einer Frau nichts als eine nützliche Sklavinn haben will, und der wohl fühlt, daß geſcheute Weiber das Joch nicht ſo geduldig tragen, als einfältige und unwiſſende? Doch ich will die angeführten Mißbräuche gehörig zu beſtimmen und zu würdigen ſuchen.

Einwürfe, die das Buch üb. die W. gegen ihre Bemühungen, ihren Geiſt auszubilden, enthält.

Ich bitte den Leſer die Stelle im Buche über die Weiber nachzuleſen von S. 163 — 188. Sie iſt zu lang, um ſie ihm hier vorzulegen, ſie handelt ganz von der Eitelkeit der Weiber in Beziehung auf die Vorzüge des Geiſtes, und enthält bittre Ausfälle auf die Bemühungen, welche die mehreſten anwenden, ihren Verſtand auszubilden. Mir ſcheint es leicht den Ungrund dieſer Ausfälle zu zeigen.

Sie leſen vorzüglich Romane und Schauſpiele, und faſſen dadurch eine zu hohe Meynung von ihrer Wichtigkeit.

Der erſte und der Hauptvorwurf, der ihnen dort gemacht wird, beſteht darin, daß ſie nichts lieber leſen als Romane und Komödien, und daß ihnen dieſe Lektüre nicht etwa darum höchſt ſchädlich ſey, weil ſie der Tugend gefährlich iſt, ſondern weil ſie ihnen eine zu hohe Meynung von ihrer Wichtigkeit beybringt. Ob Romane überhaupt, und dem weiblichen Geſchlechte insbeſondre, ſo ſchädlich ſind, als manche Schriftſteller es behaupten, werde ich an einem andern Orte unterſuchen. Hier will ich nur eine andre große Ungerechtigkeit aus einander ſetzen, die ſie faſt alle begehn, und beſonders der Verfaſſer jener Schrift.

Denjenigen, die keine Romane leſen, und nach höhern Kenntniſſen trachten, wird vorgeworfen, daß ſie unfähig ſind, ſich weder in Wiſſenſchaften noch ſelbſt in den Künſten hervorzuthun.

Gegen die Frauenzimmer, die das Romanenleſen fliehen, ſich höher ſchwingen, und wahre Kenntniſſe ſammeln wollen, erhebt dieſer Moraliſt ein noch ärger Geſchrey, und ergreift alle Waffen des Spotts, um ſie davon abzuſchrecken. Er wirft ihnen Unfähigkeit vor, dieſe Kenntniſſe zu erlangen, und zwar in jedem Fache, in Künſten ſowohl als in Wiſſenſchaften; und vergißt,

daß

daß das allenfalls nur von dem höchſten Grade derſelben wahr ſeyn mag, zu deſſen Erlangung ihnen alle äußerliche Antriebe fehlen. Er wirft ihnen vor, daß ſie nichts recht gründlich wiſſen, und vergißt, daß ihnen alle Anleitung fehlt, um etwas recht gründlich zu lernen, und daß ſie faſt nur immer Selbſtgelernte ſind, welchen es auch bey uns am rechten Zuſammenhange der Ideen fehlt. Er vergißt, daß ihr Lernen bloße Liebhaberey ſeyn muß, und daß unſre Liebhaber der Wiſſenſchaften gemeiniglich auch ſehr ſeichte Köpfe bleiben.

Ich kann gar nicht einſehen, warum er dem weiblichen Geſchlechte alle Sammlung von Kenntniſſen verleiden will, und wie die Welt dadurch wird gebeſſert werden, wenn ſie höchſt unwiſſend ſind. Daß er ſie ihnen aber verleiden will, iſt gewiß. Sonſt würde er nicht ſo beißende Wendungen gebrauchen, um die, die darnach trachten, lächerlich zu machen. Nur einige zum Beyſpiele. Er ſagt: „Wenn ſich ihre Eitelkeit auf „Bekanntſchaft mit der Litteratur gründet, —

„ſo iſt ihnen viel empfunden zu haben — nichts; „viel gedacht zu haben, nicht viel mehr; aber viel „zu wiſſen, alles.“ Ich kann zwar eben nicht ſagen, daß mir ſeine Meynung hier recht verſtändlich wäre. Allein wie höchſt ſelten ſind nicht die Weiber, die eine Eitelkeit auf ihre Bekanntſchaft mit der Litteratur ſetzen! Das iſt eine viel zu individuelle Beſchaffenheit, als daß ſich darüber etwas feſtſetzen ließe. Auch will ich das gar nicht thun. Indeß kann ich doch nicht unterlaſſen anzuführen, daß unter der ſehr geringen Zahl von eigentlich gelehrten Frauen, die ich gekannt habe, gerade zwey geweſen ſind, die bey wahrer, eine ganze Menge von ſogenannten Gelehrten beſchämenden Gelehrſamkeit, ſo höchſt modeſt waren, daß man ſie ſehr genau kennen mußte, um zu argwöhnen, daß ſie mehr verſtanden, als andre Weiber ihres Standes. Ich weiß es wohl, das beweiſet nichts; allein ich führe es auch nur als meine eigne Erfahrung an.

Eben dieſer Schriftſteller ſagt S. 172: „Große Philoſophinnen ſind die Weiber auch „im Geſchmacke der Kammerjungfer bey Lichtenberg, die da bey Gott ſchwur, daß ſie eine „Atheiſtinn ſey.“ Ich habe ſchon bemerkt, daß jede gute Sache eine Narrheit erzeugt; denn eben weil ſie gut iſt, ſo trachten viele Menſchen darnach, und unter den vielen wäre es wohl Wunder, wenn es nicht etliche Narren gäbe. So geht es alſo auch mit dem Nachdenken und Leſen der Schriften über Wahrheiten, die jedem menſchlichen Weſen wichtig ſind, welches man gemeiniglich Philoſophie nennt. Sollen aber die Weiber ihre Gedanken gar nicht mit dieſen Gegenſtänden beſchäftigen? Nein, gewiß nicht; wenn ſie ſo allgemein, wie es hier dieſer Schriftſteller behauptet, ſolche Philoſophinnen werden. Hat er aber, wie zu vermuthen ſteht, nur ein paar Närrinnen angetroffen, die ſo räſonnirt haben, ſo iſt es ſehr unbillig, von dieſen aufs Allgemeine zu urtheilen, und immer zu ſagen: **die Weiber, die Weiber.** Haben wir denn

Ihre Philoſophie ſoll im Allgemeinen wie die eines Kammermädchens beſchaffen ſeyn, das bey Gott ſchwur, ſie wäre eine Atheiſtinn.

nicht etwa in unſerm Geſchlechte ſolche Narren im Ueberfluß, die ſehr gut mit jenem Kammermädchen figuriren könnten? Wahrlich dann müßte man uns noch vielmehr das Studium der Philoſophie unterſagen; denn wir haben, ſelbſt verhältnißmäßig nach der Zahl der leſenden Köpfe, weit mehr ſolche männliche Narren, als es weibliche giebt. So viel als ich die deutſchen Weiber kenne, ſo giebt es deren höchſt wenige, die eine andre als ſehr religiöſe Denkungsart hätten. Wenn es ſich nicht ſo bey unſerm Geſchlechte verhält, ſo iſt das traurig genug. Selbſt alsdenn, wenn es unter unſern Freydenkern viele eben ſo einſichtsvolle und feſtüberzeugte Religionsläugner gäbe, als Spinoza; ſo wäre das ein kläglicher Vorzug. Allein auch den hätten wir nicht einmal. Ich ſelbſt weiß, daß es einige wenige irreligiöſe Weiber giebt, und unter dieſen ſehr wenigen etliche, die an Feſtigkeit des Geiſtes in ihren wohl überlegten Ueberzeugungen, und an äußerm Anſtande dabey, um kein Aergerniß zu geben, von keinem Manne übertroffen wer-

den. Weiter kann ich über eine mir ſo ſelten vorgekommene Klaſſe von Weibern nichts ſagen.

Ausfälle gegen die weibl. Schriftſteller.

Greift man die Weiber, die etwas wiſſen und denken wollen, mit ſo ſcharfen Waffen an; ſo kann man ſich leicht vorſtellen, daß man noch viel ärger hinter denen herſchreyt, die ihre Prätenſionen bis zur Schriftſtellerey treiben. Ich ſchmeichle mir darzuthun, daß in dem Lärmen, das man davon macht, gar ſehr viel Uebertriebnes iſt.

Bey der nothwendigen allgemeinen Bemühung, ihren Geiſt auszubilden, kann es nicht fehlen, daß einige Weiber ſich bis zur Schriftſtellerey darin hervorthun.

Ich gehe von dem Grundſatze aus, daß Frauenzimmer anjetzt ihren Geiſt nothwendig ausbilden müſſen. Es könnte, nach der jetzigen Lage der Dinge, keine wahre Harmonie unter beiden Geſchlechtern exiſtiren, es würden tauſend Unordnungen entſtehen, wenn das weibliche Geſchlecht in der Ausbildung ſeines Geiſtes außer allem Verhältniß mit dem Manne ſtehen bliebe. Da ſie die allgemeinen Erzieherinnen des ganzen Menſchengeſchlechts in den erſten Jahren ſind, ſo bringt es auch unſerm Geſchlechte große Vortheile, daß ſie leſen und denken lernen. Es können ſich aber unmöglich viele Menſchen auf eine

Bahn begeben, ohne daß nicht manche den andern darin vorlaufen, und es auch gern ſehen laſſen ſollten, daß ſie ihnen vorgelaufen ſind. Da alſo unſre Neigung zu Kenntniſſen und Verſtand die Weiber genöthigt hat, auch darnach zu ringen, um uns auch dadurch reizen zu können; ſo muß- ten auch einige die Sache mit größerm Eifer an- greifen, und weitere Fortſchritte darin machen, als es eigentlich nöthig wäre. Man muß den unleugbaren Satz nicht vergeſſen, daß alles Gute übertrieben wird, und eben darum eine Thorheit erzeugt. Meine Meynung iſt zwar ganz und gar nicht, jede Schriftſtellerey von Seiten eines Frauenzimmers als eine Thorheit auszugeben. Ich ſpreche hier nur im Geiſte ihrer Gegner, und ſage, geſetzt es wäre eine Thorheit, ſo wäre es immer ihrer Seltenheit wegen höchſt unrecht, ſie dem ganzen Geſchlechte vorzurücken. Muß deshalb das ganze Geſchlecht allen Anſpruch auf Einſichten, Kenntniſſe und einen ausgebildeten Verſtand aufgeben, weil einige darüber in Thor- heiten verfallen? Iſt es erlaubt, das viele Gute

deshalb zu verkennen, was durch dieſe Ausbildung des Verſtandes erzeugt wird? Iſt es erlaubt, nicht einzuſehen, daß das hierin allenfalls Uebertriebene die unzertrennliche Folge einer an ſich guten Sache iſt?

> Die Klagen, daß ihnen dieſes zu viel Zeit raubt, und ſie von Erfüllung ihrer Pflichten abhält, ſind übertrieben und ungerecht.

Noch lieber möchte ich aber wohl fragen: iſt es denn der Mühe werth, über die weibliche Schriftſtellerey unter uns ein Wort zu verlieren? Wie viel weibliche Schriftſteller giebt es denn? Verſchwinden ſie nicht unter der Legion von ſchreibenden Menſchen, die mit ihren Produkten Deutſchland überſchwemmen, ſo daß man dieſe kleine Vermehrung der Schreibſucht gar nicht einmal merkt? Wie viel geringer iſt aber nicht ihr Verhältniß gegen ihr ganzes Geſchlecht? Und welch eine noch weit geringere Anzahl derſelben ſind Vielſchreiberinnen? Sichtbarlich ungerecht iſt alſo die Klage, daß ihnen die Schriftſtellerey zu viel Zeit raube, und ſie von den Pflichten ihres Standes abhalte. Die witzigen Einfälle hierüber ſind abgenutzt; man findet ſie ſchon in Molierens: Gelehrte Weiber, bey Gele-

genheit welcher man folgende Betrachtungen anſtellen muß, um den Werth dieſes Witzes recht zu würdigen.

Betrachtung bey Gelegenheit des Molieriſchen Luſtſpiels: die gelehrten Weib.

Ein Komödienſchreiber kann ſeine Charaktere ſchildern wie er will; wenn ſich nur ein Individuum in der Geſellſchaft findet, das ihnen gleicht, ſo iſt er gerechtfertigt. Denn was er ſchildert, ſoll auch nur Individuum ſeyn. Obendrein hat er noch die Freyheit, dieſen individuellen Charakter karrikaturmäßig zu zeichnen, wenn nur Aehnlichkeit da iſt. Dieß iſt aber nicht dem Schriftſteller über die Weiber erlaubt; der muß lauter Züge darſtellen, die einen gewiſſen Grad von Allgemeinheit haben, weil der moraliſche Schriftſteller blos Wahrheit genau erforſchen und darſtellen darf. Sobald alſo nicht viele Weiber die Liebe zur Ausbildung des Verſtandes wirklich übertreiben, ſobald unter den wenigen, die bis zur Schriftſtellerey ſich erheben, nicht die mehreſten ihre Pflichten verſäumen, oder darüber in Lächerlichkeiten verfallen, ſo verdient die Sache

nicht in einem ſolchen Buche ſo weitläuftig abgehandelt zu werden.

Folgendes iſt auch, meyne ich, keine unwichtige Bemerkung über das Molierſche Stück. Er ſoll es, der Meynung nach, darum geſchrieben haben, um die Damen des damals berühmten Hôtel de Rambouillet lächerlich zu machen. Allein wie fängt er das an? Seine gelehrten Weiber ſind aus dem Bürgerſtande genommen: eine ehrliche Kaufmannsfrau, ihre Schweſter, und ihre Töchter. Und warum das? warum nahm er nicht vornehme Perſonen, woraus doch die weibliche Geſellſchaft jenes Hauſes beſtand? Weil ſich's bey jenen denken läßt, daß eine paſſionirte Neigung zu Gelehrſamkeit Unordnungen hervorbringen kann; weil ſich da der Spaß anbringen läßt, daß, indeß die Frau ſtudirt, die Suppe verſalzen wird, und der Braten verbrennt. Hätte er aber vornehme Perſonen aufs Theater gebracht, ſo wäre alles Lächerliche weggefallen. Man hätte eingeſehn, daß Stand und Vermögen ſolche Menſchen über alle häusliche

Geſchäfte wegſetzt; daß ſie alſo keinen nützlichern Zeitvertreib wählen können, als an der Ausbildung ihres Geiſtes zu arbeiten, und daß, wenn die Sache auch wäre übertrieben worden, ſo blieb' es immer die unſchuldigſte und verzeihlichſte Schwachheit.

Man wird mir zwar die Urſache vorhalten, warum die Damen vom Hôtel de Rambouillet ſich Molierens ſatyriſche Geißel zuzogen. Sie hatten nämlich ihn und ſeine Freunde durch ihre Urtheile beleidigt, die doch die Nachwelt hernach kaſſirt hat; denn die Schriftſteller, welche dieſe Damen beſchützten, ſind in die Vergeſſenheit gefallen; ihre Gegner aber, Moliere, Racine und Boileau ſind unſterblich geworden. Allein man bedenke, daß dieſe Damen in der Bewunderung andrer damals berühmter Schriftſteller waren erzogen worden, und daß es unmöglich iſt, ausgebildeten Gemüthern einmal angenommene Meynungen zu entreißen. Das kann weder die neuaufkeimende Wahrheit, noch der werdende gute Geſchmack. Wie lange hat nicht

Gotſched bey uns Anhänger behalten, nachdem einige Schriftſteller ſchon beßre Einſichten in unſrer Litteratur verbreitet hatten! Oder um ein noch neueres Beyſpiel anzuführen. Können wohl ſo viel Männer, die ſich ſelbſt unter die erſten philoſophiſchen Köpfe Deutſchlands zählen, die Wahrheiten der Kantſchen Philoſophie faſſen? Und man ſollte Weibern das vorwerfen, was ſolche Philoſophen nicht vermögen!

Vergleichung der weiblichen Liebhaberey für Wiſſenſchaften, mit ihrer Liebhaberey der Muſik.

Wenn doch diejenigen, die ſo ſehr über die gelehrten Weiber klagen, die Städte Deutſchlands durchreiſen wollten, um diejenigen zu zählen, die über Gelehrſamkeit und Schriftſtellerey ihre Pflichten verſäumen. Sie würden wahrlich nur ſehr wenige finden. Es geht damit, ſo wie gewöhnlich mit der Liebhaberey zur Muſik. Verſchiedne Frauenzimmer treiben letztere, ſo lange ſie unverheirathet ſind, ſehr ſtark, weil es eine Annehmlichkeit iſt, die ihnen ſehr nützlich werden kann. Sobald ſie aber verheirathet ſind, ſo bleibt ſie liegen, als eine Sache, die nun ihre Dienſte gethan hat. Bisweilen findet ſich wohl

eine und die andre, die dieſe Liebhaberey beybehält. Unter dieſen iſt dann wohl noch eine hie und da, die ſie zu weit treibt. Allein das iſt und bleibt immer ſehr ſelten. Wenn indeß ein Frauenzimmer im Stande iſt, ohne alle Verſäumniß ihrer Pflichten, ein ſo angenehmes Talent als Muſik, oder einen ſo edlen Zeitvertreib, als die Ausbildung des Geiſtes, fortzuſetzen; wer könnte das wohl tadeln?

Was man unterſuchen muß, um beſtimmen zu können, ob eine Frau wegen Liebhaberey der Wiſſenſchaften ihre Pflichten wirklich verſäumt.

Um aber dieß mit Billigkeit zu beurtheilen, muß man die Umſtände einer ſolchen Frau genau erwägen. Denn einen Zeitvertreib muß der Menſch haben; und kann wohl ein edlerer gedacht werden, als die Bearbeitung des Geiſtes? Seinem Zeitvertreibe kann und darf auch jeder Menſch etwas aufopfern. Daher muß in jedem individuellen Falle unterſucht werden, ob eine Frau durch ihre Liebe zum Leſen mehr in der Haushaltung verſäumt, als dasjenige ausmacht, was ſie mit Recht auf ihr Vergnügen verwenden könnte. Thut ſie das nicht, ſo verdient ſie vielmehr ein großes Lob über die Wahl ihres

Zeitertreibes. Wenn hingegen in der Haus- haltung durch das Studieren der Frau mehr verſäumt werden ſollte, als obbemeldeter Betrag, ſo frägt ſich's wieder: ob ihre Bemühungen nicht auf der andern Seite mehr hinein bringt, als dieſe Verſäumniß beträgt. Das ſchätzbare Frauenzimmer, das ich hier namentlich zum Bey- ſpiele aufſtellen will, verzeihe mir es. Ihr durch ganz Deutſchland ausgebreiteter Ruhm iſt meine Rechtfertigung dieſerhalb. Ich weiß nicht das geringſte von dem Privatleben des ſel. Reiske und ſeiner Gattinn, und am allerwenigſten, ob durch dieſer ihre Gelehrſamkeit im Haushalte et- was verſäumt ward oder nicht. Allein wir wol- len annehmen, es wäre geſchehen: brachte ſie das alsdenn nicht doppelt und dreyfach dadurch wieder ein, daß ſie, wie bekannt, ihrem Manne in ſeinen gelehrten Arbeiten behülflich war? und es giebt mehrere Weiber, die in einem ähnlichen Falle ſind.

Indeß wenn hie und da in einer Wirthſchaft, wo die Frau ihren Geiſt ausgebildet hat, nicht

die beſte Ordnung herrſcht, ſo ſchreyt man gleich: Seht! daran iſt die gelehrte Frau Schuld! Man unterſuche doch erſt, woran es liegt. Wie ſelten wird man finden, daß die Gelehrſamkeit der Frau die wahre Urſache davon ſey! Oft hat das ganz andre Urſachen, die man völlig überſieht, um nur über die arme Frau ſchreyen zu können: als eine geringe Einnahme bey einer ſtarken Familie, Unglücksfälle, wohl gar oft Aufwand, oder Trägheit, oder Unfähigkeit von Seiten des Mannes. Denn Kenntniſſe, Einſichten und Verſtand ſind herrliche Dinge, und bringen gewiß niemals böſe Früchte.

Daraus, daß bey uns die Weiber nur Kleinigkeiten ſchreiben, zeigt ſich's, wie übertrieben jene Klagen ſind.

Die Weiber, ſagt man endlich, ſchreiben doch faſt immer nur mittelmäßige, unbedeutende Sachen. Ihre Werke beſtehen aus kleinen Gedichten, aus einigen moraliſchen Aufſätzen, einer kleinen Reiſebeſchreibung, wenn's hoch kommt einem Romänchen, und dergleichen unbedeutenden Dingen mehr. Aber, Freund! ſiehſt du denn nicht, indem du das ſageſt, daß du eben dadurch die Kraft deiner ganzen Beſchuldigung aufhebſt? Wenn

man Weiber, ſobald ſie einmal ſo etwas geſchrieben haben, gleich unter die Schriftſtellerinnen zählet, ſo zeiget das allein ſchon an, daß die Zahl der letztern ſehr klein ſeyn muß, ſonſt würde man ſolche Sachen nicht in Anſchlag bringen. Die Seltenheit, daß ein Frauenzimmer etwas drucken läßt, macht eben, daß man von jedem Blatte Rechnung hält. Bey dieſer Seltenheit kann aber auch die Liebhaberey an Gelehrſamkeit wohl ſo gar groß nicht ſeyn, noch viel weniger große Unordnungen erregen, oder mit Recht als ein ſehr weit verbreitetes Uebel geſchildert werden. Wenn ihre Bücher an Zahl ſo gering und ſo wenig bänderreich ſind, ſo laß man ſie doch immer mittelmäßig ſeyn. Wer kann ſie bemerken, in dem Schwalle von dicken, großen und höchſt mittelmäßigen Bänden, die alle Meſſen erſcheinen? Wie können ſie ein ſolches Uebel vermehren? So etwa wie ein zum Fenſter hinausgegoſſenes Glas Waſſer die Fluth in einer überſchwemmten Stadt vermehrt.

Die Zahl der Schriftſtellerinnen iſt in Deutſchland kleiner, als in irgend einem gleich erleuchteten Lande.

Soll ich es zum Lobe des weiblichen Geſchlechts in Deutſchland anmerken, daß es weniger eigentliche Schriftſtellerinnen hat, als die mehreſten andern kultivirten Nationen Europens? Unſtreitig. Denn es iſt gewiß blos eine Wirkung ihrer Anhänglichkeit an das, was ihres Berufs iſt. So ſehr ich auch eine Macaulay bewundre, und wahrlich nicht ohne Erſtaunen das leſen kann, was der Verfaſſer des Buchs über die Weiber von dieſer großen und edlen Geſchichtsſchreiberinn ſagt, S. 181; ſo ſehe ich es doch für kein großes Unglück an, daß wir eine ſolche nicht beſitzen. Wenn nur die Männer unter uns ſo edel dächten, ſo könnten wir eine ihr öffentlich gleich zu ſtellende Frau leicht entbehren. Ich habe ſchon anderwärts eingeſtanden, daß Schriftſtellerey nicht ihr Fach und ihr Beruf iſt, weil ſie auf dieſer Bahn zu viel Hinderniſſe und zu wenig Aufmunterungen antreffen.

Sie werden aber auch bey uns ſchlimmer behandelt, als ſonſt irgendwo.

Denn wenn es als ein Lob fürs weibliche Geſchlecht unter uns anzuſehen iſt, daß es weniger Schriftſtellerinnen enthält, als bey andern

Nationen, wo Gelehrſamkeit eben ſo blüht, als bey uns; ſo bringt es unſerm Geſchlechte wenig Ehre, daß ihnen nirgends auf eine ſo beleidigende Art begegnet wird, als eben da. Ich meyne hier nicht, daß ihre Schriften nach ihrem innern Werth, und nicht nach Verhältniß der Geiſteskraft, die vielleicht dazu erforderlich war, ſie unter ſo nachtheiligen Umſtänden zu verfertigen, in gelehrten Tagebüchern beurtheilt werden. Das darf nicht anders ſeyn. Wahrheit und die Ausbreitung der geſunden Vernunft erfordern dieſe Strenge; und wenn ſie einmal Schriftſteller ſeyn wollen, ſo müſſen ſie ſich das gemeine Loos der Schriftſteller gefallen laſſen. Allein wie viele bittere, beißende und beleidigende Ausfälle thut man nicht auf ſie im Allgemeinen, ohne den geringſten Grund dazu zu haben. Zum Beweiſe will ich nur die einzige Stelle: Ueber die Weiber S. 179 anführen: „Im Ganzen iſt Schriftſtellerey durchaus keine „Sache für die Weiber. Moraliſch verderben ſie „ſich leicht dadurch. Ihre Eitelkeit wird, über-

„ſchwenglich. Wenn ſie eine Kleinigkeit verfer„tigt haben, die vorzüglich als das Werk einer „Dame recht artig iſt, ſo ſetzen ſie ſich den erſten „Schriftſtellern der Nation an die Seite. Es „heißt Leſſing und Göthe, Wieland und ich.“ Auf welche Art will dieſer Schriftſteller ſeine Ausſage beweiſen? Hat er alle, hat er nur die allermeiſten Schriftſtellerinnen Deutſchlands geſehn, und von den allermeiſten derer, die er ſah, ſolche Aeußerungen gehört? Das gehört doch zum wenigſten dazu, um eine ſo allgemeine, bittere Beſchuldigung zu begründen.

Es iſt ſehr tyranniſch gedacht, wenn man den Weibern alles Seelenvergnügen rauben will, da die Ausbildung des Geiſtes ihnen in ſo manchem Betracht nöthig iſt.

Es iſt ſehr leicht, ſo etwas zu ſagen; aber es iſt auch höchſt ungerecht, die Bemühungen des weiblichen Geſchlechts ſo im Allgemeinen zu verhöhnen. Ich hoffe das Uebertriebene in den Aeußerungen der Schriftſteller, die dieſes thun, deutlich gezeigt zu haben. Ich wünſche, daß ſie oder ihre Nachfolger in Zukunft billiger denken, und es dem Weibe vergönnen mögen, daß es ſeinen Geiſt durch Kenntniſſe ausbilde und veredle.

Denn wahrlich die Weiber ſind doch nicht Sklaven oder Tagelöhner, die von jedem Augenblicke, den ſie von ihren Handarbeiten abmüßigen, ihrem Herrn und Meiſter Rechenſchaft geben müſſen. Die weiblichen Arbeiten haben dabey, eben dadurch, daß ſie den Geiſt gar nicht beſchäftigen, ſo etwas Ermüdendes und Langweiliges, daß ſie für jedes nicht ganz undenkende Weſen eine Geiſteserholung nöthig machen. Wenn doch einmal die Herren, die ſo ſehr auf das Leſen der Weiber losziehen, nur ein Vierteljahr lang lauter Handarbeit thun ſollten, ohne je den Kopf zu beſchäftigen, wie würden ſie ſich unglücklich ſchätzen! Und das verlangen ſie doch von den Weibern ihr ganzes Leben hindurch. Angenommen alſo, daß dieſe eine Geiſteserholung brauchen; können ſie eine nützlichere und edlere ergreifen, als die, ihren Geiſt auszubilden, ſich Kenntniſſe und Einſichten zu erwerben? Auch können ſie auf keine andre Art wirklich moraliſch gute Weſen werden. Alle Tugend, die ſich nicht auf Einſichten gründet, iſt bloße Temperaments-

tugend, die ſo wandelbar iſt, daß man gar nicht darauf rechnen kann. Einſichten aber laſſen ſich nicht anders, als durch Sehen, Hören, Leſen und Nachdenken erlangen. Dieſes alles müſſen folglich auch die Weiber zu dieſem herrlichen Zwecke anwenden, und ſie davon ausſchließen wollen, iſt gewiß eine grauſame Tyranney.

Drittes Hauptſtück.

Von der Liebe.

Liebe iſt das Band, das die Natur dazu beſtimmt hat, beide Geſchlechter mit einander auf dieſer Welt zu verknüpfen. So intereſſant, ſo neu gewiſſermaßen eine wahrhaftig durchdachte Unterſuchung über dieſen Gegenſtand immer ſeyn mag, ſo hat ſie doch ihre beſondern Schwierigkeiten.

Schwierigkeiten der Unterſuchungen über den Gegenſtand dieſes Hauptſtücks.

Die erſte entſpringt daher, daß der Unterſuchende allemal nur zu einem Geſchlechte gehört, und doch über die Empfindungen beider Aufſchlüſſe geben ſoll. Wie ſollte er dabey Irrthümer vermeiden können? Er kann die Empfindungen des andern Geſchlechts nur durch die Wirkungen errathen, und wird alſo nur zweifelhaft davon ſprechen dürfen. Wenn indeß ein Mann über das weibliche Geſchlecht ſchreibt, ſo wird

Erſte: Der Unterſuchende gehört immer nur zu einem Geſchlecht.

hier die Schwierigkeit noch dadurch unendlich vermehrt, weil natürliche Anlage, Sitten und Erziehung die Weiber nöthigen, ihre Empfindungen, und zwar ganz beſonders in allem was Liebe betrifft, unter den dickſten Schleyer zu verhüllen. Sollte ich alſo hier durchgängig irren; ſo mag mich ein tiefforſchendes und zugleich aufrichtiges Weib zurecht weiſen. Die ganze denkende Welt wird es ihr höchlich danken.

Zweite: Die erſtaunliche Verſchiedenheit der menſchlichen Gemüther.

Die zweite Schwierigkeit liegt in der erſtaunlichen Verſchiedenheit der menſchlichen Charaktere. Dieſe macht, daß ein Forſcher in Anſehung ſeines Geſchlechts nicht viel beſſer daran iſt, als in Anſehung des andern. Sein eigen Herz wird dabey doch immer die Hauptquelle ſeiner Unterſuchungen bleiben, und dabey wird es ihm immer außerordentlich ſchwer werden, das was bey ihm und bey denen, die er faſt eben ſo genau gekannt hat, als ſich ſelbſt, individuelle Beſchaffenheit iſt, von dem zu unterſcheiden, was zur allgemeinen Empfindungsart des ganzen Geſchlechts gehört.

Die dritte Schwierigkeit beſteht in der Wandelbarkeit eines jeden menſchlichen Charakters, nach den verſchiedenen Altern. Im zwanzigſten, im dreißigſten, im vierzigſten, im funfzigſten Jahre denkt jeder Menſch anders, und über keinen Punkt mehr, als eben über die Liebe. Es wird daher der Forſcher nicht nur alle Begebenheiten ſeines Lebens, ſondern ſo viel als möglich die ganze Reihe ſeiner dabey gehabten Empfindungen ins Gedächtniß zurückrufen, bey ſeiner Unterſuchung unverändert vor Augen halten, und dabey ſich dennoch immer hüten müſſen, daß er nicht individuelle Beſtimmungen mit Naturgrundſätzen vermiſcht. Ob ich mich durch alle dieſe Schwierigkeiten durcharbeiten werde, mag die Folge zeigen. Ich führe ſie hier nur an, um deſto eher Verzeihung für faſt unvermeidliche Irthümer zu erhalten.

Dritte: Die Veränderlichkeit eines jeden Charakters nach der Verſchiedenheit des Alters.

Iſt es in irgend einer Sache wahr, daß wir uns mit einer Hand ans Thierreich halten, und die andre nach Weſen höherer Art ausſtrecken, ſo iſt's gewiß in demjenigen, was Liebe betrifft.

In der Liebe iſt der Menſch halb Thier, halb höheres Weſen.

Ein Theil dieſer Leidenſchaft iſt völlig thieriſch, indeß ein andrer wieder von allem Thieriſchen unabhängig und viel edler ſcheint. Um alſo den Gang der Natur bey unſrer Gattung in dieſem Punkte zu erforſchen, muß man nothwendig ihre Anlagen ganz im Allgemeinen betrachten.

Der Zweck der Natur bey dem Triebe, aus dem die Liebe entſpringt, iſt die Fortpflanzung jeder Gattung von Weſen. Sie hat aber noch mehrere Anlagen, als dieſe, dazu machen müſſen, und zwar bey dem Menſchen ſowohl, als bey andern Thierarten.

Der Zweck des Triebes, woraus das, was wir Liebe nennen, urſprünglich entſteht, und wodurch die Natur beide Geſchlechter im ganzen Thierreiche verbunden hat, iſt offenbar die Fortpflanzung und Erhaltung jeder Thierart. Allein das blos animaliſche dieſes Triebes iſt ſo übergänglich, und mit dem letzten davon gemeiniglich weit entfernten Zwecke dem Anſchein nach ſo wenig zuſammenhängend, daß dieſen die Natur ſchwerlich durch eine ſolche Veranſtaltung erreicht haben würde, wenn ſie nicht noch andre nach den Bedürfniſſen einer jeden Thierart eingerichtete Anſtalten getroffen hätte. Es führt nämlich dieſe gütige Mutter jedes Thier, das Liebe empfunden hat, von Anlage zu Anlage bis zu dem Zeitpunkte, wo die daraus entſproßne Brut

weiter keiner Hülfe bedarf, um ſich ſelbſt zu erhalten. Bey einigen Thieren, wo die Mutter allein dazu hinreicht, iſt ſie auch allein der Gegenſtand jener Anſtalten. Da beſteht die ganze Liebe des Männleins in dem animaliſchen Triebe, nach deſſen Befriedigung er die Geliebte völlig vergißt. In dieſen Verbindungen zeigt ſich der phyſiſche Trieb in ſeiner eigentlichen und unvermiſchten Beſchaffenheit. Bey andern Thierarten, wo des Vaters Sorgfalt zur Aufbringung der Jungen mit erfordert wird, erſtrecken ſich dieſe Anſtalten unſtreitig auch auf ihn. Blos nach ſeiner thieriſchen Natur betrachtet, gehört der Menſch nicht nur zu dieſen Arten, ſondern er kann unter ihnen, in dieſer Rückſicht, deshalb obenan ſtehen, weil ſeine Jungen die Sorge der beiden Aeltern viel länger brauchen, als die von irgend einer andern, uns wenigſtens bekannten Gattung auf dieſer Welt. Daß dem Menſchen dieſe Anlagen, unabhängig von aller vernünftigen Ueberlegung über den Zuſammenhang der Dinge, eben ſo wie andern Thieren in ſeine phy-

ſiſche Bildung gelegt worden ſind, und daß ſie zugleich den Urquell deſſen ausmachen, was wir das Moraliſche in der Liebe nennen, ſcheint mir höchſt wahrſcheinlich.

Schöne Dichtung beym Plato über den Urſprung des Moraliſchen in der Liebe.

Es iſt eine außerordentlich ſchöne Dichtung beym Plato im Gaſtmahle, wenn er erzählen läßt: daß anfänglich die Menſchen doppelte Weſen waren; indem der Mann und das Weib nur eins ausmachten, das mit vier Aermen, vier Beinen und zwey Leibern, und mit ganz außerordentlicher Stärke begabt war. Sie wären aber übermüthig worden, und hätten gegen die Götter im Himmel Krieg anfangen wollen. Da habe Jupiter beſchloſſen, zur Strafe ſie zu trennen, und zwey Weſen wie die gegenwärtigen aus ihnen zu bilden. Nun ſuche jeder die zu ihm gehörige Hälfte, und das ſey die Liebe. Dieß iſt die Quinteſſenz von allem, was man ſagen könnte, um das Moraliſche in der Liebe begreiflich zu machen. Man wundert ſich vielleicht, daß dieſe ſchöne Dichtung bey einer Nation entſprungen iſt, die ſelbſt die wahre Liebe ſo ſchlecht

kannte, als die griechiſche. Aber man muß bedenken, erſtlich, daß man dieſe Leidenſchaft in Griechenland nicht immer ſo verachtet hatte, als es wirklich nachher geſchah; ferner, daß überhaupt die Griechen dazu geſchaffen waren, alles was Schön, Gut oder Groß heißen kann, zu erſinnen und nachzubilden oder auszuſchmücken, wenn ſie gleich in der Ausübung gegen andre oft weit zurückblieben, Endlich aber muß man nicht vergeſſen, daß das Moraliſche der Liebe in der Natur des Menſchen innigſt verwebt iſt, und daß keine Verirrungen weder roher noch verfeinerter Sitten fähig ſind, Anſtalten der Natur irgendwo ganz zu vertilgen. Selbſt im deſpotiſchen Orient iſt wahre Liebe nicht ganz ausgerottet.

Das Moraliſche der Liebe beſteht in der Wahl eines einzigen Gegenſtandes, um mit ihm die Vergnügungen der Liebe zu genießen,

Es beſteht alſo, wie dieſe Fabel zeigt, das Moraliſche in der Liebe in einer beſondern Wahl eines gewiſſen Gegenſtandes, um mit ihm die Vergnügungen der Liebe zu genießen, und in dem Vorzuge, den man dieſem Gegenſtande hierin vor allen andern giebt. Die Veranſtal-

tung dazu liegt vermuthlich ſchon in der phyſiſchen Beſchaffenheit des Menſchen, ohne daß man doch eigentlich ſagen könne, worin ſie beſteht. Durch ſie iſt es vermuthlich veranlaßt worden, daß auch in dem allerroheſten Zuſtande zwey Weſen im Anfange ausſchlüßlich mit einander gelebt haben, bis die erſte junge Brut aus dieſem Umgange entſproſſen iſt. Die Verſorgung derſelben hat hernach das Band feſter, und durch allmählige Vermehrung dieſer Brut lange Jahre hindurch dauerhaft geknüpft. Da hat endlich das Alter die Leidenſchaften abgekühlt, und die Gewohnheit des Zuſammenſeyns iſt ſo innig geworden, daß das Band bis an das Ende des Lebens fortgedauert, und keins von beiden weiter an eine Trennung gedacht hat. Auf dieſe Art kann und muß man ſich den Urſprung der Ehe durch die Liebe unter den Menſchen denken.

Beweis, daß hiebey eine phyſiſche Anlage der Natur zum Grunde liegt.

Daß hier eine Naturanlage zum Grunde liegt, und dabey nichts auf die moraliſche Ausbildung des Menſchen zu rechnen iſt, erhellt offenbar daraus, weil der Eheſtand unter allen

Nationen des Erdbodens eingeführt iſt, davon man einige gefunden hat, die noch gar keine ſolche moraliſche Ausbildung kennen, und in allen Dingen dem bloßen Triebe ihrer Leidenſchaften folgen. Ferner, daß dieſes durch eine phyſiſche Anlage der Natur hervorgebracht werde, die noch nicht entwickelt iſt, ſcheint mir deswegen höchſt wahrſcheinlich, weil ähnliche Erſcheinungen bey allen den Thieren ſtatt finden, wo der Zutritt beider Geſchlechter zur Ausbildung der Brut nöthig iſt. Die Vögel überhaupt, und unter dieſen beſonders die Tauben, aber vielleicht blos darum, weil wir ſie als Hausthiere beſſer kennen, wählen ſich ihre Gattinn, und leben nicht nur in Gemeinſchaft mit derſelben, ſo lange die Brutzeit dauert; ſondern auch wenn dieſe vorbey iſt, und eine neue eintritt, ſo erneuern ſie den Bund, bis zufällige Umſtände ihn trennen. Vielleicht wenn wir Nachtigallen, Schwalben, und unter den vierfüßigen Thieren die Biber genauer beobachten könnten, würden wir bey ihnen ein gleiches bemerken. Die Tauben ma-

chen, daß ich glaube, zu dieſer Anlage ſey ein Umſtand nothwendig, den ſie mit dem Menſchen, jedoch nur in einem geringern Grade, gemein haben. Er beſteht darin, daß das ganze Liebesgeſchäft bey ihnen nicht blos in dem letzten Genuſſe beſteht, ſondern andre ſinnlich ſüße Liebkoſungen damit vereinigt ſind, die ihn theils reizen und häufiger machen, theils erhöhen, theils verlängern, und dadurch beide Weſen ſtärker, inniger und dauerhafter verbinden.

In wie fern es wahr ſeyn könne, daß die Liebe blos in dem durch die Einbildungskraft verſchönerten phyſiſchen Triebe beſtehe.

Meiner Meynung nach iſt alſo der Ausſpruch jenes Franzoſen, der geſagt hat: l' amour eſt un fond phyſique brodé par l' imagination, falſch, wenn man Einbildungskraft als eine dem Menſchen allein zukommende Eigenſchaft anſieht, die er vermöge ſeiner ihn von den Thieren unterſcheidenden Seelenfähigkeiten beſitzt. Man kann ſie aber für wahr halten, wenn man glaubt, die Seele des Menſchen ſey Materie, und alle ihre Eindrücke und Wirkungen wären materielle Verrichtungen, gleichwie bey den Thieren.

Man hat, deucht mich, dieſen Gegenſtand nie recht gründlich erörtert, noch den Liebestrieb des Menſchen ganz bis auf ſeine erſten Beſtandtheile entwickelt. Man ſetzt ihn immer aus einer Vermiſchung von phyſiſchem Geſchlechtstriebe und Vernunft zuſammen; und das iſt bey weitem nicht hinreichend, um alle Erſcheinungen auf eine befriedigende Art zu erklären. Ich begnüge mich, hier einige Punkte, die in Erwägung gezogen werden müſſen, anzudeuten; denn die Sache ſelbſt gehört nur gelegentlich zu meinem Zwecke, und daher iſt mir's nicht erlaubt, ſie ganz ausführlich abzuhandeln.

Der Liebestrieb bey dem Menſchen, iſt noch nie völlig entwickelt worden.

Daß der bloße Geſchlechtstrieb nicht die Liebe unter den Menſchen erregen könne, zeigt ſich daher ganz deutlich: erſtlich, weil ſich dieſer nie auf einen beſondern Gegenſtand, ſondern, wenn er rege iſt, blos auf den, womit man ihn am leichteſten befriedigen kann, hinlenkt; zweitens, weil die Menſchen, bey denen dieſer Trieb am ſtärkſten wirkt, nicht am fähigſten ſind, wahre Liebe zu empfinden. Man könnte eher das Gegen-

Beweis, daß er ſich nicht durch den bloßen Geſchlechtstrieb erklären laſſe.

theil behaupten: denn nichts kann die Leidenſchaft wahrer Liebe gewiſſer im Keime erſticken, als wenn man in der Jugend den Reizungen jenes Triebes öfters und ohne Wahl nachhängt.

Ob man ſagen könne: daß Liebe blos daraus entſpringe, weil der Geſchlechtstrieb durch Schönheit auf einen Gegenſtand hingelenkt wird. Dieſes würde meine Meynung von dem Moraliſchen in der Liebe eher beſtätigen als umſtoßen.

Man wird ſagen, daß dieſer Trieb beſonders durch Schönheit auf einen Gegenſtand gelenkt und gefeſſelt wird. Das will ich annehmen. Aber was iſt Schönheit? Es wird mir leicht ſeyn zu erweiſen, daß jene phyſiſche noch unbekannte Anlage der Natur, wodurch die mehreſten Männer angetrieben werden, ein Weib vor allen andern zu lieben, ſich gerade hinter dieſes Wort verbirgt. Fürs erſte ſieht man wohl, daß der Eindruck der Schönheit phyſiſch iſt, und geſetzt alſo, ſie wäre es auch, die dem Geſchlechtstriebe jene beſtimmte Richtung auf einen Gegenſtand gäbe, ſo könnte man doch dieſe Anlage der Natur phyſiſch nennen. Aber Schönheit iſt ja keine Sache, die nach gewiſſen feſtgeſetzten Gründen auf die Sinne des Menſchen wirkt. Es iſt bekannt, daß jede Nation gewiſſe Beſchaffenheiten am menſchlichen Körper ſchön findet,

welche

welche andern gar nicht ſo ſcheinen. Aber auch das iſt nicht einmal genug, ſondern jeder Menſch hat hierin ſeinen beſondern Geſchmack; und was den einen bis in Himmel entzückt, läßt den andern ſo kalt wie Eis. Ich geſtehe zwar, daß Liebe höchſt ſelten für einen Gegenſtand rege werden wird, dem auffallende und jedes Auge beleidigende Mängel ankleben. Dieß würde dem phyſiſchen Liebestriebe augenſcheinlich entgegen wirken, und das ſoll das Moraliſche (wie ich es der Kürze halber nennen will) nicht thun, ſondern ihn nur leiten. Ich könnte hiebey wohl anführen, daß Männer, und nicht ſelten, in ſehr häßliche Frauensperſonen äußerſt verliebt werden; allein aus dieſer beſondern Erſcheinung will ich keinen Vortheil ziehen, ſondern zugeben, daß in allen dieſen Fällen andre Eigenſchaften, welche die hohe moraliſche oder geiſtige Ausbildung, wozu wir emporgeſtiegen ſind, uns hat kennen und ſchätzen lehren, dieſe Liebe veranlaßt haben, und daß der natürliche Menſch, der Wilde, vielleicht nie eine ſolche Liebe empfinden würde. Al-

lein das auffallend Häßliche ausgenommen, wird das Gefühl der Schönheit doch weiter gar keinen Regeln unterworfen ſeyn. Unter tauſend Männern wird jeder ſeine Geliebte haben, und jeder ſeine Geliebte für die allerſchönſte auf der Welt halten. Was heißt das ſonſt, als daß ſie alle durch einen gewiſſen unerklärlichen Reiz jeder nach einer Perſon ausſchließend hingezogen werden, um mit ihr die Freuden der Liebe zu genießen.

Die moraliſche Liebe gründet ſich nicht auf die entwickelte Kenntniß moraliſcher Vollkommenheiten.

Man muß ja nicht etwa glauben, weil man dieſer Empfindung den Namen moraliſche Liebe giebt, daß ſie ſich auf die Entwickelung moraliſcher Begriffe gründe, daß Menſchen dabey durch die moraliſchen guten Eigenſchaften des geliebten Gegenſtandes hingeriſſen werden, und zwar darum, weil, wenn der Eheſtand ein unverbrüchliches Bündniß und dabey glücklich ſeyn ſoll, die Uebereinſtimmung der moraliſchen Eigenſchaften durchaus nöthig iſt. Man könnte zwar leicht dadurch zu dieſer Meynung verleitet werden, weil ein ſolcher Liebhaber unter uns allemal ſeiner

Schönen alle möglichen moraliſchen Eigenſchaf⸗ten noch mehr wie alle phyſiſchen zuſchreibt. Es iſt dieß aber des Menſchen Gewohnheit, daß er durch ſehr ſchön klingende Gründe ſeine gar nicht darauf gebauten Leidenſchaften rechtfertigt. Indeß nicht nur die unbeſonnene Art, wie gemeinig⸗lich dieſe Leidenſchaft ſelbſt unter uns entſteht; ſondern noch mehr die Allgemeinheit des Ehe⸗ſtandes über den ganzen Erdboden, bey Natio⸗nen, die gar keine moraliſche Idee hatten, zeigt: daß der Grund der moraliſchen Liebe hierin nicht liegen könne, und daß nothwendig eine Natur⸗anlage dazu vorausgeſetzt werden müſſe. Ob dieſe Anlage nicht in jenem Gefühl des Schönen zu ſuchen iſt, davon noch kein Grübler einen Ver⸗nunftgrund hat ausfindig machen können, wel⸗ches wir in alle Gegenſtände, beſonders des Ge⸗ſichts, hineintragen, und welches unſtreitig den ganz nackten Wilden auf Neuholland bewegt, ſich zu putzen: das wage ich nicht zu beſtimmen; ſondern ich biete dieß als eine Muthmaßung tief⸗denkenden Männern zur Unterſuchung an. Mir

ſoll es genug ſeyn, wenn ich die Exiſtenz eines ſolchen allgemeinen Grundprinzips in der menſchlichen Natur wahrſcheinlich gemacht habe, wodurch der Menſch im Allgemeinen zu einer beſondern Verbindung mit einem einzigen Weibe, wenigſtens auf einmal, gezogen wird.

Die Ausbildung der Nationen hat dieſen Grundtrieb verſchiedentlich geformt. Vorzüge des Europäers hierin vor allen andern Menſchenſtämmen.

Uebrigens hat allerdings die moraliſche Bildung jedes Volkes dieſes Princip höchſt verſchiedentlich geformt, ſo wie das mit allen übrigen Anlagen der Natur geſchehen iſt. Man ſollte zwar glauben, es müßte überall eine ſehr vortheilhafte Wirkung für das weibliche Geſchlecht hervorgebracht haben. Allein ſo verhält ſich's doch nicht damit. Die Männer haben ſich an vielen Orten das Recht vorbehalten, über die Weiber nach Gefallen unter einander zu walten. Nach dieſer Einrichtung mußte der, der eines derſelben beſonders zu beſitzen wünſchte, ſich nicht an ſie, ſondern an den über ſie gebietenden Mann wenden. Folglich fühlte er ſich ihr für ihren Beſitz nicht verbunden; er wußte es ihr auch keinen Dank, und behandelte ſie dieſer Denkungsart ge-

mäß. Vor dem Joche hat alſo die moraliſche Liebe das Weib nicht geſichert; allein ſie exiſtirt darum doch bey den Nationen, die ihre Weiber unterjocht haben. Ganz hat der Ruf der Natur bey ihnen nicht können erſtickt werden. Die Araber, die Perſer, die Chineſer haben Liebesgedichte und Liebesgeſchichten, und das iſt ſchon genug, um jenes zu beweiſen. Indeß zeichnet ſich auch hier wieder der Europäer auf eine vorzügliche Weiſe aus. Der Funke, den die Natur in das Herz des Mannes legte, hat bey ihm allein keine wilde, unregelmäßige Glut hervorgebracht, die weder Ordnung noch Maaß kennt, wie bey faſt allen Völkern des Erdbodens; ſondern ein reines, dauerhaftes Feuer, das die höchſte Vernunft ſelbſt gut heißen, das dieſe nothwendig nachahmen muß, wenn ſie allein ohne Leidenſchaft eine Verbindung zwiſchen Mann und Frau ſtiften will. Nicht Ausbildung des Geiſtes, nicht reinere Religionsbegriffe haben dieß bey dem Europäer ächt celtiſchen Stammes hervorgebracht. Ein in den Wiſſenſchaften des

Orients wohl unterrichteter Türke iſt gewiß klüger; er weiß mehr über die Natur und über die Verhältniſſe des Menſchen, als ein gemeiner Mann bey uns. Er iſt aber in allem, was Betragen gegen das weibliche Geſchlecht betrifft, in Rückſicht auf das, was die Vernunft gut heißt, weit mehr zurück, als dieſer. Der Türke überläßt ſich zügellos allen ſeinen Einfällen; da hingegen der gemeine Europäer dem Wege zu wahrer Glückſeligkeit viel treuer bleibt. Zu keiner Zeit war die Welt roher, waren die moraliſchen Begriffe verſchrobner, als in unſern Ritterzeiten, und niemals würde doch das Edlere und das Feinere in der Liebe ſtärker empfunden, als damals. Endlich und zum Beweiſe, daß natürliche Anlage, und nicht Religionsgebot bey dem Europäer gewirkt haben, ſo war ſchon zu Rom der Eheſtand, der ſich auf unſre Art zu lieben gründet, ſo eingerichtet, wie anjetzt; und wurde dabey ſo heilig gehalten, daß man in fünfhundert Jahren kein Beyſpiel einer Eheſcheidung ſah. Da wir von andern europäiſchen Völkern keine ſo hoch

hinaufſteigenden hiſtoriſchen Monumente haben, ſo können wir von ihnen auch ſo etwas nicht behaupten; allein es läßt ſich errathen, daß im grauſten Alterthum die Liebe unter den andern Völkerſchaften in Europa eben ſo edel, und der ſich darauf gründende Eheſtand wenigſtens eben ſo heilig war.

Welches mag wohl Zweck u. Urſache dieſes Vorzuges des Europäers vor allen andern Nationen ſeyn?

Frägt man, woher es kommt, daß der Europäer ganz beſonders von der Natur ſo richtig geleitet worden iſt, und aus ihrem Kelche eine ſo vollkommne Miſchung von Sinnlichkeit und Geiſtigkeit in der Liebe erhalten hat, die für ihn das Glück derſelben ſo ſehr erhöht und verfeinert? ſo weiß ich darauf nichts zu antworten. Wäre es ausgemacht, daß Clima und Ordnung der Geburten in andern Welttheilen Vielweiberey gebieten; ſo könnte man das Mittel, wodurch dieß bewerkſtelligt worden iſt, wohl einſehen: aber der Grund und der Zweck dieſer Einrichtung wäre darum doch verborgen. Das iſt nicht zu läugnen, daß die Vielweiberey den Menſchen auf den allerunterſten Grad der Moralität in der

Liebe zurückhält. Sie hindert ihn zwar nicht, nach einem beſtimmten Gegenſtande gewaltig hingetrieben zu werden; aber ſie hindert ihn, ſich ſo lange an denſelben zu feſſeln, bis die gänzliche Gewohnheit des Zuſammenlebens gebildet iſt; ſie ſetzt ſeinen Begierden keine Schranken; ſie hält ihn nicht von ſo vielen, für ihn und für ſeine Familie nachtheiligen Ausſchweifungen in der Liebe ab. Alſo iſt hierin offenbar der Europäer viel glücklicher, als die Bewohner aller übrigen Welttheile. Denn auf dieſe Art von Liebe gründet ſich ſein Eheſtand, und auf dieſen ſeine Glückſeligkeit und ſeine Vorzüge, wie die Folge noch mehr entwickeln wird. Allein ich beſorge, man hält hier Wirkung für Urſache, und die Natur gebietet nicht darum Vielweiberey in andern Welttheilen, weil dort mehr Mädchen als Knaben geboren werden, ſondern es verhält ſich dort ſo mit den Geburten, eben weil da Vielweiberey herrſcht, wovon ſich leicht phyſiſche Urſachen angeben laſſen. Indeß kann uns die Entſcheidung dieſer Frage um ſo gleichgültiger ſeyn, da die Haupt-

ſache doch immer darin beſteht, daß wir unſre Vorzüge dankbarlich erkennen, nutzen und genießen.

Es wäre ſehr zu wünſchen, daß diejenigen, die ſo ſonderbar über die Weiber räſonniren, ſich ein wenig deutlicher erklärten. Meynen ſie wirklich, daß es der Vernunft angemeßner, für die menſchliche Vollkommenheit und Glückſeligkeit zuträglicher ſey, wie ein türkiſcher Paſcha in ſeinem Serail mit ſo vielen Frauensleuten, als man ernähren kann, zu leben; oder wenn man nur eine Frau auf einmal haben ſoll, ſie wenn man will zurückſchicken zu können? Oder glauben ſie, daß der Mann ſich der göttlichen Gabe der Vernunft gemäßer, und auf eine ſeiner eignen Glückſeligkeit zuträglichere Art betrage, wenn er ſich, nach einer wechſelſeitigen freyen Wahl, eine Frau nimmt, um mit ihr ſein ganzes Leben zuzubringen? Glauben ſie, oder glauben ſie nicht, daß dadurch in allem Betracht moraliſch beßre und vollkommnere Menſchen erzogen werden, als in jenen beiden andern Arten von Haushaltungen? Wenn ſie das nicht glau-

Die Frage, ob der Zuſtand der W unter uns geändert werden muß, beruht lediglich auf der: ob wir in Anſehung des Eheſtandes andre Grundſätze als die gegenwärtigen annehmen ſollen?

ben, ſo mögen ſie ihre Gründe vortragen, die wir Andersdenkenden prüfen wollen. Wenn ſie aber das ganze Syſtem des Eheſtandes bey uns nicht geändert wiſſen wollen, ſo begreife ich nicht, warum ſie mit der Art, wie bey uns die Weiber gehalten werden, hadern. Sie beruht doch lediglich auf dieſem Grunde, und kann ohne denſelben umzuſtoßen nicht geändert werden. Insbeſondre begreife ich dann nicht, was ihnen unſre jetzigen armen Romane und Schauſpiele gethan haben, um ein ſo grauſames Gericht über ſie ergehen zu laſſen, und ihnen alles Unglück und alles Sittenverderben beyzumeſſen.

Betrachtung der Frage von Schädlichkeit od. Nutzen der Romane. Ihre Menge unter uns iſt ein ſtarker Beweis unſers beſondern Hanges zur moral. Liebe.

Es iſt eine ganz beſondre Beſtätigung aller meiner bisherigen Ausſagen, daß nirgends auf der Welt, und zu keiner Zeit, die Dichtungsart, die wir Romane nennen, und die Methode eine moraliſche Liebe bey allen Schauſpielen zum Grunde zu legen, ſo allgemein geherrſcht hat, als in Europa, ſeitdem die altceltiſchen Völker, die es bewohnen, ſich nur einige Kenntniſſe der Wiſſenſchaften erworben haben. Wenn dieſe Werke

des menſchlichen Witzes nicht dadurch eine geheime Saite unſers Herzens richtig angeſchlagen hätten, ſo würden ſie nimmermehr einen ſo lauten und ſo allgemeinen Beyfall erhalten haben. Dieß beweiſet, daß die Romane gewiſſermaßen die Natur bey uns treulich ſchildern, wenn ſie eine ſolche Leidenſchaft der Liebe beſchreiben, die ganz allein auf einen Gegenſtand gerichtet, kein Glück und keine Zufriedenheit kennt, außer der Verſicherung des ewigen und ausſchließenden Beſitzes der geliebten Perſon; und welche, gleichwie jede andre Leidenſchaft, keine Ruhe hat, bis ihr Zweck erreicht iſt, da alsdenn eine immer vergnügte und zufriedne Ehe die Folge dieſer Befriedigung iſt.

Die Zahl der Romane iſt freylich unendlich. Unter dieſer ganz ungeheuern Zahl giebt es viele, die keine ſolche zärtliche und ſtandhafte Leidenſchaft ſchildern. Allein es ſchlagen doch bey weitem die allermehreſten dieſen Weg ein, und zwar beſonders diejenigen, deren Ruf deshalb am größten iſt, weil ſie den ſtärkſten und allgemeinſten

Daß der Ton der Romane u. Schauſpiele nicht von der Nachahmung franzöſiſcher Sitten herkomme, beweiſen die Engländer, welche die zärtlichſten Romane beſitzen.

Gegenwärtige Rechtfertigung derſelben, geht nur auf Romane dieſer Art.

Eindruck gemacht haben, und mit dem größten Vergnügen geleſen worden ſind. Auch würde man ganz falſch urtheilen, wenn man deshalb dieſe Dichtungsart als ein Kind der franzöſiſchen Galanterie und der glänzenden Einbildungskraft dieſer Nation anſehn wollte, weil uns von langer Zeit her die franzöſiſchen Romane am bekannteſten ſind. Die Nation, die am wenigſten die Franzoſen in ihrer Litteratur nachgeahmt hat, die am wenigſten mit dem ſchönen Geſchlecht tändelt; wo Ernſt, Beobachtung der Natur und treue Schilderung derſelben am mehrſten herrſchen, (ich meyne die Engländer) die beſitzt die Romane, wo moraliſche Liebe am ſtärkſten geſchildert wird, und bringt im gegenwärtigen Zeitalter noch am mehreſten dergleichen hervor. Dieß iſt ein ſichrer Beweis, daß hier Natur, und nicht Mode, nicht angenommener Ton, nicht affektirte Galanterie zum Grunde liegt. Da dieß aber auch der Geiſt iſt, der in allen unſern Schauſpielen, ſehr wenige ausgenommen, herrſcht; da, wenn vom Romanhaften die Rede

iſt, nur eine ſolche Empfindungsart verſtanden wird, ſo geht auch das, was ich hier zur Rechtfertigung der Romane vorbringen werde, auf alle die Schriften, die nach ſolchen Grundſätzen geformt ſind, aber auch nur auf dieſe allein.

Wenn ſolche Romane ſchädlich ſeyn ſollten, ſo müßte es von der Thorheit unſrer geſellſchaftl. Einrichtungen herrühren.

Sollten Schriften, die eine zärtliche, ſtandhafte und auf eine ewige Verbindung mit dem geliebten Gegenſtande abzweckende Liebe ſchildern, unter uns, wo Geſetze und Religion eine ſolche Verbindung gut heißen, Unheil ſtiften, ſo läge die Schuld offenbar nicht an dieſen Schriften, nicht daran, daß ſie von dem abwichen, was die Natur und eine geſunde Moral billigen; ſondern es müßte daher kommen, weil unſre geſellſchaftlichen Einrichtungen thöricht ſind, und dem zuwider laufen, was die Vernunft ſonſt ſehr gut heißen würde. Denn iſt es etwa nicht wahr, daß der Hausſtand die wahre und eigentliche Beſtimmung des Menſchen ſey, und daß der Menſch, blos nach ſeinem Herzen und durch wahre moraliſche Liebe angetrieben, ſich diejenige wählen ſollte, mit der er in dieſem Stande ſein Leben

hinzubringen gedenkt? Das kann, glaube ich, kein vernünftiger Menſch läugnen. Daß aber Deſpotismus, Aberglauben, Eitelkeit, und vor allen Dingen Begierde nach Geld, oder wie die allerliebſten Beſtimmungsgründe unſrer jetzigen Exiſtenz mehr heißen, Verhältniſſe hervorgebracht haben, die den Hausſtand nicht ſo angenehm, als er ſeyn ſollte, und den ledigen Stand vortheilhafter machen, oder welche die natürliche Wahlfreyheit der Menſchen in Anſehung ihrer Lebensgefährten beſchränken, und alſo jenem Triebe Gränzen ſetzen müſſen, dafür können die Romane nicht. Im Gegentheil, wenn ſie im Stande wären, dieſen Giften der menſchlichen Glückſeligkeit ihre Kraft zu benehmen, ſo würden ſie die Menſchheit beglücken.

Ob die Romane dem weibl. Geſchlechte eine zu hohe Meynung von ſeiner Wichtigkeit beybringen.

Der Verfaſſer des Buchs über die Weiber macht den Romanen einen ihm eignen Vorwurf, daß ſie nämlich dem weiblichem Geſchlechte eine zu hohe Meynung von ihrer eignen Wichtigkeit einflößen. Es iſt wahr, ſie ſchildern immer den Liebhaber als den, der ſich zuerſt um die Gunſt

ſeiner Geliebten bewirbt, und ſich am thätigſten beweiſet, um zu ihrem Beſitze zu gelangen. Allein das wäre doch wohl eine ſehr lächerliche und der Natur zuwiderlaufende Dichtung, wenn in den Romanen die Weiber ſich den Männern antrügen, und ihnen nachliefen. Denn dann wären ſolche Schriften wirklich ſchädlich, wenn ſie ſolche verkehrte und allen guten Sitten zuwiderlaufende Begriffe darſtellten; nicht aber, wenn ſie das beſchreiben, was die Natur verordnet hat und die Vernunft gut heißt.

Es wird aber ein ſolcher Moraliſt erwiedern, der Liebhaber betrage ſich gar zu ſonderbar um ſeine Geliebte; er zeige eine gar zu gewaltige Liebe gegen ſie, als wenn ohne ſie kein Glück und kein Stern mehr für ihn auf der Welt ſeyn könne. Hier liegt ein ganz ſonderbarer Irrthum zum Grunde.

Sie ſchildern das männliche Geſchlecht dem weibl. ſo wichtig, als uns das letztere, u. folglich hebt ſich die Wirkung auf.

Der Eindruck deſſen, was man lieſt, hängt von dem Geſichtspunkte ab, woraus man das Geleſene betrachtet; und da muß man nicht vergeſſen, daß der Punkt, woraus ein Frauenzim-

mer einen Roman anſieht, gar nicht eben der iſt, woraus ihn ein Mann betrachten wird. Entweder es kann jemand das Leſen eines Romans gar nicht aushalten, oder er ſetzt ſich in die Lage der für ihn intereſſanteſten Perſon. Dieſe Perſon iſt aber für beide Geſchlechter ganz verſchieden. Der Leſer wählt ſich natürlich den Helden, um mit ihm zu empfinden, und dann iſt ihm allerdings die Heldinn die große Angel, um die ſich alles dreht. Die Leſerinn kann ſich ja aber nur in die Lage der Heldinn verſetzen, und dann ſcheint ihr der Held das Hauptrad des ganzen Getriebes. Was können alſo wohl Romane in dieſer Rückſicht wirken? Nichts anders, als daß ſie uns das Weib, dem Weibe hingegen uns wichtig und intereſſant machen.

Wenn ſie indeß den Beſitz eines liebenswürdigen Weibes als die größte Glückſeligkeit des Mannes auf Erden ſchildern, ſo iſt ja das eine

Allein laßt uns das Schlimmſte annehmen, laßt uns ſetzen, die Weiber lernten aus den Romanen, daß der Beſitz eines hübſchen, klugen, guten und tugendhaften Weibes das höchſte Glück für den Mann iſt, und ſie fänden an dieſer Schilderung ein Vergnügen. Iſt denn dieſes ein ſo großes

Ge-

Geheimniß, wie der Freymäurer ihres, das ein jeder Mann mit Pythagoräiſcher Verſchwiegenheit in ſeinem Buſen einſchließen müßte? Welch Unglück kann aus dieſer Entdeckung entſtehn? Iſt die Sache etwa nicht wahr? Sobald man annimmt, daß der Eheſtand der höchſte Zweck der Natur für uns in dieſem Leben, und derjenige Stand iſt, um welchen alle übrigen da ſind, ſo kann jenes gar nicht geläugnet werden. Oder ſollten wir etwa ſo trunken von Eigenliebe ſeyn, daß wir, um den vermeinten Hochmuth des weiblichen Geſchlechts nicht zu erregen, behaupten wollten, der Eheſtand wäre nicht der Mittelpunkt, um den ſich die ganze menſchliche Welt bewegt: Gott und die Natur befohlen nicht, und hätten nicht alles dazu angelegt, daß darin der letzte Endzweck aller herrlichen Eigenſchaften, Thaten und Dinge, die je auf der Welt exiſtirt haben und exiſtiren werden, liegen ſolle? Streiten nicht unſre Krieger, von den größten Helden angeführt, blos darum, damit die übrigen Glieder der Nation ruhig bey Weib und Kind leben

Wahrheit, die nie schädlich ſeyn kann.

N

können? Und wenn ſie es ſchon gemeiniglich aus andern Bewegungsgründen thun, fühlen ſie nicht ſo ſehr, daß dieſer ſie dazu anfeuern ſollte; daß ſie ſich ſchämen, einen andern anzuführen, und immer ſagen, ſie ſtritten für ihr Vaterland? Arbeiten nicht die Fürſten, (wenn ſie arbeiten) ihre Miniſter, ihre ganze Finanz- Kameral- und Polizey-Dienerſchaft, damit jedermann ruhig und froh bey Weib und Kind leben könne? Und wenn ſie ſchon gemeiniglich, Mann, Weib und Kind zu tauſenden unglücklich machen, ſo beſchönigen ſie doch alle ihr Thun mit dieſem Vorwande. Richten nicht die Obrigkeiten, ſtudieren nicht die Advokaten, lernt nicht der Rechtsbefliſſne, und lehrt ihn nicht ſein Profeſſor auf der Univerſität blos darum, damit jeder Bürger des Staats ruhig bey ſeinem lieben Weibe leben könne? Rechnet nicht der Mathematiker, mißt nicht der Geometer, ſchleift nicht Herſchel Gläſer, und guckt nach den Sternen am Firmament, damit jeder Bürger in größerm Ueberfluſſe mit ſeiner Familie lebe? Ja, was noch mehr iſt:

behaupten nicht ſogar die neumodiſchen Kirchenlehrer, daß das ganze geiſtliche Heer, von dem unwiſſendſten Dorfküſter an, bis auf Michaelis, Kennikott und de' Roſſi blos darum leibet und lebet; ja daß Chriſtus ſelbſt blos darum hienieden gelehrt und den Tod gelitten hat, damit unter den chriſtlichen Völkern jeder Menſch die Freuden des Ehe- und Familienſtandes ruhiger und behaglicher genießen möge, als unter den nichtchriſtlichen? Wenn das nun wahr iſt; wie kann man behaupten wollen, daß der Beſitz eines geliebten Weibes nicht das höchſte Gut für den Mann iſt? Wie kann man Bücher darum für ſo erſtaunlich ſchädlich halten, weil ſie dieſe Wahrheit auf eine recht ſinnliche Art darſtellen? Nein! nein! Laßt es immer beide Geſchlechter wiſſen, daß für den Mann der Beſitz eines geliebten Weibes, und für das Weib der Beſitz eines liebenswürdigen Mannes das größte Glück auf Erden ſey. Dieſe Kenntniß einer unumſtößlichen Wahrheit kann unmöglich ſchädlich ſeyn. Oder wenn ein Moraliſt das meynt, ſo muß er

die Zeiten zurückwünſchen, wo frommer Betrug die Menſchen zu Sklaven des Aberglaubens machte, und behaupten, es ſey gut ſie zu betrügen. Dann iſt auch er würdig, ein Schamane zu ſeyn.

Nur die Falſchheit u. der Wankelmuth unſers Geſchlechts kann das Leſen von Romanen dem weibl. ſchädlich machen.

Alle Romane ſind gewiß nicht nützlich zu leſen. Aber warum ſollten denn die guten, und ſelbſt die mittelmäßigen, wenn ſie nur die Sitten nicht beleidigen, ſo viel Gefährliches für das weibliche Geſchlecht haben? Wenn das wahr iſt, ſo kann davon nur eine einzige Urſache angegeben werden. Dieſe beſteht in den ſchlechten Sitten und Grundſätzen des unſrigen. Männer mißbrauchen gar zu oft die ſanften Eindrücke, die zärtliche Herzensſtimmung, die dieſe Lektüre bey Frauensleuten hervorbringt, um ſie durch den Anſchein der Liebe unglücklich zu machen. Alle thun es zwar nicht mit dem Vorſatze, blos zu verführen. Aber wenn ſie ſchon lieben, oder das empfinden, womit ſo oft der Name Liebe geſchändet wird, ſo endigt ſich der Handel doch oft eben ſo, als wenn der Liebhaber blos auf Ver-

führung ausgegangen wäre; und auch dieſe Vergehungen fallen vorzüglich auf unſer Geſchlecht zurück. Denn den Redlichgeſinnten fehlt es doch am Ende an Standhaftigkeit, aufgenommene Verpflichtungen treu zu halten; und den Leichtſinnigen verleiten Wankelmuth und andre Leidenſchaften, dieſelben nicht zu achten. Dazu kömmt noch die Ungerechtigkeit, daß wir durch die ſeltſame Theorie unſrer Ehrengeſetze uns die Freyheit vorbehalten haben, dergleichen Treuloſigkeiten ohne Beſchimpfung begehn zu können. Das iſt die wahre Urſache, warum manch Frauenzimmer das Schlachtopfer einer romanhaften Zärtlichkeit werden mag. Beſäße unſer Geſchlecht die Standhaftigkeit, die Redlichkeit, die Treue, die uns gemeiniglich in Romanen beygelegt wird, ſo wäre das Leſen dieſer Bücher dem weiblichen weiter nicht ſchädlich. Daß die Weiber daraus eine zu hohe Meynung von ihrer Wichtigkeit bekommen ſollten, iſt ein bloßes Hirngeſpinnſt. Im Roman hängt das Glück des Helden von dem Beſitze der Heldinn ab, das iſt wahr, und

ſie iſt das Ziel aller ſeiner Gedanken. Allein auch er iſt der Gegenſtand aller ihrer Wünſche, alſo iſt das gegenſeitig. In der Welt zeigen freylich wohlgezogene Mädchen nicht ganz deutlich, wie es ihnen über dieſen Punkt ums Herz iſt. Allein der Roman entwickelt ja das Innre des Herzens der Perſonen, und da ſieht man, wie oft Mädchen heftiger lieben, als ſie es ausdrücken. Daher nimmt auch ſo mancher Thor unter uns die Einbildung, daß Frauensperſonen heftig in ihn verliebt ſind, die oft gar nicht daran denken, und man könnte vielleicht mit mehrerm Grunde behaupten, daß dieſe Lektüre uns, als die Weiber, eitel macht. Ueberhaupt muß ich indeß über dieſen Punkt bemerken, daß der Einfluß ſolcher Bücher bey Perſonen, die in der Welt leben, viel geringer iſt, als man glaubt. Wenn man junge Leute einſperrt, die Mädchen in Klöſtern erzieht, und ſie leſen dann Romane, ſo können dieſe einen tiefen Eindruck machen. Sonſt werden beide Geſchlechter weit mehr durch das gebildet, was ſie ſehen, hören und

wirklich empfinden, als durch das, was ſie leſen.

Einen ſo einſeitigen Vorwurf machen indeß wenige Schriftſteller dieſer Art von Schriften. Dahingegen werfen ihnen ſehr viele vor, daß ſie beiden Geſchlechtern ſchädlich ſind, und es iſt daher Zeit, auch dieſes zu unterſuchen. Die Hauptbeſchuldigungen, die man gemeiniglich gegen ſie vorbringt, beſtehen, meyne ich, in folgendem. Erſtlich, daß ſie die Leidenſchaften zu ſehr rege machen. Zweitens, daß ſie romanhafte Ideen einflößen, und dadurch junge Leute oft ins Unglück ſtürzen, oder ſie wenigſtens verhindern, ihr Glück zu machen. Drittens, daß ſie manchen Fehltritt veranlaſſen, der zwar ſehr gegen die guten Romanregeln iſt, wozu ſie aber doch Gelegenheit geben. Laßt uns ſehn, in wie fern dieſe Sätze gegründet ſind.

Hauptvorwürfe, die man den Romanen macht.

Romane machen Leidenſchaften rege! Wenn Stoiker ſo ſprächen, die von dem Menſchen verlangen, daß er keine Leidenſchaft empfinde, ſondern alles nach den erhabenſten Geſetzen der Ver-

Erſte: Sie erregen zu ſehr die Leidenſchaften.

nunft thue, ſo würde ich Zuſammenhang darin finden. Allein wenn das ſolche behaupten, die immer Güte und Sanftheit des Herzens, Mitleiden gegen Dürftige, oder andre ſolche eben auch leidenſchaftliche Beſchaffenheiten predigen; dann ſcheint mir das ſonderbar. Diejenigen, die dem Menſchen nicht alle Leidenſchaften rauben wollen, können blos die Schilderungen unerlaubter Leidenſchaften für gefährlich halten. Allein wer kann wohl behaupten, daß Liebe eine unerlaubte Leidenſchaft ſey? Wenn eheliche Liebe etwas höchſt gutes iſt, wie kann denn die auf Ehe abzweckende Liebe etwas Böſes ſeyn? Man wird doch wohl nicht den Worten der prieſterlichen Einſegnung, oder dem älterlichen Gebote eine Zauberkraft zuſchreiben, wodurch ſie Liebe ſchaffen könnten, wo keine vorher da wäre? Will man alſo nicht etwa aus der Welt eine Herrnhutiſche Geſellſchaft machen, ſo kann Liebe, welche Ehe zur Abſicht hat, nicht als eine böſe und gefährliche Leidenſchaft angeſehen werden. Es wird aber in guten Romanen die Liebe blos aus

dieſem Geſichtspunkte dargeſtellt, und alſo läßt ſich's nicht begreifen, was die Schilderung einer ſo höchſt natürlichen und unſchuldigen Leidenſchaft Böſes und Sittenverderbliches an ſich haben könnte; zumal da ſie dort in dem Lichte ihrer höchſten moraliſchen Vollkommenheit vorgetragen wird.

Aber hier nimmt man ſeine Zuflucht zum zweiten Vorwurf, und ſagt: Junge Leute werden dadurch für die Liebe zu empfänglich; ſie verlieben ſich, und verſäumen darüber ihren Beruf, und was noch ſchlimmer iſt, entweder ſie meynen es ehrlich, und machen eine unbeſonnene Heirath, die ſie verhindert, ihr Glück zu machen, oder ſie müſſen ſich von ihrer Geliebten trennen, und dann zerrüttet das oft ihre und des Mädchens Ruhe und Glückſeligkeit.

Zweiter: Daß ſie jungen Leuten romanhafte Ideen beybringen, u. ſie dadurch ins Verderben ſtürzen.

Da möchte ich nun wohl fragen, was heißt das, ſein Glück machen? Heißt das ein Amt bekommen, welches das Jahr ſo und ſo viel einträgt, oder überhaupt ſich ein gewiſſes anſehnliches Einkommen verſchaffen? Aber damit iſt

Was das heißt: Sein Glück machen.

man ja oft ſehr unglücklich. Soll es dagegen wirklich ſo viel heißen, als ſich glücklich machen, ſo muß man jeden ſich nach ſeiner eignen Weiſe glücklich machen laſſen, ſonſt wird es niemals jemand werden. Was ſchadet es, wenn derjenige, der einmal Hof- und Regierungsrath werden könnte, ſich mit einem andern kleinen Dienſte begnügt, um ſeine Geliebte zu beſitzen? Kann er dabey nicht eben ſo glücklich und vielleicht noch viel glücklicher ſeyn? „Wenn er ſich aber recht „befleißigte, ſo könnte er es viel weiter bringen, „und ſeinen Nebenmenſchen und dem Staate „wichtige Dienſte leiſten.“ Mit dem Dienſte leiſten an ſeinen Nebenmenſchen iſt es ſo eine Sache. Durch Application ſucht man ſich ſelbſt am meiſten zu dienen, ſonſt würde man ſich wohl um des lieben Nächſten willen ſo viel Mühe nicht geben. Und ſolcher Leute, die den Nebenmenſchen in guten und einträglichen Aemtern dienen, finden ſich immer eine ganze Menge, ſo daß der Abgang nicht leicht merklich iſt. Außerdem iſt es auch gar nicht ausgemacht, daß ſo eine Liebe

jemanden vom Wege der Application zurückhalten müſſe? Bey dem, der ſonſt Talente hat, kann ſie ſehr leicht eine ganz entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen. Ueberhaupt aber, wenn von jungen Leuten in den Jahren der brauſendſten Leidenſchaften die Rede iſt, ſo ſtudieren die doch ſelten viel. Alsdenn kann man von denen, die nicht wirklich verliebt ſind, ganz ſicher annehmen, daß ſie ihre Zeit noch auf eine ſchädlichere Art verderben, und ſich deswegen über den Verluſt derſelben bey denen, die wirklich lieben, tröſten.

Dritter: Fehltritte der Romanenleſer. Dieſe kann man den Romanen nicht zurechnen, da ſie ihnen vielmehr entgegen arbeiten; ſondern man kann ſicher glauben, die Gefallnen würden ohne dieß gefallen ſeyn.

Was den dritten Punkt anbetrifft, ſo mag wohl manchen Liebenden die unbezwingliche Natur einen ſchlimmen Streich ſpielen: und indeß es im Sonnenlichte reiner Liebe flatterte, mag wohl manches Paar zärtlicher Ikaruſſe einen ſchrecklichen Sturz auf die Erde gethan haben. Allein wie man dieß den Romanen zuſchreiben könne, iſt mir unbegreiflich. Sie ſchildern ja eine ganz andre Art von Liebe, wenigſtens diejenigen, von denen hier allein die Rede ſeyn kann,

und empfehlen immer, zumal dem weiblichen Geſchlechte, den hohen Werth der Tugend. Auch bin ich überzeugt, daß alle Romanenleſerinnen, die gefallen ſind, auch ohne Romane gefallen wären, und vermuthlich viel gröber, viel tiefer. Iſt es denn etwa gewöhnlich, außer unter der niedrigſten Klaſſe des Volks, die gewiß keine Romane lieſt, daß Mädchen fallen? Das iſt gewiß ſehr ſelten, und ich vermuthe ſehr, daß das Romanenleſen gerade an dieſer Seltenheit groſſen Antheil hat, und daß ehemals, ehe das weibliche Geſchlecht unter uns las, eine ſolche Begebenheit viel häufiger ſtatt fand. Uebrigens wenn es geſchieht, und wenn überhaupt bey der Lektüre zärtlicher Romane etwas zu beſorgen iſt, ſo gereicht es unſerm Geſchlechte zum Nachtheil und zur Schande, nicht aber dem weiblichen. Ein Mädchen wird leicht von einem Liebhaber bethöret, ihn für viel treuer und zärtlicher zu halten, als er iſt; und in dieſem Vertrauen läßt ſich dann und wann eine von ſeinem Ungeſtüm über die Gränzen der Tugend fortreißen. Aber warum

giebt es Betrüger unter uns, die der Ruhe und dem Glücke des weiblichen Geſchlechts ſo verderblich ſind? Welche Gefahr hätte es wohl damit, wenn es nicht unter uns verſtellte und treuloſe, oder leichtſinnige Menſchen gäbe. Man muß die Schuld nicht auf die Romane werfen, ſondern auf jener ihre Falſchheit, und zum Theil auf unſer ganzes Geſchlecht, das ſeine Uebermacht auch hierin mißbraucht, um eine ganz ſonderbare Ehrengeſetzgebung gegen das weibliche zu erfinden. Wenn der, welcher Frauenzimmer betrügt, und ſich in dem, was er dieſen verſpricht, wankelmüthig bezeigt, eben ſo mit der allgemeinen Verachtung beſtraft würde, als der, welcher einen Gulden ſtiehlt, wenn es auch noch ſo liſtig geſchehen wäre, oder der Eigenthümer des Guldens noch ſo viel Gelegenheit zum Stehlen deſſelben gegeben hätte; (und doch ſind Ehre und Reputation gewiß mehr werth, als ein Gulden) ſo würde das eine ſo wenig geſchehn, als das andre.

Den Romanen kann es auch nicht zur Laſt gelegt werden, daß manches Mädchen den falſchen und treuloſen Liebhaber dem redlichern aber nicht ſo zärtlich ſcheinenden vorzieht.

Auch das kann den armen Mädchens nicht als ein Unverſtand, und den Romanen nicht als die Urſache davon angerechnet werden, wenn ſich welche durch Heucheley einer zärtlichen und aufrichtigen Liebe hintergehen laſſen, und ſelbſt hier oft den Betrüger dem ehrlichen aber nicht ſo künſtlich handelnden Manne vorziehen. Wie mancher für ſehr weiſe gehaltne Mann zieht nicht zu einer wichtigen Stelle den ſchlechten Menſchen, weil er ſchmeicheln und heucheln kann, oder weil ihn äußerliche, glänzende Eigenſchaften an ihm blenden, dem biedern Manne vor, der dieß alles nicht kann oder beſitzt. Fromme Leute zumal ſind dem Betruge von Religionsheuchlern erſtaunlich ausgeſetzt. Wer tadelt ſie aber deswegen, oder gar die Bücher, durch die ſie fromm wurden? Freylich opfert dabey das arme Mädchen ſich und ihre Glückſeligkeit auf, wovor ſich der fromme Mann gemeiniglich hütet; aber das macht jenes deshalb nicht ſtrafbarer. Und wie kann man den Romanen einen Vorwurf deshalb machen, daß ſie zärtliche und

treue Liebhaber ſchildern? Warum legt man es nicht andern Büchern, worin rechtſchaffne Menſchen geſchildert werden, zur Laſt, daß ſie manchen Menſchen verleiten, ſich Schurken anzuvertrauen? Oder ſollen wir etwa immer die Geſchichte eines Cartouche, Mandrin, Lipstullian ꝛc. leſen? Indeß giebt es doch noch Romane die Menge, die das Beyſpiel falſcher Tugend vorſtellen, und die Kunſt zeigen, dieſe von der wahren zu unterſcheiden.

Ob die Romane den Vorwurf verdienen, daß ſie eine falſche Welt ſchildern.

Man macht den Romanen noch einen Vorwurf, der eben ſo nichtig iſt: den nämlich, daß ſie ein falſches Bild der Welt ſchildern, und dadurch junge Gemüther in tauſend Irrthümer ſtürzen, beſonders in denjenigen, daß ſie ſich Ideale von Menſchen bilden, die nicht exiſtiren. Dadurch wird denn das arme Mädchen oder der arme Jüngling verleitet, in denen Perſonen, die ihnen gefallen, ſolche Ideale zu ſuchen, und ſich dann für unglücklich zu halten, wenn ſie ſich darin betrogen finden. Das Unheil, das daraus entſpringen ſoll, ſtellt man als mancherley vor;

und daher will ich mich nicht darauf insbeſondre einlaſſen. Ich begnüge mich mit der Frage: Seit wenn man es Büchern als ein Verbrechen anrechnet, Ideale von Vollkommenheiten darzuſtellen? Hat man es den Stoikern je vorgeworfen, daß ihr Weiſer ein unerreichbares Ideal von Tugend wär? Die einzige Vollkommenheit einer Romanſchilderung, die ſich Menſchen nicht geben können, iſt Schönheit. In dieſer findet aber kein Betrug ſtatt. Die kann jeder an dem Gegenſtande, den er vor Augen hat, nach eigner Empfindung ſchätzen. Die übrigen Zierden kann jeder, wenn er will, erlangen, und es iſt nicht Fehler des Romans, ſondern Fehler der Menſchen, wenn die Realität von den Idealen verſchieden iſt.

Alle dieſe wahren oder eingebildeten Fehler wiegen die guten Romane dadurch auf, daß ſie das Gefühl der moral. Liebe ſtärken, erhöhen und ausbreiten.

Alle dieſe Fehler wiegen die guten Romane durch eine Eigenſchaft auf, die ſie immer ſchätzbar machen muß, und die wohl verdient, aus einander geſetzt zu werden. Ich habe zwar geſagt, die Natur habe urſprünglich und mit eigner Hand etwas in das Herz des Mannes gelegt, das ich

mäch-

moraliſche Liebe genannt habe; man würde mich aber unrecht verſtehn, wenn man glaubte, es ſey dieß die Fähigkeit, vorzüglich durch die moraliſchen Eigenſchaften eines Gegenſtandes dazu bewogen zu werden, ihn zu lieben. Nichts weniger als das. Es iſt weiter nichts, zumal bey unſerm Geſchlechte, als eine ganz beſondre Leitung des Geſchlechtstriebes auf einen einzigen Gegenſtand. Ich habe blos behauptet, daß man ſich die Ehe, die man bey allen, auch den barbariſchſten Völkern gefunden hat, allein aus dieſer Uranlage erklären kann. Sobald indeß die Ehe, und zwar nach unſern europäiſchen Grundſätzen, eingeführt geweſen iſt, hat jeder, auch der roheſte Menſch, einſehen müſſen, daß die Glückſeligkeit derſelben hauptſächlich auf der Gemüthsart des andern Theils beruhete; und dieſer Begriff hat ſich erweitert, je nachdem die Menſchen mehrere Entwickelung der moraliſchen Anlagen, und mehrere Einſichten in die moraliſchen Beſchaffenheiten ihres Weſens erhalten haben. Auf die Art hat ſich die moraliſche Liebe,

ſo wie überhaupt die Kenntniß der Moral vervollkommt; und körperliche Reize haben aufgehört, eine ſo erſtaunlich große Rolle in der Liebe zu ſpielen, als ehemals. Das iſt nun wohl gewiß als ein Vorzug anzuſehen, oder man müßte den Menſchen um deſto vollkommner halten, je mehr er ſich dem Thiere nähert. Im Orient und in faſt allen übrigen Welttheilen, wo das weibliche Geſchlecht ſo tief herabgeſetzt worden iſt, hat ſich die moraliſche Liebe nicht über die unterſte Stufe erhoben. Der Menſch kann dort wohl einen Gegenſtand allen andern in der Liebe vorziehen; allein ſeine moraliſchen Eigenſchaften kommen dabey gar nicht in Betrachtung. Auch ſteht ein dortiger Paſcha unter ſeinen Weibern nicht viel höher auf der Weſenleiter, als ein Hirſch im Walde mit ſeinen Kühen. Bey uns aber iſt es ganz etwas anders. Eine ganze Menge Menſchen haben ihre Ideen ſo veredelt, daß dumme und verächtliche Schönheit keinen Eindruck auf ſie machen kann. Selbſt das Volk kennt und ſchätzt bey uns die Eigenſchaften des Verſtandes

und des Herzens, und wie viele Mädchen haben dieſen nicht allein ihr Glück zu verdanken; wie viel mehrere werden in ihrer eignen Wahl durch dieſe Eigenſchaften geleitet, ſo daß ſie den redlichern und klügern Liebhaber, dem blos gefallendern vorziehen! Wer das nicht unter die Vorzüge rechnen will, mit dem kann ich ſchwerlich diſputiren, das geſtehe ich; denn wir denken über die erſten Gründe verſchieden. Bey dieſer Entwickelung der Ideen iſt es aber gegangen, wie bey allen andern. Die Anlagen der Menſchen haben eine jede Wiſſenſchaft hervorgebracht; ein jeder hat ſie um etwas erweitert, und ſobald die Kunſt zu ſchreiben vorhanden geweſen iſt, hat man dieſe Erweiterungen in Schriſten bekannt gemacht. Allein die Schriſten haben auch die Wiſſenſchaft vollkommner gemacht, und zumal unter Menſchen verbreitet, welche ſie ſonſt niemals erlernt oder wenigſtens nicht ſo gut gelernt haben würden. Auf dieſe Art haben nun auch die Romane gewirkt. Aus der Anlage zur moraliſchen Liebe unter uns ſind ſie entſtanden.

Weil unſer Eheſtand, unſre Art die Weiber zu behandeln, uns viel fähiger zu einer erhöhten Moralität in der Liebe macht, ſo haben ſich ſo viele Menſchen unter uns gefunden, die Romane geſchrieben haben: allein hinwiederum haben die Romane ganz erſtaunlich viel zur Verbreitung und Erweiterung dieſer Moralität beygetragen. O wer dieſes nicht einſieht, wer nicht ſieht, welchen Einfluß auf Ehe- und Familienglück unſre Romane haben, der iſt wahrlich ſehr kurzſichtig!

Doch es iſt Zeit, daß ich dieſen Betrachtungen hier ein Ende mache, und nun unterſuche, was die durch unſre Anlagen und daraus erfolgten Verfeinerungen, ſo wie jetzt beſchaffne Liebe, in Anſehung der gegenſeitigen Verhältniſſe beider Geſchlechter, für Wirkungen hervorbringt.

In der Liebe hat man zu betrachten, ihren Anfang, ihren Fortgang und ihr Ende.

Gedoppelter Anfang der Liebe.

In Anſehung des Anfangs der Liebe könnte man, falls einer dieſe Leidenſchaft in ein Syſtem bringen wollte, eine gedoppelte Art deſſelben an-

nehmen. Nach der einen entſtünde ſie durch einen plötzlichen ſehr ſtarken Eindruck, der faſt immer durch körperliche Reize bewerkſtelligt wird; der andre durch eine zufällige und nur durch die Wiederholung allmählig gewirkte Regung, welche dagegen faſt immer von allen körperlichen Reizen unabhängig iſt, und dieſen nicht ſelten zuwiderläuft.

Hauptunterſchied beym Anfange der Liebe zwiſchen beiden Geſchlechtern.

Hier iſt aber ein Hauptunterſchied zwiſchen beiden Geſchlechtern zu bemerken. Das Weib darf dem Manne in keinem Lande ſeine Liebe antragen, ſondern muß warten, bis dieſer ihm ſeine Neigung bezeugt, und Gegenneigung verlangt. Es muß alſo in der natürlichen Anlage des Weibes etwas ſeyn, wodurch dieſes innerhalb dieſer allgemeinen Schranken gehalten wird. Die Weiber empfinden die Eindrücke der phyſiſchen Liebe nicht ſo ſtark; folglich ſind ihre Sinne nicht ſo leicht in Regung zu ſetzen; und es kömmt vielleicht daher, daß vorzüglich der Eindruck ſchon reger Triebe die ihrigen erwecket. Iſt dieß aber bey ihnen phyſiſche Anlage, ſo läßt ſich's

wohl begreifen, wie es die darauf gegründete moraliſche Liebe bey ihnen auf eine ähnliche Art modifiziren kann.

Plötzliche Eindrücke können ſelten ſo erſtaunlich heftig ſeyn, als ſie ſonſt häufig in Romanen geſchildert wurden.

Sonſt war in den Romanen die Wendung ſehr gebräuchlich, daß der Held die Heldinn irgendwo zu ſehen bekam, und von ihren Reizen bey dieſem bloßen Anblicke ſo gefeſſelt ward, daß er ſie von dieſem Augenblicke an bis in den Tod liebte. Beyſpiele von ſehr heftigen, ſchnellen Eindrücken hat man wohl; aber nur wenig Menſchen ſind von der Beſchaffenheit, daß ſie auf einmal ſo gewaltig erſchüttert werden. Wenn alſo dieſer erſte Eindruck eine lange Zeit ohne alle Wiederholung bliebe, ſo glaube ich, daß er nur ſehr ſelten von langer Dauer ſeyn würde. Aber folgendes geſchieht doch ſo oft, daß man es als den gewöhnlichen Fall anſehen kann. Es ſieht nämlich ein Mann ein Frauenzimmer, deſſen Geſtalt und Weſen ihm ausnehmend gefällt. Eben daher ſucht er ſie wieder zu ſehen, und bemüht ſich, die Gelegenheit dazu zu finden. Durch dieſe Wiederholung erhält hernach dieſer erſte Ein-

druck diejenige Stärke, die er nach dem Charakter deſſen, der ihn empfängt, erhalten kann. Oft aber auch geben gewiſſe Begebenheiten, oder auch der bloße häufige Umgang, Anlaß zur Entdeckung gewiſſer auf das Herz Eindruck machender Eigenſchaften, wodurch man Liebe zu einem Gegenſtande gewinnt, den man vorher ſehr gleichgültig angeſehen hatte. Es verſteht ſich, daß ich hier von wahrer Liebe rede, und nicht von ſolchen Verbindungen, die blos die Sinne oder das Bedürfniß, aus Langerweile Liebe zu ſpielen, beſchäftigen, weil gewiſſe zufällige Umſtände gerade Gelegenheit dazu geben. Uebrigens iſt unter allen ſolchen Eindruck machenden Eigenſchaften keine fähiger das Herz zu rühren, als die Empfindung einer Zuneigung gegen uns von Seiten des andern Theils; und dieſe hat oft Liebe für eine Perſon veranlaßt, für die man ſonſt nicht geglaubt hätte, welche empfinden zu können. Da es ſogar gewiß iſt, daß Liebe nicht ohne Hofnung in einem Herzen entſteht, ſo ſcheint das ein beſondrer Reiz dazu zu ſeyn, wenn die Hof-

nung durch einen Keim von Neigung bey dem andern Theile belebt wird. Im Allgemeinen läßt ſich behaupten, daß bey dem weiblichen Geſchlechte Liebe gemeiniglich auf die zweite, bey dem unſrigen aber auf die erſte Art entſpringt.

Ob Schönheit im Allgemeinen auf die Weiber eben ſo, als auf uns Eindruck macht?

Zwar glaube ich, daß Schönheit eben ſowohl einen vortheilhaften Eindruck auf das weibliche Geſchlecht macht, als auf uns; aber doch wohl nicht leicht bis auf den Grad, eine Leidenſchaft anzufachen, wenn dieſer Eindruck nicht durch Aeußerungen von Liebe unterſtützt wird. Das verſteht ſich blos im Allgemeinen; ſonſt hat wohl Schönheit manchmal Leidenſchaft in weiblichen Herzen erregt, ohne alle andre Anreizung: allein doch immer ſelten, und gewiß noch viel ſeltner, in ganz unverdorbnen, vorher nicht ſchon irrgeführten Seelen. Die allgemeine Meynung und Denkungsart beſtätigt es, daß die Weiber von der Natur darnach geſchaffen ſind, nur durch Veranlaſſungen zur Liebe bewegt zu werden, und zwar vorzüglich durch den Anblick der heftigſten von ihnen erregten Liebe. Ob ſchwächere Sinn-

lichkeit, oder eine beſondre Zartheit der Empfindungen Schuld daran ſind, das wage ich nicht zu entſcheiden. Allein daß ihnen dieſe Herzensgüte viel Ehre macht, bleibt eine ewige Wahrheit. Sie ſollte uns durchaus in unſern Liebesäußerungen behutſamer machen. Zum allerwenigſten müßte ein Schriftſteller nicht ſo unbillig ſeyn, ihnen vorzuwerfen, daß ſie einen Mann, der ſich für ihren Liebhaber erklärt, mit andern Augen anſehn, als ſie vorher thaten. Dieß iſt wirklich ſehr oft eine bloße Wirkung von Gutmüthigkeit. Wenn es aber auch bloße Eitelkeit wäre, ſo frage ich: ob ſie nicht natürlich iſt? Ich frage: ob nicht jeder Schriftſteller, wenn ihm ein Mann ſeine Werke lobt, ihn mit ganz andern Augen betrachtet, als vorher.

Daß das W. geneigt iſt, dem ſchönſten unter ſeinen Liebhabern den Vorzug zu geben, kann ihr nicht zum Vorwurfe gereichen.

Sollte indeß das weibliche Geſchlecht geneigt ſeyn, unter mehrern Liebhabern dem Schönſten ihre Gegenliebe zu ſchenken, ſo wäre das wohl Geſetz der Natur, und könnte als ſolches keinen Grund zum Tadel abgeben. Selbſt dann, (ob es ſchon bey weitem nicht immer der Fall iſt,)

wenn Schönheit oder andre glänzende Eigenſchaften es verblenden, eine verſtellte Liebe für wahr zu halten, und daher den biedern, aufrichtigen, im Grunde verdienſtvollern Liebhaber nachzuſetzen; ſo kann man ihm das nicht als einen großen Fehler anrechnen. Schlimm genug, daß es unter uns treuloſe Menſchen giebt. Zudem kann verſtellte Liebe oft ſtärker ſcheinen, als wahre. Wenn aber auch hier äußerliche und zufällige Vorzüge oft Verblendung wirken ſollten, kömmt es uns zu, dieß an dem Weibe bitterlich zu rügen? Wie leicht werden wir nicht berückt! Nicht allein in der Liebe, wo wir uns oft aus den unbedeutendſten Kleinigkeiten einbilden, von Frauenzimmern beſonders geſchätzt zu werden, und hinter ihnen herlaufen, zu ihrem und der ganzen Welt Hohne. Sondern auch aus Eitelkeit, im Umgange mit unſerm eignen Geſchlechte, ziehen wir faſt immer den reichen und vornehmen Dummkopf oder Nichtswürdigen, wenn er für gut findet, uns ein wenig verſtellte Achtung zu bezeigen, dem viel ſchätzbarern geringen Men-

ſchen vor. Ja wie oft opfern nicht ſelbſt Gelehrte, die doch Weiſe ſeyn ſollten, Wahrheit und Rechtſchaffenheit dieſem Eitelkeitstande auf?

Im Fortgange der Leidenſchaft reißt der Mann d. Weib immer mit ſich fort, u. gemeiniglich weit über die Gränzen, die es ſich ſelbſt geſetzt hat.

In dem Fortgange der Leidenſchaft iſt beſonders der Ungeſtüm zu bemerken, womit der Mann das Weib faſt immer mit ſich fortreißt, bis der Roman ſeine Endſchaft erreicht. Hat letzteres einmal Gegenliebe gezeigt, oder erklärt, ſo iſt des Weitertreibens kein Ende, und das von der Natur nachgiebig geſchaffne Weib kann faſt keine Schranken finden, die feſt genug wären, um ſich daran zu halten. Von Natur iſt eben dieſer Ungeſtüm ein Zeichen heftiger Liebe, und alſo kann ſich das Weib ſchwerlich erwehren, ihn dafür anzuſehen, und ſich an deſſen Anblicke zu ergötzen, wodurch es denn gemeiniglich bis über alle ſich ſelbſt geſetzten Gränzen hinausgetrieben wird. Leider ſind unſre geſellſchaftlichen Einrichtungen Schuld daran, daß es ſich hierin häufig und zu ſeinem größten Unglücke betrügt. Zu deſſen Entſchuldigung muß man bemerken, daß Liebe eine völlig natürliche Leidenſchaft iſt, daher

ich ſie hier mit Recht unabhängig von allen bürgerlichen und religiöſen Einrichtungen betrachte. Man muß auch einſehn, daß dieß Gefühl zwey Liebende gegen einander gleichſam in den Stand der Natur verſetzt, und ihnen ſchwerlich erlaubt, ihre Handlungen nach allen jenen Bedenklichkeiten zu überlegen. Daher kömmt es, daß unverbundene Perſonen gemeinen Standes es eigentlich gar nicht begreifen können, warum jemand in der Welt, oder gar unſer Herr Gott, über ihre wechſelſeitigen Liebkoſungen böſe seyn, und ſie deswegen ſtrafen könnte, und daß ſie ſich ſo wenig dagegen verwahren. Indeß, da junge Frauenzimmer von einigem Stande ſo ſelten Fehltritte begehen, ſieht man deutlich, daß das Weib im Allgemeinen eine große Gewalt über ſeine Leidenſchaften hat, und der Stimme der Vernunft nicht nur ſelbſt Gehör giebt, ſondern ſie ſo ſtark auf ihr Herz wirken läßt, daß ſie oft ſelbſt unſern Ungeſtüm dadurch zurückhält; denn ſonſt müßten die Beyſpiele gefallner Mädchen in allen Ständen viel häufiger ſeyn, als ſie wirklich ſind.

Eiferſucht in der Liebe iſt dem Menſchen vermuthlich natürlich.

Vielleicht wird man ſich wundern, daß ich noch nichts von einer faſt beſtändigen Begleiterinn der Liebe, von der Eiferſucht geſagt habe. Sie ſcheint dem Menſchen ganz natürlich, und hängt höchſt wahrſcheinlich genau mit dem zuſammen, was die moraliſche Liebe, das heißt, die beſtimmte Neigung auf einen Gegenſtand, bey ihm erzeugt. Vielleicht iſt ſie eine bloße Folge deſſelben. Denn wenn man einen Gegenſtand allein liebt und verlangt, ſo will man auch allein von ihm geliebt werden. Daß hernach dieſe Leidenſchaft durch geſellſchaftliche Einrichtungen, durch religiöſe oder andre Grundſätze, und endlich durch den perſönlichen Charakter eines jeden Menſchen verſchiedentlich ausgebildet wird, das iſt natürlich; und es hat damit eben die Bewandniß, als mit allen übrigen Naturtrieben des menſchlichen Geſchlechts.

Zwiſchen Mann u. W. muß man dreyerley Arten von Eiferſucht unterſcheiden.

In dem Buche über die Weiber wundert ſich der Verfaſſer darüber, daß die Männer bey uns hauptſächlich auf den Körper eiferſüchtig ſind, und ganz beſonders nur ein Unglück fürchten, wel-

ches er an und für ſich für ſo vielbedeutend nicht anſieht. Das kömmt daher, weil er dieſen Gegenſtand nicht genau genug betrachtet hat. Eiferſucht iſt eine Leidenſchaft, die ſich viel weiter ausbreitet, als auf das Verhältniß beider Geſchlechter zu einander. Wenn man ſie aber auch blos in dieſer Rückſicht betrachtet, ſo muß man dreyerley Arten derſelben unterſcheiden; nämlich Eiferſucht aus Liebe, Eheſtandseiferſucht, und Eiferſucht aus Eitelkeit. Die erſte kömmt zwar hier vorzüglich in Betrachtung, iſt aber gewiß die ſeltenſte, wenigſtens höchſt ſelten rein und mit letzter unvermiſcht, deswegen man ihre Merkmale, ihre Aeußerungen und ihren Gang nicht recht genau angeben kann. So viel kann man ſicher behaupten, daß ſie die Natur der Liebe, aus der ſie entſpringt, ſelbſt annimmt. Wenn dieſe blos ſinnlich iſt, ſo kann ſie nichts anders als den Körper beabſichten. Bey uns dürfte das der Fall desjenigen ſeyn, der eine feile Dirne unterhält, und alſo nicht haben will, daß ſie einem andern das überlaſſe, was ſie ihm theuer

verkauft. Allein wenn die Liebe durch ausgebildete moraliſche Empfindungen veredelt iſt, ſo veredelt ſie eben ſo die Eiferſucht. Das heißt, wer ſeine Geliebte ſchätzt, der weiß, daß zwiſchen der erſten Liebesäußerung bis zur letzten Gunſt eine weite Kluft befeſtigt iſt, und daß letztere ohne Liebe nie hingegeben wird. Folglich denkt er an dieſe gar nicht in ſeiner Eiferſucht, ſondern nur daran, daß nicht ein andrer die Neigung ſeiner Schönen von ihm ablenke, weil er, ſo lange das nicht geſchieht, vor jedem Unfalle ſicher iſt.

Im Eheſtande kann man drey Fälle annehmen; entweder man liebt ſeine Frau noch, oder man liebt ſie nicht mehr, ſondern die Liebe hat ſich in Freundſchaft und Achtung verwandelt, oder man hat ſie nie geliebt, und iſt nur durch gemeinſchaftliches Intereſſe mit ihr verbunden. Im erſten Falle wäre die Eiferſucht Liebeseiferſucht. Allein dieſer Fall wird doch immer der ſeltnere ſeyn, weil eine befriedigte Leidenſchaft ſich nothwendig mit der Zeit verändern muß, und die Beſchaffenheit der unbefriedigten nicht immer

fort an ſich haben kann. Wenn nun aber dieſe Liebe die innigſte Freundſchaft und Achtung geworden iſt, ſo findet, ſo lange die Achtung nicht verletzt wird, keine Eiferſucht ſtatt; und wodurch kann die anders verletzt werden, als durch ſtrafwürdige Handlungen? Folglich kann alsdenn der Mann, wenn ihm der Gedanke von Eiferſucht einfällt, nichts als dergleichen von ſeinem Weibe beſorgen. Genommen kann ihm die Frau nicht mehr werden, aber verderbt, und das nur auf eine Art; folglich fürchtet er das auch allein. Wenn er aber weder Liebe noch Freundſchaft, noch einmal Achtung gegen das Weib hegt, da iſt die Eiferſucht recht eigentlich Eheſtandseiferſucht, und geht lediglich darauf, daß man nicht genöthigt ſey, fremde Kinder als die ſeinigen zu erziehen. Auch da kann man für nichts als für den Körper beſorgt ſeyn.

Indeß wird faſt niemals eine von dieſen Eiferſuchtsarten rein und unvermiſcht, ſondern immer mehr oder weniger mit Eitelkeitseiferſucht tingirt ſeyn, und dieſe wird ganz ſeltſame Er-

ſcheinungen hervorbringen. Im Eheſtande kann letztere auch auf nichts gehen, als auf den Körper, welches aber doch eine zu delikate Materie iſt, um die Urſachen davon aus einander zu ſetzen. Es ſey genug zu ſagen, daß ſo lange der nicht mit im Spiele geweſen iſt, ſo kann das Verfahren des Weibes immer blos Kokketterie oder Spaß von ihrer Seite geweſen ſeyn, die für den Mann nichts demüthigendes hat.

Ueber Eiferſucht u. Liebe bey dem weibl. Geſchlechte läßt ſich hier nichts gewiſſes vortragen.

Folgende Fragen zeigen ſich wohl meinem Geiſte. Welch Geſchlecht iſt am heftigſten zur Eiferſucht überhaupt, und zu welcher Art von Eiferſucht am mehreſten geneigt? Allein ich wage ſie nicht zu beantworten, ſo wenig als die: welches Geſchlecht am heftigſten und zärtlichſten zu lieben im Stande iſt? Rouſſeau wirft dem weiblichen vor, daß es nicht recht heftig lieben kann. Sollte etwa einer meynen, ich müßte dieſem Schriftſteller hierin beypflichten, weil ich behauptet habe, der Trieb des weiblichen Geſchlechts zum phyſiſchen Genuß ſey ſchwächer, als der unſrige, ſo irrt er ſich. Es folgt daraus gar nicht, daß das

Moraliſche dieſer Leidenſchaft in weiblichen Herzen nicht eben ſo ſtark und ſtärker ſeyn könnte, als in den unſrigen. Ich begnüge mich indeß damit, einige Bemerkungen hieher zu ſetzen, woraus man ſehen kann, wie ſchwer dieſe Fragen ſich entſcheiden laſſen. Wenn die moraliſche Empfindung der Liebe dadurch verſtärkt wird, daß ſie ſich auf die moraliſchen Eigenſchaften des geliebten Gegenſtandes gründet, ſo kann leicht das Weib ſtärker moraliſch lieben, als der Mann. Denn ſowohl zum Eheſtande, als auch ſelbſt zur Liebe, muß ſie weit mehr auf das Moraliſche des Mannes, als dieſer auf das ihrige ſehen. Er kann darauf rechnen, daß das liebende, das beſiegte Weib ſich ſeinem Charakter anſchmiegen wird; das kann letzteres aber gar nicht von ihm erwarten. Auch in der bloßen Liebe braucht das Weib Redlichkeit, Verſchwiegenheit und tauſend andre Tugenden, die ſie an ihrem Liebhaber finden muß, wenn ſie nicht unglücklich ſeyn will. Indeß iſt es doch auch möglich, daß ein Geſchlecht, welches gezwungen iſt, alle Aeußerungen

dieſer Leidenſchaft ſo ganz in ihrer Gewalt zu be- halten, die Empfindungen derſelben eben dadurch am Ende abſtumpft. In Anſehung der Eifer- ſucht aber muß man bemerken, daß außer den drey angegebnen Quellen derſelben, die Weiber noch eine eigne ſehr wichtige haben, die fähig iſt, gewaltige Aeußerungen zu veranlaſſen; und die iſt, der dringendſte eigne Vortheil. Daher ent- ſteht bey ihnen eine Eigennutz-Eiferſucht, die bey uns höchſt ſelten ſtatt findet, und wie heftig dieſe oft wirken müſſe, kann man ſich vorſtellen. Wo alſo außer der Liebe und der Eitelkeit noch der Eigennutz dieſe Leidenſchaft erzeugen kann, da muß ihr Spiel viel verſchiedner, viel ſtärker ſeyn, ohne deshalb auf eine ſtärkere Kraft der Liebe ſchließen zu dürfen. Allein, wie geſagt, für einen Mann iſt es vermeſſen, hierüber etwas beſtimmen zu wollen.

Wendung, die die Liebe nach befriedigter Leidenſchaft bey beiden Geſchlechtern nimmt.

Wenn ich die Endſchaft der Liebe ohne Aus- nahme in die Befriedigung derſelben ſetzte, ſo thäte ich unſerm Geſchlechte einen gar zu großen Schimpf an. Denn ihm iſt es allein eigen, nach

dem Genuſſe gleichgültig, ja ſogar mürriſch und verdrüßlich zu werden; da das Weib hingegen darnach zärtlicher und ergebner wird. Dieß iſt ein auffallender und urſprünglicher Unterſchied bey beiden Geſchlechtern. Er entſpringt aus der Natur der Sache. Das Weib hat das koſtbarſte hingegeben, was es hatte. Man vergeſſe nie die Wahrheit der herrlichen Verſe Catulls:

> Ut flos in ſeptis ſecretus naſcitur
> hortis etc.

Es iſt für ſie von dem Augenblicke an vielleicht ein Zuſtand entſtanden, welcher der allerelendeſte ſeyn würde, wenn ihr Beſieger ſie verließe. Alſo in allen Verhältniſſen entſteht aus dieſem Schritte Abhängigkeit für das Weib; hingegen Unabhängigkeit für den Mann, der nun alles willig erhält, was er wünſcht, und alſo um nichts mehr zu flehen und zu bitten braucht. Viele Männer ſind undankbar genug, das nicht zu erkennen, ihrem Inſtinkte nach befriedigter Leidenſchaft zu folgen, ſo wie ſie vorher thaten, und folglich aus gefälligen, bittenden Weſen Tyran-

nen zu werden. Dieß macht gemeiniglich auch, daß ſie, um den Vorwürfen, die ihnen das zuziehen muß, zu entgehen, kurz nach der Befriedigung den vorher verfolgten Gegenſtand fliehen. Aber doch handeln bey weitem nicht alle, auch nicht einmal die mehreſten Männer alſo. Da das Verlangen die Vergnügungen der Liebe erhöhte, ſo dauert daſſelbe noch bey einem langen Genuſſe fort, zumal wenn dazu gute Eigenſchaften und Geſchicklichkeit des Weibes, ſich in die Launen des Geliebten zu finden, hinzukommen, und das Feuer in ſanfter Regung zu erhalten wiſſen. Hat dieſes aber ſo lange gedauert, bis die Kette der Gewohnheit des Zuſammenlebens geſchmiedet iſt, ſo iſt der Mann völlig gefeſſelt, und jede Furcht, ſein Herz zu verlieren, überſtanden. Aber die Charaktere ſind verſchieden, und von der Beſchaffenheit derſelben iſt bey uns die Dauer der Liebe gar zu abhängig.

Welch Geſchlecht mehr zur Untreue u. zur Veränderlichkeit in der Liebe geneigt iſt.

Beide Geſchlechter werfen ſich wechſelſeitig Untreue und Veränderlichkeit vor. Dieſer Streit iſt ſchwer zu ſchlichten. Des Weibes ei-

gentliche Liebe fängt oft erſt dann an, wenn es ſich völlig ergeben hat. So lange das nicht geſchehen iſt, da ſie ſchwächer liebt, da ſie gewohnt iſt, ihre Empfindungen mehr in ihrer Gewalt zu haben, ſo iſt ſie dann wohl auch zur Veränderlichkeit mehr geneigt, als der Mann, wenn ſich einer findet, der ihr beßre Bedingungen anbietet. Hingegen wenn ſie ſich nachher verändert, ſo kömmt es wohl gemeiniglich daher, daß ſich der Liebhaber, ehe er das erhielt, was er wünſchte, als ein ganz andrer Mann zeigte, wie nachher. Kein Wunder, wenn der Anbeter ein Gebieter wird, daß das Weib, welches glaubt, allem was ſie für ihn gethan die Krone aufgeſetzt, und ſeine Dankbarkeit mehr als jemals verdient zu haben; ihre Liebe in Verdruß verwandelt, ſich freut, wenn ſie von ihm loskömmt, und einen andern Verehrer erhält, der ihr die Süßigkeiten des Verlangens wieder empfinden läßt. Wenn wir billiger verführen, ſo würden wahrſcheinlich, da ſchon anjetzt ſo viele Weiber beſtändig bleiben, noch wenigere ſich wan-

kelmüthig zeigen. Die Pflicht der Treue in der Liebe übertritt indeß vermuthlich der Mann häufiger als das Weib, vermöge ſeiner ſtärkern Sinnlichkeit, verbunden damit, daß die Folgen ſolcher Vergehungen für ihn in allem Betracht von geringer Bedeutung ſind. Dieſer letzte Punkt gehört indeß mehr in das Kapitel vom Eheſtande.

Wirkung unſrer geſellſch. Einrichtungen in dasjenige, was wir Liebe nennen. Harte Grundſätze, nach welchen wir das weibliche Geſchlecht behandeln.

Ich habe hier die Liebe im Allgemeinen betrachtet, nach ihren Erſcheinungen, zufolge der natürlichen Anlagen, unter Menſchen, wo das Weib als ein freyes Weſen gehalten wird. Es bringen aber unſre geſellſchaftlichen Einrichtungen große Veränderungen darin hervor. Die hauptſächlichſte iſt die, daß Stand und Vermögen ſo ſehr eine Hauptrolle im Reiche der Liebe ſpielen. Beide trennen Liebende, oder ſolche, die ſich ſehr zärtlich lieben würden, und verbinden dagegen nach Liebesart die, welche ſich in der That nicht lieben, auf ſo mancherley Weiſe in erlaubte und unerlaubte Banden, daß der größte Foliante ihre Auseinanderſetzung nicht faſſen würde. Dieß

erzeugt ſehr große und mannichfaltige Unordnungen. Es entſteht daher, Liſt und Betrug in wahrer und in verſtellter Liebe. Ganz läßt ſich zwar dieß Uebel nicht ausrotten; denn der Menſch kann zur urſprünglichen Gleichheit des Standes, und noch vielweniger des Vermögens, nicht zurückgebracht werden, und dieſe beiden Vorzüge werden immer ein großes Spiel der Leidenſchaften erzeugen. Allein es wäre doch ſehr gut, wenn wenigſtens die Geſetze dieſe Einrichtungen nicht noch durch ihre Heiligung verſchlimmerten. In den Augen dieſer müßte in allem, was Liebe betrifft, der Mann ein Mann, und das Weib ein Weib ſeyn, ohne alle Rückſicht auf Stand oder Vermögen: was die geſetzgebende Macht hierüber feſtſetzt, müßte ſie in der größten Allgemeinheit ausdrücken. Dann würde gewiß ein anſehnlicher Theil dieſer Unordnungen wegfallen. Dem ſey indeß wie ihm wolle, ſo bringen doch Rang und Geld eine Menge Erſcheinungen hervor, wovon wir gemeiniglich dem weiblichen Geſchlechte die Schuld zurechnen, und

über deſſen Verderbtheit klagen, die man aber vielmehr dem unſrigen, als der Quelle aller geſetzlichen und ſittlichen Anordnungen, zuſchreiben müßte. Unter andern iſt es gewiß unbillig, daß wir uns das Recht des Angriffs ganz und unumſchränkt vorbehalten, und einen Scherz aus der faſt ungebundnen Ausübung deſſelben machen; und dagegen die Mühe und die Sorge der Vertheidigung gänzlich dem ſchwächern weiblichen Geſchlechte überlaſſen. Wenn dann einige bey dieſem Kampfe von außen und von innen unterliegen, und entweder die Regeln der Zucht und Ordnung, oder die Pflicht der Treue übertreten; ſo werden ſie nicht nur durch die natürlichen Folgen ihres Fehlers beſtraft, ſondern man tadelt und verruft die armen Gefallnen, und noch obendrein das ganze Geſchlecht. Die Geſellſchaft, ohne dem Laſter Aufmunterung zu geben, müßte ihre Strafen gleicher vertheilen, und ſo wie bey Streitigkeiten, dem wahren Urheber der Unordnung ihren Unwillen am mehreſten empfinden laſſen. Zumal müßten die Geſetze nach-

giebiger ſeyn, und in der Liebe nichts ſtrafen, als Uebertretungen natürlicher, nie aber conventioneller Pflichten.

Doch ich beſorge, daß ſo vernünftige geſellſchaftliche Einrichtungen noch lange fromme Wünſche bleiben, und daß unſre Vorurtheile noch zu feſte ſitzen, um ſo bald ausgerottet zu werden.

Von der Art, wie die Charaktere der Menſchen die Liebe modifiziren.

Ueber die Art, wie die Liebe durch die beſondern Charaktere der Menſchen modifizirt wird, läßt ſich, meiner Meynung nach, eher etwas Beſtimmtes ſagen, als über die allgemeine Natur dieſer Leidenſchaft bey beiden Geſchlechtern. Unter dieſen Charakteren müſſen wir zu allererſt diejenigen bemerken, die einer wahren Liebe nicht fähig ſind. Es können die Urſachen, die dieß bewerkſtelligen, verſchieden ſeyn: zwey davon kann man aber als die vorzüglichſten anſehen. Die erſte beſteht in einer gar zu großen, es ſey natürlichen oder künſtlich erweckten Thätigkeit des Selbſttriebes; die andre in der Gewohnheit an blos ſinnlichen Genuß. Daher kömmt es, daß faſt alle Menſchen, die von Jugend auf bis

in ihr reifes Alter herein, in Armuth gelebt, und fürs tägliche Brod haben arbeiten müſſen, die Liebe nicht kennen. Denn die Natur hat immer bey ihnen den Selbſttrieb in der größten Spannung erhalten, weshalb ſie an kein Verlieben denken konnten, und auf die Art endlich die Fähigkeit dazu verloren haben; da die Jugend allerdings die Zeit iſt, wo heftige Liebe empfunden werden muß. Eben das iſt der Fall bey denen, die von Jugend auf von nichts gehört haben, als von Geld, oder von Glück machen, und wobey dieſe Lehren tiefe Wurzeln gefaßt, oder welche von der Natur einen überſchwenglichen Ehrgeiz und eine gewaltige Habſucht erhalten haben, und Tag und Nacht auf nichts denken, als wie ſie ſich emporſchwingen wollen. Alle dieſe Leute wiſſen ſelten etwas von Liebe. Was ſie etwa dem ähnliches empfinden, ſind ſo ſchwache Regungen, daß ſie auf ihre Exiſtenz keinen merklichen Einfluß haben. Die andre Klaſſe von Menſchen iſt wo möglich noch unglücklicher, noch mehr zu bedauern; denn ſie iſt noch

mehr herabgewürdigt. Starker Hang zur Wolluſt, oder unglückliche Veranlaſſungen, ſchlechte Erziehung, und Mangel an eben dieſer Galanterie, gegen die ſo mancher Schriftſteller mit Unrecht deklamirt, ſtürzen eine Menge Menſchen entweder auf ſchändliche Abwege, die ſie gegen das andre Geſchlecht gänzlich unempfindlich machen, oder in die Arme ſolcher Geſchöpfe, wo ſie das ſogleich finden, was ſie allein kennen und verlangen. Wie elend dieſe ganze Gattung von nicht liebenden Menſchen iſt, das läßt ſich nicht ſchildern. Die einen macht ihr Laſter und der Schlamm, worin ſie ſich wälzen, auf tauſend Arten unglückſelig; und die andern werden es durch ihre Selbſtſucht, die ihnen weder Ruhe noch Zufriedenheit läßt.

Selbſtſucht mit Hang zur Wolluſt vermiſcht erzeugt den Verführer.

Aus den Anlagen zu dieſen beiden Klaſſen entſteht das gefährlichſte aller Weſen für das weibliche Geſchlecht, ich meyne den Verführer. Ein ſolcher Menſch iſt unfähig etwas anders zu lieben, als ſich ſelbſt, hat aber phyſiſche Triebe, die er befriedigen will, und zu viel Geſchmack,

als daß ihm der Gegenſtand dazu gleichgültig ſeyn ſollte. Er wählt ſich alſo einen Gegenſtand, der ihm anſteht, oder ihm am gelegenſten iſt. Dieſen verfolgt er, bis er das, was er verlangt, von ihm erhalten hat. Aus Mangel aller moraliſchen Empfindungen wird er ihn bald überdrüßig, und richtet dann ſein Augenmerk bald auf einen andern. Wenn man nur diejenigen zu dieſer Klaſſe zählen wollte, die der Roman der Clariſſe Anlaß gegeben hat, Lovelace's zu nennen, ſo würde ihre Zahl gering ſeyn. Denn es wird nicht ein jeder, der Luſt dazu hat, ein Lovelace. Dazu muß die Natur beſondre Anlagen gegeben haben, ſonſt wird nichts aus dem Projekte. Man muß aber auch die dazu rechnen, die Rang und Vermögen dazu anwenden, ſich die Befriedigung ihrer Lüſte zu verſchaffen. Dieſe mag die Natur ausgerüſtet haben, wie ſie will, ſo verfehlen ſie ihren Zweck ſelten, weil in der That das Verführungsmittel zu ſtark, und faſt außer Proportion mit dem iſt, was dadurch beabſichtiget wird. Für eine Schwachheit, (denn

die Natur erkennt es doch für nichts als dieſes) wird einer Frauensperſon gleich ein Befriedigungsmittel ihres heißeſten Wunſches, er beſtehe worin er wolle, angeboten. Das arme Geſchöpf kann die böſen Folgen einer ſolchen Schwachheit nicht einſehn, und unterliegt alſo freylich der Verſuchung, wodurch ſie hernach oft ſo unglücklich wird. An wem liegt aber die Schuld? Unſtreitig an dem Verführer, den allgemeine Verachtung als einen verabſcheuungswürdigen Menſchen ſtrafen ſollte, und auch würde, wenn ächte Galanterie unter uns noch exiſtirte. Die Geringſchätzung des ſchönen Geſchlechts, die Vernachläßigung und Verachtung ihres Umganges dient zu nichts, als die Männer von der moraliſchen Liebe abzuwenden, und ſie, da die Natur ihre Rechte nicht verliert, auf das phyſiſche hinzuſtoßen. Uebrigens iſt dieſe Klaſſe nicht ſo klein, als man glaubt, da es dergleichen Menſchen in allen Ständen giebt.

Der ſüße Herr und der Flatterhafte dür-

Zwey Dinge muß ich indeß bemerken, um allen Mißverſtand zu vermeiden. Unter die Men-

ſchen dieſer letzten Klaſſe muß man weder den ſüſ-ſen Herrn rechnen, der mit allen Frauenzimmern ſchöne thut, keine aber ernſtlich verfolgt. Dieſer iſt ein blos lächerliches, aber ganz unſchädliches Geſchöpf. Eben ſo wenig gehört hieher der Flat-terhafte. Der Eindruck, den ein Frauenzim-mer auf dieſen macht, iſt nicht geheuchelt, er iſt nur nicht dauerhaft, und wird leicht durch einen andern verdrängt. Da dergleichen Menſchen keine Beharrlichkeit haben, um einen nur etwas ſchwer zu erlangenden Gegenſtand zu beſiegen, ſo finden ſie nur Eingang bey eben ſo leichtſinnigen Geſchöpfen, als ſie ſelbſt; und daher ſind ſie der menſchlichen Geſellſchaft nicht ſehr gefährlich. Meine zweite Bemerkung beſteht darin, daß man ſich die hier entworfenen Charaktere nicht als ſo ſchneidend vorſtellen muß, daß dadurch die Menſchen in ſolche Klaſſen abgetheilt würden, wie ſie in Stände abgetheilt ſind. Nein, ein beſtändiger, durch das ganze Leben hindurch fort-geführter Charakter iſt überhaupt eine große Seltenheit. In dieſem Punkte aber noch mehr,

ſen zu dieſer Klaſſe nicht gerechnet werden.

als in allen andern; weil die Liebe blos eine Periode des menſchlichen Lebens einnimmt. Umſtände und Neigungen zwingen die Menſchen, bald auf dieſe, bald auf jene Art zu handeln. Ich habe hier nur im Großen die Gränzlinien dieſer Arten angeben wollen, um ihren Werth oder Unwerth deutlich zu machen, und beſonders die Quellen woraus ſie, oder die einzelnen dahin einſchlagenden Handlungen der Menſchen entſpringen. Zumal iſt meine Abſicht dahin gegangen, zu zeigen, wie vortheilhaft ſich diejenige Gemüthsart auszeichnet, die den Menſchen zu einer dauerhaften moraliſchen Liebe fähig macht, und wie unrecht diejenigen haben, die die Bücher, welche dieſe Fähigkeit verſtärken, ſo herabwürdigen.

Einfluß der weibl. Charaktere in ihre Art zu lieben. Die Zahl der blos ſinnlich liebenden W. iſt viel geringer, als die Zahl ſo geſinnter Männer.

Ich müßte nun wohl zur Schilderung der weiblichen Charaktere in Anſehung der Liebe übergehen. Allein das iſt ein ſchweres Unternehmen. Indeß will ich verſuchen, das hierüber zu geben, was ich vermag. Giebt es wirklich Weiber, die von der Liebe gar nichts kennen, als den

phy-

phyſiſchen Genuß, und ſich dieſem eben ſo zügellos ergeben, als manche Männer? Wahrſcheinlich: allein wegen ihrer ſehr geringen Anzahl ſind ſie doch offenbar als weibliche Ungeheuer anzuſehen, die man gar nicht in Anſchlag bringen, geſchweige denn mit der Menge ſo geſinnter Männer vergleichen kann. Wenn man auch alle die unſeligen Geſchöpfe dazu rechnen wollte, die ein Gewerbe mit ihrem Körper treiben, ſo hätte man nicht nur unrecht, (denn Verführung, Faulheit, Noth und andre ſolche Urſachen, ſtürzen den größten Theil derſelben, bey einem nur mäßigen Hang zur Wolluſt, in dieſen Abgrund,) ſondern man würde die Gleichheit nicht einmal heraus bringen. Das kann man ſonnenklar beweiſen. Der Lebensunterhalt dieſer Geſchöpfe hängt ja doch von den Mannsperſonen ab, die nichts anders als blos phyſiſchen Genuß bey ihnen ſuchen; ſo lange ihr Gewerbe geht, leben ſie ſehr gut und bequem, und deshalb müſſen gewiß viele Mannsperſonen zum Unterhalte eines einzigen ſolchen Weibes beytragen: alſo iſt es klar, daß, ſo groß

man auch ihre Anzahl annehmen mag, dieſelbe doch wenigſtens eine zwanzigfache Anzahl von gleichgeſinnten Mannsperſonen vorausſetzt.

Das weibliche Geſchlecht beſitzt im höchſten Grade die Gabe, Liebe zu heucheln; und dieß iſt durchaus nothwendig, ob es gleich einige Ungelegenheiten nach ſich zieht.

Warum fällt es ſelbſt beobachtenden Männern ſo ſchwer, von der Empfindungsart des weiblichen Geſchlechts in der Liebe zu reden? Weil dieß Geſchlecht im allerhöchſten Grade die Gabe beſitzt, Liebe zu heucheln. Dieſe wirft man den Weibern vor, und beſchuldigt ſie deshalb einer Verſtellung. Aber wie kurzſichtig iſt das geurtheilt! Wie wollten ſie denn ſonſt, da ſie den ſich antragenden Liebhaber erwarten müſſen, auf dieſer Welt beſtehen können? Wird der ſich antragende Liebhaber immer der ſeyn, nach dem die Natur und der geheime Zug ihres Herzens ſie hinlenkt? Sie ſind gezwungen ſich einem Manne zu ergeben, der durchaus geliebt ſeyn will. Wenn ſie nun ihre Gunſtbezeugungen nicht anders als nach Maaßgabe ihrer innern Empfindungen ertheilen könnten, wie wollten ſie mit dem Manne leben, dem ſie ſich zu ergeben durch Vernunft und Ueberlegung, nicht aber durch innre Liebe

genöthigt wurden? Allein ſo wie alles Gute, ſo führt auch dieſes, ſo höchſt nöthig als es iſt, ſeine Ungelegenheiten mit ſich. Es macht, daß ſie oft ihrem wahren Geliebten untreu werden, und noch vielmehr, daß ihre Pflichtstreue an ſtarken Verſuchungen ſcheitert. Wenn nur wahre moraliſche oder phyſiſche Liebe ſie zur Untreue bewegen könnte, ſo wäre die Zahl der treuloſen Weiber noch viel geringer als ſie ſeyn mag. Allein ſie geben oft ohne Liebe, ohne Trieb, blos um gewiſſe Abſichten zu erreichen, das hin, was Vernunft und Pflicht ihnen geböten ſorgfältig zu bewahren, und was ſie auch leicht gegen alle Reizungen der Natur verwahren würden.

Daraus folgt, daß es ſchwer zu beſtimmen iſt, wenn und wie das Weib liebt.

Aus allen dieſem folgt, daß ſich's ſchwerlich ſagen läßt, wenn und wie das Weib liebt; und eben ſo wenig, welche Erſcheinungen in der Liebe dieſer oder jener weibliche Charakter hervorbringt. Im ledigen Stande legt ihnen die Sorge für ihren guten Namen, und die Begierde bald einen Mann zu finden, als das einzige für ſie paſſende Verſorgungsmittel, tauſenderley Zwang

auf, und wenn ſie verheirathet ſind, ſo entſpringt ein gleicher Zwang aus ihrer Pflicht, aus dem Charakter ihres Mannes, aus ihren Verhältniſſen; ſo daß man unter tauſend Weibern kaum eine antrifft, von der ein andrer ſagen könne, ob, und wen und wie ſie geliebt hat. Auch daraus kann man ihnen keinen Vorwurf machen, denn es iſt ein Zeichen, daß ſie eine ſtarke Anhänglichkeit gegen das haben, was ihnen die geſunde Vernunſt zur Pflicht macht. Daran iſt freylich ihre ſanftere Gemüthsart ſchuld, und eine geringere Heftigkeit ihrer Leidenſchaften, und beſonders der Liebe. Aber ſehr unbillig wäre es, wenn man deshalb den Werth dieſer unter ihnen ſo allgemeinen und löblichen Gemüthsart herabſetzen wollte. Will man ſich überzeugen, daß es ihnen zum wahren Verdienſte angerechnet werden muß, ſo betrachte man die Klaſſe von Menſchen, die ihre Macht und ihr Vermögen in den Stand ſetzen, jeder Neigung zu folgen. Wie viel giebt es nicht große und kleine Herren, welche die Rollen eines Tibers auf der Inſel Capräa ſpielen!

Ja wie viele Männer giebt es nicht, die ohne allen wahren Trieb zum Böſen, dem Verlangen darnach dennoch nicht entſagen können, und aus bloßer verderbter Einbildungskraft alle Geſetze der Vernunft übertreten! So viel und noch mehr Reize zur Liebe müßte doch, dächte ich wohl, ſelbſt das kälteſte Weib beſitzen; wie viel mehr alſo andre, nicht ſo unempfindliche! Und doch wie viel Weiber giebt es, denen alle Wege zum Laſter offen ſtünden; die reich, mächtig, unabhängig ſind, und alſo jeder böſen Folge der Wolluſt ausweichen könnten, und die den Reizungen derſelben dennoch widerſtehen! Da alſo das Weib durchgängig ſo geneigt iſt, der Stimme der Vernunft zu folgen, ſo iſt ſie auch wahrſcheinlich im allgemeinen mehr für moraliſche als für phyſiſche Liebe empfänglich. Ihr wird das Vergnügen geliebt zu werden mehr gelten, als jedes andre, und ſie wird gern den erhören, der ihr zeigen wird, daß er ſie am unbegränzteſten liebt, wenn er außerdem fähig iſt, ihr einigermaßen zu gefallen.

Man wirft den Weibern Kokètterie, als einen Fehler vor, der alle aufwiegt, die man uns nur Schuld geben kann.

Das iſt es eben, wird ein guter Beobachter ſagen. Man lobe noch ſo ſehr die Anhänglichkeit des weiblichen Geſchlechts an guten Ruf, an Anſtändigkeit, an Zucht und Ordnung. Sie beſitzen eine Eigenſchaft in der allergrößten Allgemeinheit, die zwar für ſie der wahre Gegengift gegen die unſerm Geſchlecht vorgeworfnen Laſter ſeyn mag; die aber im Grunde eben ſo ſchlimm iſt, wenigſtens eben ſo ſchlimme Folgen nach ſich zieht, indem faſt alle Weiber eben auch darüber das vergeſſen, was Pflicht und Vernunft gebieten. Wenn nun jemand fragen ſollte, wie dieſer ſchreckliche Fehler heiße, ſo wird man antworten: — Kokètterie. In wie fern dieſer Vorwurf gegründet iſt, will ich unparteyiſch unterſuchen.

Von dem Fehler müßten deutſche Weiber frey geſprochen werden, da der Name deſſelben fremd iſt.

Suchte ich nicht Wahrheit, wollte ich blos überreden, ſo könnte ich mich leicht aus dieſer Schwierigkeit ziehen. Ich dürfte mich nur auf folgenden, allgemein als wahr anerkannten Satz berufen, daß wenn eine Sache in einer Sprache einen fremden Namen hat, ſo iſt ſie in dem Lande

nicht einheimiſch, ſondern nur allenfalls von der Nation, aus deren Sprache der Name genommen iſt, dahin gekommen. Daraus könnte ich folgern, daß Koketterie ein unter deutſchen Weibern urſprünglich unbekannter Fehler geweſen seyn muß, der erſt aus Frankreich, wo er dann ſo gewöhnlich ſeyn möchte wie er wollte, zu uns herüber gekommen wäre. Es ließe ſich da vieles von dem Nationalcharakter der Franzoſen und von deſſen Urſachen ſchwatzen, wodurch ein ſolcher Fehler beym weiblichen Geſchlechte entſtehen könnte, bey uns hingegen nicht. Aus dieſen Gründen wäre ich hinlänglich berechtigt, die ganze Unterſuchung auf eine für unſer ſchönes Geſchlecht in Deutſchland ſehr ehrenvolle Art abzulehnen, indem ich ſagte: als ein Deutſcher und Deutſchſchreibender müßten deutſche Weiber und deren ihre Eigenſchaften vorzüglich der Gegenſtand meiner Unterſuchung ſeyn. Da alſo unter ihnen ein ſolcher aus der Fremde hergebrachter, ihnen gar nicht natürlicher Fehler unmöglich tiefe Wurzel gefaßt haben könnte, und ich

auf einzelne Perſonen in der großen Welt, die etwa damit angeſteckt wären, keine Rückſicht zu nehmen brauchte, ſo hätte ich gar nicht nöthig, mich darauf einzulaſſen. Auf dieſe Art, ſage ich, könnte ich mich aus der Sache herausziehen, ohne irgend einen gegründeten Vorwurf zu verdienen; denn ich hätte nichts Unwahres dabey vorgebracht. Allein mir iſt ſelbſt daran gelegen, die Frage von der Koketterie recht zu unterſuchen, damit dieſer ewige, und wegen ſeiner Unbeſtimmtheit ſchale Vorwurf endlich einmal aufhöre, immer und verkehrt vorgebracht zu werden.

Genaue Erklärung deſſen, was eigentlich Koketterie iſt.

Das nöthigſte bey allen Unterſuchungen iſt, daß man einander recht verſtehe. Alſo muß ich auch hier mit einer deutlichen Erklärung des Wortes Koketterie anfangen. Soll dieß Wort ſo viel bedeuten, als eine Begierde, auch durch körperliche Reize zu gefallen; als ein Wunſch, Eindruck auf das Herz aller Mannsperſonen zu machen, und zwar einen ſo ſtarken Eindruck wie möglich; als ein Vergnügen, wenn man ſieht, daß man dieſen Eindruck gemacht hat: ſo kann

kein Menſch läugnen, daß Koketterie nicht eine dem ganzen weiblichen Geſchlechte zukommende Eigenſchaft ſey. Sie kann ihm aber gar nicht zum Vorwurfe gereichen, denn ſie iſt ihm ja nicht eigenthümlich. Dieſe Eigenſchaft kömmt eben ſowohl dem männlichen zu, und iſt eine allgemeine Beſchaffenheit des Menſchen. Gefallen, bewundert, geliebt werden, das wünſcht der Mann ſowohl als das Weib; das wünſcht der Bettler ſowohl als der König; die Samojedinn an der äußerſten Gränze des bewohnten Rußlands, und die Kaiſerinn auf dem Throne dieſes Reichs. Wo iſt der Mann, der nicht auch wünſchte, ſein Aeußeres auf das vortheilhafteſte hervorſtechend zu machen: und wenn mancher dieß nicht thut, ſo kömmt es entweder daher, weil er von Jugend auf zum Gegentheil gewöhnt worden iſt, und aus Trägheit; oder weil er dieſes Mittel zu gefallen vernachläſſigen muß, um andre wichtigere zu erlangen; und das geſchieht gemeiniglich blos alsdenn, wenn ihn die Natur nicht dazu geſchaffen hat, um durch dieß Mittel einen vor-

theilhaften Eindruck zu machen, weshalb er auf andre ſinnen muß, um der Menſchen Aufmerkſamkeit von jenen vielmehr abzulenken. Von allen dieſem findet man häufige Beyſpiele beym weiblichen Geſchlechte, und nur darum etwa weniger, weil der Körper, ihrer Verhältniſſe und unſrer Sinnlichkeit wegen, eine größere Rolle bey ihnen ſpielt, als bey uns. Ich wüßte mich indeß kaum zu beſinnen, eine einzige Mannsperſon geſehn zu haben, wenn ſie nicht beſonders träg war, oder von Jugend auf in Schmutz oder Armuth gelebt hatte, die nicht jede Annehmlichkeit ihrer Figur ſo gut zu heben geſucht hätte, als nur möglich, oder als ſie meynte, daß ſie ſich am beſten ausnähme. Wenn aber das nicht wäre, wenn unſer Geſchlecht viel weniger auf körperliche Bildung eitel wäre, das weibliche hingegen weit mehr, als es beide wirklich ſind; wie entſetzlich unbillig wäre es doch, dieſem deshalb einen Vorwurf zu machen, und uns einen Vorzug anzudichten! Alle übrige Mittel, ſich Anſehn zu verſchaffen, haben wir ja an uns geriſſen, und

ihnen nur den einzigen gelaſſen. Auf dieſen ſetzen wir ja ſelbſt an ihnen einen faſt ausſchließenden Werth, und noch obendrein erheben wir das entſetzlichſte Geſchrey gegen diejenigen unter ihnen, die ihren Geiſt ausbilden wollen, und nach einem andern Verdienſte trachten. Auch das iſt ſehr ungerecht, wenn wir ihnen vorwerfen, daß ſie blos auf uns Eindruck zu machen ſuchen, weit mehr als wir auf ihr Geſchlecht. Was kann einem Weibe zu ihrer Glückſeligkeit die Liebe aller Weiber in der Welt helfen? Iſt nicht alle Macht, ſowohl zu beglücken als zu ſchaden, in unſern Händen?

Verſteht man unter Koketterie blos die allgem. Begierde, durch alle erlaubte Mittel einem jeden ſo ſehr zugefallen, als möglich, ſo kann ſie keinen Grund zu einem Vorwurfe abgeben,

Jenes allgemeine Verlangen zu gefallen, man mag es nennen, wie man will, kann niemanden zum Vorwurfe gereichen; denn was allgemeine Beſchaffenheit des Weſens iſt, kann keinem Individuum zur Laſt gelegt werden. Soll alſo Koketterie einen Fehler andeuten, ſo kann dieſer Name jener Beſchaffenheit nicht beygelegt werden. Auch hat er nicht dieſe Bedeutung. So nennt man vielmehr bey den Weibern eine

ſolche übertriebne Begierde den möglichſt ſtarken Eindruck auf das Herz des andern Geſchlechts zu machen, daß ſie ſich damit nicht begnügten, ihre Reize in das vortheilhafteſte Licht zu ſetzen, ſondern auch Kunſtgriffe, anſcheinende Ermunterungen zu Hülfe nehmen, um Liebe zu erregen, und zwar mit dem Vorſatz, die erregte Sehnſucht nie zu befriedigen, ſondern die auf ſolche Art angereizten Männer mit bloßen Hofnungen ſo lange als möglich an ſich zu feſſeln. Wenn eine eigentlich und mit Recht ſogenannte Kokette Luſt hat, eine Eroberung zu machen, und ihre Reize ſind nicht vermögend, den Mann, auf welchen ſie zielt, zu beſtricken; ſo lockt ſie ihn durch Merkmale, daß ſie ihm ſchon gewogen iſt, und alſo eine leichte Eroberung für ihn ſeyn wird, an ſich. Hat ſie ihn dadurch gefangen, ſo macht ſie ſogleich Jagd auf einen andern. Will unter ihren Liebhabern, des Harrens müde, einer ſich entfernen, ſo ſucht ſie ihn durch Anfriſchung ſeiner Hofnungen in ihren Feſſeln zu erhalten. Nun frage ſich jeder, ob ein ſolcher Charakter

beym weiblichen Geſchlechte ſo allgemein iſt, daß man dieß als einen Hauptzug deſſelben anſehen könnte? Ich kenne andre Nationen zu wenig, um darüber etwas behaupten zu können, allein unter uns, wage ich es dreiſt zu ſagen, daß er ſehr ſelten iſt.

Wollte man vorgeben, er exiſtire hauptſächlich in der großen Welt, ſo würde das meine Behauptung nicht über den Hauſen werfen: denn es wäre dann vermuthlich mehr ein Fehler des Standes, als des Geſchlechts. In wie fern der Verfaſſer des Buchs über die Weiber, zu deſſen Entſchuldigung die meiſten anzuführen pflegen, daß er blos die Sitten der großen Welt geſchildert hat, das Innre unſrer deutſchen Höfe kennt, laß ich dahin geſtellt ſeyn. Ich habe davon eine zu mäßige Kenntniß, um entſcheidend zu ſprechen. Allein nach dem, was ich davon erblickt habe, iſt mir's nicht vorgekommen, als wenn eigentliche Koketterie dort ein ſehr häufiger Charakter wäre. Meiner geringen Einſicht nach theilen ſich die Frauen der großen Welt in drey

Exiſtirt wahre Kokketterie unter uns, ſo iſt es in der großen Welt u. man muß es daher mehr für einen Fehler des Standes als des Geſchlechts halten.

Hauptklaſſen. Solche, die unbeſcholten ſind; ſolche, die bey einer gleichgültigen Ehe einen Liebhaber haben, dem ſie gänzlich zugethan ſind; und endlich einige, die jede Gelegenheit, ſich zu vergnügen, mitnehmen, und ihre Liebhaber, ſo viel ſie deren haben, gewiß nicht mit eiteln Hofnungen abſpeiſen. Wenn es indeß wahre Koketten unter uns giebt, ſo kann es blos an Höfen und in großen Hauptſtädten ſeyn; denn da allein iſt der Umgang beider Geſchlechter allgemein genug, um Liebhaber ſo oft und ſo lange zu ſehen, als es nöthig iſt, damit man einen Liebeshandel mit ihnen ſpielen könne, ohne doch damit zum Schluſſe zu kommen. Wo der Umgang aber nicht auf dem Fuß iſt, da hat das Frauenzimmer keine Gelegenheit Feſſeln zu ſchmieden, ohne ſolche Schritte zu thun, die es nothwendig compromittiren und zwingen müſſen, die Sache zur Entſcheidung kommen zu laſſen. Denn wenn eine verheirathete Frau ſich ſchon darauf einläßt, Briefe zu ſchreiben, oder eine geheime Unterredung zu geſtatten, ſo iſt ſie in der Gewalt des Liebhabers.

Warum aber gerade eine verheirathete Frau? Kann nicht auch ein Mädchen eine Kokette ſeyn? Das bringt mich auf eine andre hiebey ſehr nöthige Bemerkung, daß nämlich der unverheirathete Theil des Geſchlechts bey dieſer Frage ganz aus dem Spiele gelaſſen werden muß, weil er in einem ganz andern Verhältniſſe ſteht. Alle unverheirathete Mädchen aus allen Ständen ſind bey uns, und ich glaube in ganz Europa, kokett, und müſſen es ſeyn. Ihnen daraus einen Vorwurf machen zu wollen, wäre lächerlich, denn es iſt eine ganz natürliche Folge ihrer Lage, und hat keine ſtrafbare Abſicht zum Grunde. Mit einem Worte, es iſt eine ſehr ehrliche Koketterie.

Koketterie kann blos verheiratheten Frauen als ein Fehler angerechnet werden.

Eine Heirath iſt für ein Frauenzimmer nicht nur eine Verſorgung, ſondern die einzige, worauf ſie Anſpruch machen kann. Mit Recht bemerkt der Verfaſſer des Buchs über die Weiber, daß für ſie eine Heirath das iſt, was für uns eine Bedienung; der Vergleich iſt ſo paſſend als möglich. Wenn man dieß zum Grundſatz annimmt, ſo frage ich: Wer hat je einen jun-

Dieſes wird erwieſen.

gen Candidaten getadelt, wenn er geſucht hat, vielen Gönnern zu gefallen, damit ihm einer zu einer guten Stelle verhelfen möchte? Warum ſollte ein armes Mädchen nicht ſuchen, mehr als einen Liebhaber zu erlangen, um unter ihnen den zu wählen, von dem ſie das beſte Loos für ſich gewärtigen kann? Unſre Gelehrten, als die weiſeſten der Menſchen, mögen hier zum Beyſpiele dienen. Was dieſe thun, kann doch einem armen Mädchen nicht verdacht werden. Iſt einer in der Welt, der, wenn er es mit einiger Mühe dahin bringen könnte, daß ihm alle europäiſchen Potentaten Anträge zu einer annehmlichen Beförderung thäten, es unterlaſſen würde, und nicht mit allen wegen ſeiner Perſon negociirte, bis es ſich entſchiede, wo er die vortheilhafteſten Bedingungen erhalten könnte?

Da der Zweck der Koketterie eines Mädchens erlaubt iſt, ſo verderbt auch die Ausübung derſelben gar nicht das Herz, und das kokettſte kleine Ding wird faſt immer eine ſehr gute und tugendhafte Frau. Dazu kömmt nun auch, daß die

Mit-

Mittel dazu ganz anders ſind, und niemals da-hin führen, wo ſich eine verheirathete Frau bey uns hinreißen laſſen müßte, wenn ſie Kokettrie ausüben wollte. Der Gegenſtand der Kokette-rie eines jungen Mädchens ſind alle unverheira-thete jungen Männer. Dieſe fangen leicht und ſtark Feuer. Täglicher Umgang iſt zur Unter-haltung der Glut nicht nöthig. Wenn er nur nicht gänzlich gehemmt iſt, und dabey die Augen-ſprache getrieben werden kann, ſo erhält das Feuer Nahrung genug. Die Mittel zur Koket-terie ſind leicht; denn der Widerſtand gegen das Verlangen des Liebhabers kann hier nicht als Mangel der Neigung ausgelegt werden. Die-ſer kann und muß mit ganz kleinen Liebesbezei-gungen zufrieden ſeyn; ein Hinkommen an einen Ort, wo der Liebhaber, obſchon in großer Ge-ſellſchaft, ſie ſehen und ſprechen kann; ein Er-ſcheinen am Fenſter ſeinethalben, ein Blick, ein Händedruck, das ſind ſchon von einem Mädchen große Liebesbeweiſe, und ein delikater Liebhaber freut ſich vielmehr, wenn er keine weitern erhal-

ten kann. Auf dieſe Art ſind nun freylich alle Mittel zur Koketterie, das heißt, zum unvermerkten Hinhalten mehrerer Liebhaber zugleich, durch Hoffnungen, ſehr leicht, und ergeben ſich von ſelbſt. Wie könnte man es denn den armen Mädchens verargen, daß ſie in ihrer Lage davon Gebrauch machen! Es darf ſich ja nur einer dieſer Liebhaber entſcheidend erklären, ſo hört die ganze Liſt auf, und ſie ergiebt ſich ihm gänzlich und allein.

Wäre Koketterie ein wirklich allgemeiner Fehler, ſo läge d. Schuld an unſerm Geſchlecht.

Geſetzt aber, Koketterie wäre eine noch viel allgemeinere Eigenſchaft des weiblichen Geſchlechts, als ſie wirklich iſt; geſetzt, ſie wäre eben ſo herrſchend bey dem verheiratheten Theile deſſelben, als bey dem unverheiratheten, bey welchem ſie aus der Natur der Dinge entſpringt: Wem wäre denn wohl die Schuld beyzumeſſen? Wem ſonſt, als eben uns, die wir uns für berechtigt halten, jedem Frauenzimmer, welche Verpflichtungen es auch auf ſich haben möge, nachzuſtellen, um es zu verleiten, dieſelben zu übertreten? Wem ſonſt als uns, die wir bey Liebe

und Liebeshändeln an nichts denken, als an unſer Vergnügen, und dieſem alles aufopfern? Müſſen die Weiber nicht von uns eine eben ſo leichtſinnige Denkungsart annehmen? Wenn gleich das beiderſeitige Vergnügen, nämlich das von einer Kokette, und das ihres Liebhabers, unterſchieden ſind; ſo erwächſt daraus um ſo weniger ein Vorwurf für das weibliche Geſchlecht, da das ihrige doch immer feiner und im Grunde ſchuldloſer iſt. Denn das Vergnügen der Koketterie iſt doch blos, mehrere Männer, ſo lange als möglich, wenn ich ſo ſagen darf, am Narrenſeile herumzuführen. Freylich iſt es ſchlimm, wenn einmal ein redliches und zärtliches Herz in die Hände einer ſolchen Kokette fällt, ſich ihr mit aller Heftigkeit der Liebe ergiebt, und ſich am Ende mit einer tiefen und lange blutenden Wunde von ihr losreißen muß, weil es ſieht, daß es nur ein Spiel ihrer Eitelkeit war. Indeß könnte ein ſolcher Mann ſeinen Geſchlechtsgenoſſen überhaupt mit Recht ſagen: „Das habe ich euch zu danken! Ginget ihr redlicher mit dem

weiblichen Geſchlechte um, ſuchtet ihr dieß nicht ſo oft zu Schlachtopfern eurer Luſt, und wohl gar eurer bloßen Eitelkeit zu machen, ſo befände ich mich nicht in meinem gegenwärtigen qualenvollen Zuſtande; denn die Weiber würden ſich gewöhnt haben, immer redlich gegen uns zu handeln, wozu ſie ſonſt wirklich im Grunde geneigt ſind. Allein wie ſelten iſt doch auch, die Wahrheit zu ſagen, mein eigner Fall! Wie viel häufiger ſind nicht die Schlachtopfer männlicher Unredlichkeit, Unbeſtändigkeit und Unfähigkeit, ihre Leidenſchaften zu beſiegen! So zahlreich man die Klaſſe der Koketten auch in irgend einem Lande annehmen mag, ſo gleicht ſie doch bey weitem nicht der Zahl der Männer, die durch ihre Verſührungen Weiber von allen Ständen unglücklich gemacht haben. Und dennoch, wie wenige giebt es unter dieſen Koketten, die ſo ein Herz, wie das meinige, antreffen, um es zu plagen! Ueberdem aber welch ein Unterſchied dabey! Der aufrichtig liebende Sklav einer Kokette leidet die ſchweren Qualen betrogner Liebe;

das iſt wahr! Allein Glück, Ruf und Ehre bleiben doch unangetaſtet. Ein paar Monate, ein Jahr, wenn's hoch kömmt ein paar Jahre, leidet er große Seelenpein. Kann das aber wohl damit verglichen werden, wenn eine arme Frauensperſon Seelenruhe, und obendrein Glück und Ehre, durch einen Verführer oder durch einen Wankelmüthigen, auf ewig verliert?" So könnte dieſes ſeltne Schlachtopfer der weiblichen Koketterie reden. Dazu bemerke ich, daß dieſe den Weibern ſo laut vorgeworfne Untugend auch noch aus einem Geſichtspunkte betrachtet werden muß, wenn ſie wirklich ſo allgemein iſt, wie man es vorgiebt. Alsdenn würde ſie ſich blos darauf gründen, daß wir uns ſo leicht an jeder ausgehängten Atzung fangen laſſen; daß wir uns ſo ſelten durch die Eindrücke wahrer, ernſter und dauerhafter Liebe leiten laſſen, ſondern überall nachlaufen, wo wir nur glauben, daß es etwas zu genießen geben wird. Wahrlich in den Gewäſſern, wo die Fiſche ſich nicht fangen laſſen

wollen, ſieht man nicht eine große Menge Fiſcher ihre Angeln auswerfen.

Ein Zug des weibl. Charakters zeigt ſie oft in einem falſchen u. nachtheiligen Lichte: näml. Mitleiden u. Nachgiebigkeit gegen jeden ihrer auch nicht geliebten Liebhaber.

Es iſt indeß in dem weiblichen Charakter ein Zug, der ihnen oft den Anſchein von Koketterie giebt, und ſie ſogar bisweilen zu Verlegenheiten, zu Fehltritten, ſelbſt zu Vergehungen verleitet, woraus viele böſe Folgen für ſie entſtehen. Es iſt der, daß ſie einen Menſchen, der ſie heftig liebt oder zu lieben ſcheint, nie ohne eine gewiſſe Theilnehmung behandeln können. Ich glaube gar nicht, daß ihnen der Zug eigen iſt. Wenn er ſich bey uns nicht äußert, ſo kömmt es daher, weil Weiber ſelten eine heftige Neigung zuerſt faſſen, und noch viel ſeltner ſie zuerſt äußern. Dazu kömmt noch, daß unſer Nachgeben gegen eine ſolche Aeußerung uns in keine Verlegenheit verwickeln kann. Ich bemerke dieſen weiblichen Charakterzug auch blos deshalb, um ſie davor zu warnen; denn liſtige Männer haben ihn oft dazu gebraucht, ſehr gutherzige und ſchuldloſe weibliche Geſchöpfe weit über die Schranken zu

führen, die ſie ſich ſelbſt geſetzt haben würden. Will man dieſe oft gefährliche Nachgiebigkeit gegen einen Menſchen, von dem ſie glauben, ſehr geliebt zu werden, für eine Wirkung der Eitelkeit halten, ſo ſey es; es iſt wenigſtens eine ſehr gutmüthige Eitelkeit, und der menſchlichen Natur ſo angemeſſen als möglich, auch wahrlich ohne alles Uebermaaß derſelben ſehr begreiflich. Die unſrige zeigt ſich in tauſend Fällen größer, aber nicht immer ſo gutmüthig.

Das Moraliſche in der Liebe hat auch ſein Uebertriebnes, woraus man eine ganz von allem Sinnlichen befreyte Liebe geſchaffen hat, die aber eine Schimäre iſt.

Alles hat ſeine Schimären und ſein Uebertriebnes, und ſo hat es auch das Moraliſche in der Liebe. Es iſt ſchön, es iſt löblich, daß wir es erhöhet, und das Gefühl davon verfeinert haben. Es iſt ſchön, daß Geliebte bey einander ſeyn, und aus Furcht verdrüßlicher Folgen, auf Hofnung einer nähern ganz tadelloſen Verbindung, ſich mit unſchuldigen Liebkoſungen vergnügen können, und ſich jeden fernern Gedanken unterſagen, um die heiligen Schranken nicht zu überſchreiten. Aber wenn man darauf eine ganze Liebestheorie

gründen, und glauben will, daß dieß Verfahren der menſchlichen Natur noch in andern Fällen möglich ſey, als in demjenigen, worin es einem ſehr hungrigen Menſchen möglich iſt, die Hände nicht an eine mit ſeinen Lieblingsgerichten beſetzte Tafel zu legen; wenn er nämlich weiß, daß ſie alle vergiftet ſind, und Tod die Folge jedes Biſſens wäre, den er äße: ſo verliert man ſich in das Reich der Schimären. Nein, ſo ſehr ich das Moraliſche in der Liebe gerühmt, und deſſen Exiſtenz vertheidigt habe, ſo verächtlich mir es auch ſcheint, wenn man in der Liebe nichts ſucht, und nichts kennt, als animaliſches Vergnügen; ſo ſehr bin ich doch auch überzeugt, daß ſich die Liebe aufs Phyſiſche gründet, und am Ende immer darauf hinführt. Das Moraliſche ſoll das Phyſiſche verfeinern, erhöhen, eines vernünftigen Weſens, wie der Menſch iſt, würdiger machen, aber gar nicht aufheben und vertilgen; und thut es auch gewiß nicht, am wenigſten bey unſerm Geſchlechte. Allein, wie geſagt, Menſchen ſind eines großen Zwanges fähig, wenn das

Leben, oder Dinge, die ihnen ſo lieb ſind, als das Leben, auf dem Spiel ſtehen. Daher wenn man Verluſt der Ehre und alles deſſen, was einem geſelligen Weſen ſchätzbar iſt, dadurch wagt, daß man ſeinen Leidenſchaften den Zügel ſchießen läßt, ſo kann man ſie wohl dann und wann zurückhalten. Dazu iſt vollends das Weib fähig, weil es mehr geübt iſt, ſich zu bändigen, und auch keine ſo heftigen Leidenſchaften empfindet; auch in den Fällen, wo eine ſolche Bändigung ſtatt gefunden hat, mag wohl der unwandelbare Entſchluß der letztern das mehreſte zum glücklichen Erfolg beygetragen haben. Wobey doch auch das Sicherſte iſt, die Gelegenheiten, der Leidenſchaft völlig den Zügel ſchießen zu laſſen, zu vermeiden. Allein wer eine ſolche Enthaltſamkeit von dem Gedanken an Pflicht, von der Furcht, geheime Geſetze des Gewiſſens zu übertreten, erwarten wollte, der würde ſich gewaltig irren. Diejenigen, die an eine ſolche unkörperliche Liebe bey Andern wirklich glauben, ſind gutmüthige Leute, welche die Welt nicht kennen,

und die dergleichen von ſich behaupten, ohnfehlbar Heuchler.

Die platoniſche Liebe wäre nichts als Freundſchaft. Kann dieſe unter Perſonen verſchiednen Geſchl. ſtatt finden?

Dieſe Art von Liebe, die man ſonderbar genug, Platoniſche Liebe nennt, wäre allenfalls nichts als Freundſchaft, und da fragt ſich's: kann dieſe unter Perſonen von verſchiednem Geſchlechte ſtatt finden? Mit dieſer Unterſuchung will ich das Kapitel beſchließen, worin ich verſucht habe, die Natur der Liebe, nicht als Sittenlehrer, ſondern als bloßer philoſophiſcher Beobachter, und im urſprünglichen Verhältniſſe beider Geſchlechter, aus einander zu ſetzen.

Doppelte Quelle der Freundſchaft.

Freundſchaft iſt heut zu Tage eine ſeltne Empfindung, und ſo lange der Zuſtand der bürgerlichen Geſellſchaften ſo bleiben wird, wie er iſt, dürfte ſie es wohl täglich mehr werden. Wenn Menſchen wechſelſeitig einander zu großen Zwecken beförderlich ſeyn können, dann entſteht warme Freundſchaft. Aber was können Menſchen in unſern Geſellſchaften in reifen Jahren wohl einander helfen? Und da ſollte doch Freundſchaft ihre rechte Reife erreichen; denn in der Jugend iſt ſie warm aber

unbeſtändig. Indeß wenn man lange einen genauen Umgang, der mit Vergnügen vermiſcht war, genoſſen hat, ſo entſteht daraus auch eine Art von Theilnehmung gegen das beiderſeitige Schickſal, die den Namen Freundſchaft wohl verdient. Dieſe richtigen Sätze braucht man nur auf den Umgang beider Geſchlechter anzuwenden, um einzuſehen, in wie fern Freundſchaft unter ihnen möglich iſt.

Die erſte dieſer Quellen kann nur höchſt ſelten, und die andre eigentlich gar nicht zwiſchen Mann u. W. ſtatt finden.

Da ſchon bey uns der Fall ſelten iſt, wo ſich Männer zu gemeinſchaftlichen Zwecken genau verbinden können; ſo muß der noch viel ſeltner ſeyn, daß ſich ein Mann und ein Weib anders als in der Ehe auf dieſe Art vereinigen. Doch iſt das nicht ganz unmöglich, und dann iſt auch eine Freundſchaft zwiſchen ihnen möglich, worin ſich der Körper gar nicht einmiſcht; zumal wenn etwa eine andre Liebe das Herz des einen Theils wenigſtens ganz eingenommen hat; oder wenn die Jahre allen Trieben der Sinne Stillſchweigen auferlegen; oder endlich, wenn Häßlichkeit, Fehler und Gebrechen allen Reiz tödten.

Die zweite Quelle der Freundſchaft, die doch bey weitem die gewöhnlichſte ſeyn müßte, kann zwiſchen Perſonen beiderley Geſchlechts unmöglich ſtatt finden. Denn wie ſollte ſich ein genauer Umgang unter ſolchen ohne Einmiſchung des Körpers entſpinnen? Einander etliche Jahre lang öfters in Geſellſchaft zu ſehen, das kann man keinen genauen Umgang nennen. Man ſieht auch, daß in allen den Fällen, wo eine ſolche Freundſchaft ſich auf die Annehmlichkeiten des Umgangs gründen ſoll, die Freundſchaft früher da geweſen iſt, und allein den genauen Umgang veranlaßt hat. Daher kann man ſicher glauben, daß die Quelle dieſer Freundſchaft unter Perſonen verſchiednen Geſchlechts niemals ſo rein iſt, als es die intereſſirten Theile vorgeben, um gegen die übrigen Menſchen einen Schleyer vor ihre Verbindung zu ziehen.

Weil Heucheley das ſchädlichſte Laſter iſt, ſo ſollte man dieſen Vorwand der Freundſchaft,

Unter allen Laſtern iſt Heucheley gewiß das verderblichſte. Es iſt alſo nicht gut, wenn geſellſchaftliche Vorurtheile die Menſchen oft zur Ausübung dieſes Laſters nöthigen. Man ſey

ſtrenge in der Geſellſchaft, wenn wahre Pflichten verletzt werden, aber gleichgültig, ſobald als die Verletzung nur willkührliche Anordnungen betrifft. Alſo müßte man annehmen, daß jedes unabhängige menſchliche Weſen Herr über ſeine Perſon iſt; und daß alſo jede anſtändige Verbindung zweyer Perſonen, auf welche niemand ein Recht hat, oder dieſes Recht nicht behaupten will, nichts ſchimpfliches an ſich haben kann: ja daß ſelbſt eine freywillige ſtille Veränderung ſolcher Verbindungen keine Sache iſt, worüber man andre heftig tadeln dürfe: und dieß iſt auch im Grunde Stimme und Geſetz der Natur. Alsdenn würde ein großer Theil der in dieſem Punkte jetzt üblichen Heucheley wegfallen, und dadurch der moraliſche Zuſtand der Welt im Grunde vielleicht merklich gebeſſert werden. Die wahren Pflichten würde man viel genauer beobachten, wenn ſie nicht mit eingebildeten vermiſcht wären. Dieſe glaubt man nicht verbunden zu ſeyn zu halten; man übertritt ſie alſo. Allein um dem Tadel des Vorurtheils zu entgehen, heuchelt man;

um den Umgang zweyer Perſonen verſchiednen Geſchlechts zu beſchönigen, ganz verbannen.

und durch dieſe Heucheley, durch die Vermiſchung des gerechten und ungerechten Tadels, woraus ſie entſpringt, lernen andre unter gleichem Vorwande wahre Pflichten übertreten. Indeß iſt es nun einmal ſo in der Welt. Das Weib ſey noch ſo unabhängig; man hält es für ſtrafbar, wenn ſie dem Rufe der Liebe und der Natur folgt. Da aber das Weib gewiß nach der Achtung andrer noch begieriger iſt, oder wenigſtens ſich ſtärker dadurch zurückhalten läßt, als der Mann; ſo kann man ſicher denken, daß ſie den Schein nie aus bloßer Kaprize, und um eines ſchwachen Verlangens willen verachten wird. Dieß giebt einen neuen und gewiß ſehr ſtarken Grund, dergleichen ſogenannte Freundſchaften zwiſchen Perſonen beiderley Geſchlechts, die ohne Noth, blos wegen des Vergnügens, das ſie an einander finden, entſtehen und ſehr innig werden, nie für etwas anders als Liebe zu halten. Denn die Welt glaubt doch niemals, daß es etwas anders iſt; das weiß, das fühlt das Weib; ſie urtheilt in ihrem Herzen gewiß eben ſo von Andern, und aus dieſem

Umſtände kann man ſchon ſchließen, daß die Neigung, die ſie zwingt, ſich ſelbſt über das Urtheil der Welt wegzuſetzen, ſehr heftige und eigentliche Liebe ſeyn muß.

Auf der andern Seite muß man auch unſer Geſchlecht kennen. Das iſt ſelten geneigt, den Regungen der Sinne zu widerſtehen. Dieſe Regungen entſtehen oft für Gegenſtände, die auf das Herz nicht den geringſten Eindruck machen. Wie vielmehr müßte ſie in einem ungezwungnen und häufigen Umgange für ein Frauenzimmer entſtehen, für welches man viel Neigung empfände! Außerdem läßt ſich ja dieſe Neigung nur auf zwey Arten erklären. Wenn ſie ſo groß iſt, daß ſie den Namen Freundſchaft verdient, ſo muß entweder Geiſt und Herz des Frauenzimmers, dem Manne mit dem ſeinigen ſo übereinſtimmend ſcheinen, daß er ſehr viel Vergnügen aus ihrem Umgange ſchöpft, und dann möchte ſie ſogar häßlich ſeyn, er würde ſich bald an ihre Figur gewöhnen, und die Reize des Geiſtes würden bald körperliche Liebe erzeugen, wie das tagtäglich ge-

Der Charakter unſers Geſchl. macht es auch unglaublich, daß eine ſolche Freundſchaft möglich ſey.

ſchieht: oder ihre Bildung gefällt ihm, und lockt ihn an ſie, und dann iſt ja Liebe der Grund der Freundſchaft, und früher da als ſie. Dieſe beiden Fälle ausgenommen, wäre kein Mann im Stande einen genauen Umgang mit einem Frauenzimmer zu unterhalten. Alſo wird der Freund immer den Körper mit in dieſe Freundſchaft einmiſchen; und wie ſollte die Freundinn, bey jener nothwendig anzunehmenden ſtarken Neigung, ſeinen Wünſchen immer widerſtehen können? Man ſieht wohl, daß dieß alles unmögliche Dinge ſind. So hat es die Natur nicht haben wollen, und ſo iſt es auch nicht in der Wirklichkeit.

Wie dann aber, wenn einer von beiden Theilen anderswo liebt? Welche Frage! Wäre wohl eine genaue Freundſchaft zwiſchen Mann und Weib möglich, wenn der eine Theil in eine andere Perſon wirklich verliebt wäre? In der Abweſenheit des geliebten Gegenſtandes ſpricht man wohl gern mit deſſen Freunde oder Freundinn; aber

das

das gebiert nicht diejenige Freundſchaft, wovon hier die Rede iſt.

Ob ein Einwurf gegen die hier vorgetragne Meynung daher genommen werden könne, daß Perſonen verliebt werden, die gar keinen Reiz zur ſinnlichen Liebe empfinden.

Allein man ſieht doch, daß Perſonen lieben, die von aller körperlichen Anlage zum Lieben entblößt ſind. Dieſer im Grunde ſeltne Fall, theilt ſich in zwey beſondre Fälle. Mangelt dieſen Menſchen die Anlage von Jugend auf, ſo haben die Bilder von den Süßigkeiten der Liebe ihre Einbildungskraft entzündet, und ihre Begierde darnach erregt; das, was ſie empfinden, iſt aber keine Liebe, ſondern Wahn: Wahn eines Tauben, welcher wünſcht an der Unterredung mit Antheil zu nehmen, weil er gelernt hat, ſich das Angenehme davon vorzuſtellen, und der deshalb Andre gern überreden möchte, daß er hört. Haben aber Alter oder Unfälle dem Menſchen, der Liebe empfinden konnte und empfunden hat, die Naturanlagen dazu geraubt, ſo kann ein zärtlich Herz, die Gewohnheit an einen zärtlichen Umgang mit dem andern Geſchlechte und an deſſen Süßigkeiten, ihm eine der Liebe ſehr ähnliche Leidenſchaft einflößen, wenn ſie ſchon gewiſſermaßen unbefrie-

digt bleiben muß. Die Männer von beiden Gattungen müßten aber ſehr unerfahrne Gecken ſeyn, wenn ſie glauben könnten, daß das Frauenzimmer, an welches ſie ſich wenden, eine ſehr heftige Neigung zu ihnen faſſen könnte. Eigennutz oder Eitelkeit; die Gelegenheit ſie öfters und ungezwungen, und in ihnen einen Abdruck ihrer eignen Vollkommenheiten und der Gewalt ihrer Reize zu ſehen; die Unmöglichkeit, ſich einen andern Liebhaber zu erwerben; das ſind gemeiniglich die Triebfedern ſolcher unnatürlichen Verbindungen, welche ſchätzbare Weiber niemals eingehen werden; wenigſtens niemals ſo, daß ſie den äußerlichen Anſchein von Liebe bekommen. Ueberdem weiß jeder, der einige Erfahrung von der Welt hat, daß es gemeiniglich bey ſolchen Freundſchaften geheimere Scenen giebt, über die er gern den dickſten Schleyer werfen wird.

Ueberhaupt muß man niemals vergeſſen, daß der Menſch aus Leib und Seele beſteht; daß dieſe ſich von jenem nie losmachen kann, und

daß alſo nichts mißlicher iſt, als auf die beſtändige Abſonderung des erſtern bey Gelegenheiten zu rechnen, wo er ſich gar zu gern mit ins Spiel miſcht. Ich denke deshalb gar nicht ſchlecht von der Tugend des weiblichen Geſchlechts; ob ich ſchon glaube, daß dieſe viel feſter ſtehn wird, wenn ſie ſich nicht anmaßt, auf ſo glatten Wegen, ohne zu ſtraucheln, wandeln zu können.

Viertes Hauptſtück.

Vom Eheſtande.

Die Menſchen können zwar, aber nie ungeſtraft von dem Wege der Natur abgehen.

Der Menſch unterſcheidet ſich durch nichts von dem Thiere, als daß er ſeine ihm von der Natur gegebne Beſtimmung kennt, und weiß, was ſie ihm für Geſetze vorſchreibt. Das Thier hingegen wird von ihr bis zu ihrer Abſicht, an der Hand und ohne zu wiſſen wohin, geleitet. Letztern hat ſie immer den ganzen Weg zubereitet, ſo daß faſt keins ihn zu verfehlen, oder nur einmal einen andern nach demſelben Zwecke zu gehen vermag. Kann denn aber wohl der Menſch dem Wege der Natur entgegen wandeln, oder ihn verändern? Entgegen wandeln kann er ihm, im Allgemeinen, nicht. Allein verändern, und dadurch auf Abwege gerathen, das kann er auf verſchiedene Weiſe. Indeß können weder einzelne Menſchen der Abſicht der Natur zuwider

handeln, noch ganze Stämme dieſer auf falſchen Wegen nachgehen, ohne auf mancherley Weiſe dafür geſtraft zu werden.

Das Geſchäft der Vernunft iſt, uns dieſen Weg zu zeigen, u. willig wandeln zu lehren.

Die Vernunft kann uns allein, wenn ſie durch große Anſtrengung recht ausgebildet iſt, wieder auf den rechten Weg helfen. Ihr ganzes Geſchäſt beſteht in Erforſchung der Geſetze der Natur. Was dieſe gebeut kann allein Richtſchnur unſers Thuns und Laſſens ſeyn. Die Vernunft ſoll keine Geſetze ſchaffen, ſondern uns nur die entdecken, die uns die Natur vorgeſchrieben hat; damit wir ihnen hernach unter ihrer Anleitung allezeit freywillig folgen. Daher ſetzte auch die ſtrengſte philoſophiſche Partey im Alterthume den ganzen Inbegriff aller menſchlichen Pflichten darin: Nach der Natur zu leben; obgleich dieſe Partey in einigen ihrer Grundſätze den Trieben derſelben gerade entgegen zu ſeyn ſchien. Allein dieſes Geſchäft der Vernunft iſt oft mühſam, und erfordert die freyen und vereinigten Kräfte vieler ſie mit aller Macht üben den Menſchen.

Fortpflanzung des Geſchlechts iſt Hauptzweck der Natur, zu deſſen Ende ſie bey uns die vorbeſchriebnen Anlagen zum Eheſtande machte, über welchen ſo häufig geklagt wird, daß er nicht die Quelle unſrer Glückſeligkeit iſt, die er doch ſeyn ſollte.

Der Zweck der Natur iſt Fortpflanzung des Geſchlechts. Nach dem Geſetze der Selbſterhaltung, iſt keines ſo heilig als dieſes; denn beide ſind allen lebendigen Weſen gegeben worden. Welche Anlagen die Natur dazu gemacht hat, habe ich im vorigen Hauptſtücke gezeigt, und im Ganzen iſt demſelben nirgends entgegen gearbeitet worden. Die Ehe, und die daraus folgende Eigenthümlichkeit der Weiber und Kinder, iſt überall geſtiftet worden. Aber es haben dennoch die Menſchen dieſe Einrichtung hie und da ganz verſchiedentlich modifizirt. Ich glaube gezeigt zu haben, wie die Natur es darauf anlegte, daß die Ehe auf Zeitlebens mit einem Weibe, als ein Bund zwiſchen zwey freyen Weſen, geſtiftet werden ſollte; und daß die höchſte Vollkommenheit derſelben unter den Menſchen darin beſtehn würde, wenn Eheſtand immer Liebe, und Liebe immer Eheſtand wäre. Dann wären gewiß alle Ehen glücklich, und daß ſie es ſeyen, iſt Wunſch, Ruf, Gebot der Natur. Allein ſie ſind es doch ſo ſelten! rufen die Stimmen von Millionen Men-

ſchen in der bürgerlichen Geſellſchaft, und von tauſenden unter den Schriftſtellern. Hiebey dürften ſich wohl folgende Fragen dem Gemüthe ganz natürlich darſtellen. Iſt es wahr, daß ſo wenig Ehen glücklich ſind? Woher kömmt es, daß doch wenigſtens eine groſſe Menge es nicht ſind? Giebt es ein Mittel, daß ſie es alle, oder wenigſtens, daß die glücklichen Ehen merklich zahlreicher werden? Die Auflöſung dieſer Fragen dürfte die ganze Abſicht dieſes Kapitels, und ſelbſt die meiner ganzen Arbeit erſchöpfen.

Man darf die Klagen der Menſchen nie als den wahren Maasſtab ihres Unglücks anſehn.

Vor allen Dingen muß man hier eine Bemerkung anſtellen. Man darf die Klagen der Menſchen niemals als den Maasſtab ihres Unglücks anſehn. Die billigſten, die vernünftigſten Menſchen haben unbefriedigte Wünſche. Dieß iſt weiſes Geſetz der Natur. Wenn heute das letzte Verlangen eines Menſchen befriedigt worden wäre, ſo würde morgen ein neues entſtehn. Dieß iſt gar keiner beſondern Unruhe des menſchlichen Geiſtes zuzuſchreiben, ſondern einer ſehr weiſen Veranſtaltung der Vorſehung. Die

Menſchen werden ja durch nichts zum Handeln bewogen, als durch Wünſche und Begierden. Sie würden alſo gleich in Unthätigkeit verfallen, wenn ihr letzter Wunſch befriedigt werden könnte. Alſo müſſen ſie nicht einen Augenblick exiſtiren, ohne ſich von irgend einem Verlangen angetrieben, das iſt, von irgend einem Mangel geplagt zu fühlen, damit ſie in Wirkſamkeit erhalten werden. Sonderbare, aber herrliche Anordnung der Natur, wie ſehr zeigeſt du die Güte und Weisheit deines Schöpfers! Der Menſch arbeitet ungern, und doch kann er ohne Thätigkeit das Leben nicht aushalten. Nicht nur bedürfen Andre ſeiner Wirkſamkeit, ſondern er bedarf ihrer ſelbſt, wenn er nicht in tödtliche Langeweile verfallen, und ſich und Andern eine unerträgliche Laſt werden ſoll. Es kann ihn aber nichts zur Arbeit bewegen, als das Gefühl eines Mangels, dem er dadurch abhelfen will. Alſo ſchufſt du ihn ſo, daß ihm dieß Gefühl unaufhörlich ankleben mußte. Daraus entſtehn nun zwar ewige Klagen über Mangel und Unglück, die

aber im Grunde nicht viel zu bedeuten haben.

Der Eheſtand, als ein Hauptantrieb zur höchſten Thätigkeit, muß tauſend Klagen veranlaſſen.

Nun iſt beſonders der Eheſtand, bey einer Menge von unendlich ſüßen Gefühlen, auch eine Quelle der Empfindung unzähliger Mängel, oder um vernünftiger zu reden, unzähliger Antriebe zur höchſten Thätigkeit. Kein Wunder alſo, daß dieſe Eigenſchaft, die ihn für das Ganze von ſo unendlich hohem Werth macht, ihn auch bey kurzſichtigen Menſchen zum Grunde von ſo unzähligen Klagen oder Spottreden, je nachdem ſie von melancholiſcher oder luſtiger Gemüthsart ſind, werden läßt. Wenn man alles, was aus dieſer Quelle entſpringt, recht abſondern könnte, ſo würde man finden, daß der Ueberreſt der gegründeten Klagen lange ſo beträchtlich nicht iſt, als man gemeiniglich glaubt. Indeß giebt oft dem kurzſichtigen, von Eigenliebe, Habſucht und Eigenſinn geblendeten Menſchen dieſes Gefühl, oder auch das bloße Gerede Andrer, Anlaß, eine ſonſt glückliche Ehe gänzlich zu verderben.

Unter den Klaſſen des Volks giebt es weniger misvergnügte Ehen, u. weniger Klagen darüber.

Der Hauptbeweis hievon liegt darin, daß unter den niedern Klaſſen des Volks, die von ſelbſtſüchtigen Trieben und von Vorurtheilen weit weniger angeſteckt ſind, als die höhern und verfeinerten Stände, wo die Menſchen die Dinge weit mehr nehmen, wie ſie die Natur giebt, als wie ſie ihnen eine erhöhte Einbildungskraft zeigt, die Ehen lange nicht ſo unglücklich, und nicht ſo vielen Verirrungen unterworfen ſind. Da blickt man nicht immer nach dem Bilde einer idealiſchen Vollkommenheit, welche die Natur nirgends darbietet; da hegt man nicht immer ſchimäriſche Wünſche im Buſen. Da tragen aber auch eben deshalb Mann und Weib die gemeinſchaftlichen Laſten geduldig, und genießen die gemeinſchaftlichen von der Hand der Natur zubereiteten Vergnügungen mit unvermiſchter Empfindung.

Die Gemüther verfeinerter Menſchen ſind nie zufrieden, wenn ſie nicht

Die Seelen verfeinerter Menſchen ſind höher geſpannt, und erwarten Dinge, die nicht in der Natur exiſtiren, und wenn ſie dieſe nicht erlangen können, ſo klagen ſie, als wenn ſie das

größte Unglück befallen hätte. Es iſt wahrhaftig lächerlich, den großen Haufen in dieſer Klaſſe anzuhören. Unaufhörlich in der Lage zu ſeyn, die für ſie der höchſte Genuß iſt, das wäre ihr Verlangen. Weil ſie nun dazu nicht gelangen können, ſo hadern ſie mit Gott und mit der Welt: dadurch machen ſie ſich erſt wirklich unglücklich, und was das traurigſte iſt, die zugleich mit, die von ihnen abhängen, und es gar nicht verdienten. Die Thoren! Sie bedenken nicht, daß fortdauernder höchſter Genuß, kein Genuß mehr iſt, noch bleiben kann.

immer im höchſten Genuſſe ſind.

Die Menſchen fangen ſo allmählig an zu exiſtiren, daß ſie ohne künſtliche Erfindungen ſich eben ſo wenig eine Zeit denken könnten, wo ſie nicht exiſtirt hätten, als eine, wo ſie nicht exiſtiren werden. Dieß hindert ſie, den ganzen Werth einer Empfindung zu ſchätzen, die für ein Weſen, das ſie ganz empfinge, an Süßigkeit ihres gleichen nicht haben würde. Ein ſolches Weſen gehört nicht zu dem Plane Gottes, wenigſtens hat vermuthlich auf dieſem Planeten noch nie eines

Einen Beweis, daß der höchſte Genuß nie als ſolcher fortdauern könne, giebt uns das Gefühl der Exiſtenz.

exiſtirt, das dieſe Empfindung ſo gehabt hätte, als ich hier meyne: und doch rede ich hier von dem allgemeinſten Gefühle, das man ſich denken kann; denn ich meyne kein andres, als das von unſrer Exiſtenz. Wenn ein Weſen mit völligem Bewußtſeyn aus dem Nichts zur Exiſtenz könnte gebracht werden, ſo müßte gewiß das, was es in dieſer Lage empfände, die herrlichſten Gefühle, die wir uns nur vorſtellen können, übertreffen. Wir haben einen Schatten davon in den Empfindungen derer, die aus einer tiefen Ohnmacht erwachen, und noch beſſer dererjenigen, die von der größten Todesangſt befreyt werden. Allein das iſt nur ein Schatten; denn da iſt dieſe Empfindung bey weitem nicht rein; ſie iſt zumal mit der Unbehaglichkeit des kurz vorhergegangenen Zuſtandes ſehr vermiſcht; und doch iſt faſt immer das Entzücken größer als irgend eines, deſſen der Menſch fähig iſt. Nun betrachte man aber, wie ungerecht und wie thöricht die Menſchen ſind. Jenes, indem das bloße Gefühl der Exiſtenz, das doch an Süßigkeit alle an-

dern übertrifft, ihnen durch die Gewohnheit ſo ſchaal ſcheint, daß ſie es für gar nichts rechnen; dieſes, indem ſie ſich danach noch einbilden können, daß irgend ein ſie jetzt entzückender Zuſtand, wenn er in einen beſtändigen verwandelt würde, eben derſelbe für ſie bleiben könnte, und daß ſie ſich beklagen, wenn das nicht ſtatt findet.

Dieſes Beyſpiel giebt uns den wahren Aufſchluß wegen der Quelle der Klagen über den Eheſtand.

Dieſes auf den Eheſtand angewendet, giebt uns einen ſehr natürlichen Aufſchluß, wegen der vielen Klagen, die man darüber hört, und ihrem wahren Werth. Da eine bloße nicht unbehagliche Exiſtenz, mit den natürlichen Genüſſen, die das Leben gewährt, dem Menſchen überhaupt nicht Genüge leiſtet, ſo thut ſie es auch nicht im Eheſtande. Er verlangt auch hier immer erhöhte Empfindung in einer fortdauernden Sache, und das iſt ſo unmöglich, als einen viereckigen Zirkel zu machen. Weil er das nun nicht haben kann, ſo klagt er. Wenn aber die Menſchen mißzufrieden ſind, ſo wollen ſie nicht geſtehn, daß ſie es ohne Urſache, aus Kurzſichtigkeit oder aus Unerſättlichkeit ſind; ſondern ſie ſuchen dazu Urſachen

außer ſich, und hier tritt ein ſchädlicher Unterſchied zwiſchen das gewöhnliche Leben und den Eheſtand ein. In Anſehung jenes muß man Gott oder andre Menſchen anklagen, die ſich wenig daraus machen, und ihren Gang fortgehen. In der Ehe hat man aber einen nähern, und mit uns genau verbundnen Gegenſtand: an den hält man ſich, über den klagt man; oder vielmehr an dem läßt man ſeine böſe Launen aus, und macht dadurch dasjenige ſehr ſchlimm, was ſonſt recht gut geweſen wäre.

Erſtaunlich iſt es, daß die W. die doch von dem Eheſtande die größte Laſt haben, am wenigſten, und die Männer faſt ganz allein darüber klagen.

Wer ſind aber diejenigen, die am meiſten klagen? Im Allgemeinen die Männer. Man kann ſagen, daß ſie allein von der Ehe in einem Tone reden, als wenn es für ſie das größte Unglück wäre. Die Zahl der moraliſchen Schriftſtellerinnen iſt doch ſo gar klein nicht, und ſo viel ich weiß, befindet ſich nicht eine, wenigſtens bekannte, darunter, die über den Eheſtand, deſſen Anordnung, ja nur über die den Männern eigne Härte und ihre Unbilligkeiten, allgemeine Klagen ausſtieße. Dieß vermehrt noch das Gefühl von

der Ungerechtigkeit unſers Geſchlechts, wenn man das Betragen deſſelben in dieſem Punkte, und die wechſelſeitigen Verhältniſſe gegen einander, betrachtet.

Die Vortheile, die das weibliche Geſchlecht aus der Ehe zieht, ſind alle negativ, oder von der Art, daß ſie in der Verhütung irgend eines Nachtheils beſtehn: die Nachtheile aber poſitiv, oder ſo, daß ſie ihnen wirkliche und ſchmerzliche Uebel zuziehn. Bey uns hingegen iſt es gerade umgekehrt: es wachſen uns aus der Ehe lauter Vortheile zu, die wir ſonſt nicht haben würden; und die Nachtheile haben nichts wirkliches, ſondern das ſchlimmſte iſt, daß wir manchmal der Befriedigung eines Wunſches entſagen müſſen. Die Frau, als das ſchwächere Geſchöpf, lebt in beſtändiger Furcht vor Unfällen, wenn ſie nicht den Schutz irgend eines Mannes genießt. Tritt ſie in die Ehe, ſo hört alle Furcht auf; ſie ißt, und trinkt und ſchläft ſicher. Darin beſtehn die Vortheile, die ihr daraus zuwachſen. Mühſelige Führung des Haushalts, Schwangerſchaften,

Die Vortheile, die d. weibl. Geſchl. in der Ehe findet, ſind blos negativ, die Nachtheile aber alle poſitiv. Bey den Männern iſt es gerade umgekehrt.

Schmerzen und Gefahren der Geburt, Arbeit der erſten Erziehung; das ſind die Uebel, die ſie dabey gewärtigen muß. Wir werden hingegen durch den ehelichen Stand an verſchiednen Aeußerungen unſrer Thatkraft gehindert. Unſer Flug nach den Zielen des Ehrgeizes iſt gehemmt, und wir müſſen dem Beſitze manches angenehmen Gegenſtandes entſagen. Darin beſteht das, was der Eheſtand unangenehmes für uns haben kann. Allein nicht nur der Genuß aller ehelichen und väterlichen Freuden iſt für uns von allem Schmerz und Mühſeligkeit frey, ſondern wir erhalten dadurch noch in allen übrigen Leiden oder Freuden des Lebens Geſellſchaft und die Theilnehmung, den Troſt und die Hülfe der treueſten Freundſchaft; welches alles ein Zuwachs poſitiver Glückſeligkeit iſt.

Unſäglicher Vortheil, den wir gleich beym Eintritt in die Ehe haben, daß wir ganz frey die Perſon wählen können,

Gleich bey dem erſten Schritte zur Ehe haben wir einen ganz unſäglichen Vortheil über das andre Geſchlecht. Nicht nur treibt uns keine Urſache eher zu heirathen, als bis wir ein Weib gefunden haben, deren Eigenſchaften uns nöthigen,

gen,

gen, unſer Glück darin zu finden, ſie zu beſitzen und mit ihr zu leben; ſondern falls uns auch andre Urſachen bewegen ſollten, das Band der Ehe zu ſchließen, ſo können wir doch immer die Perſon wählen, die uns, unſrer Abſicht nach, die ſchicklichſte ſcheint. Das weibliche Geſchlecht wird aber nicht allein aus innern ihm eigenthümlichen Urſachen zur Ehe genöthigt; ſondern, ſo dringend dieſe auch ſeyn mögen, ſo muß es warten, wer ihm dieſe Verbindung anträgt. Ein Frauenzimmer iſt faſt genöthigt, den erſten, der ſich meldet, anzunehmen, aus Furcht andre abzuſchrecken, und dann ſitzen zu bleiben. Daß ſich mehrere Werber auf einmal melden ſollten, um darunter zu wählen, ſetzt ſolche Vorzüge voraus, die nur wenige beſitzen. Dazu kömmt noch die Abhängigkeit derſelben in ihrem ledigen Stande, und der Tadel, dem ſie ſich allgemein ausſetzen, wenn ſie ſich weigern dem Gebote ihrer Aeltern oder dem Rathe ihrer Verwandten zu folgen, und lieber nach ihrem Sinn handeln und ſich dem ſchenken wollen, von dem die Per-

mit der wir dieſen Bund eingehn wollen.

ſonen, deren Anſehn ſie unterworfen ſind, glauben, daß er ſich nicht für ſie ſchickt. Das Frauenzimmer hat zwar der Theorie nach Wahlfreyheit unter uns, allein unter tauſenden iſt es kaum einer gegeben, wahren Gebrauch davon zu machen. Das einzige, warum dieſe Wahlfreyheit nicht ſo ſchimäriſch ſcheint, als ſie wirklich iſt, beſteht darin, weil die innern Urſachen, weshalb ihnen der Eheſtand erwünſcht ſcheint, ſo dringend ſind, daß ſie faſt immer ihre Einwilligung gern da geben, wo ihre Gebieter ſie dazu nöthigen würden, wenn ſie Luſt hätten ſie zu verweigern. Wenn uns alſo Liebe, Neigung, oder wenigſtens eigne Wahl, zur Ehe treiben, ſo werden ſie faſt immer durch ihre Situazion dazu genöthigt. Wer hätte nun wohl in dieſem Punkte mehr Urſache über das Schickſal zu klagen?

Zugegeben, daß das W. in der Ehe alles von d. Manne erhält; iſt denn das ein angenehmer Zuſtand in

Wenn das Eheband geſchloſſen iſt, ſo will ich zugeben, daß das Weib durch den Mann, wie der Verfaſſer des Buchs über die Weiber, S. 12, mit vieler Emphaſis ſagt, Stand, Unabhängigkeit, Vermögen, Ehre, alles erhält. Allein iſt

denn das ein ſehr angenehmer Zuſtand in der Welt, wenn man alle dieſe Dinge von einem Andern bekommen muß, und nicht durch ſich ſelbſt erlangen kann? Ich ſage es noch einmal, es wäre lächerlich, wenn man dieß der Unfähigkeit der Weiber zuſchreiben wollte. Zu den allermehreſten Beſchäftigungen in der Welt, die dieß alles geben, gehören ſo mittelmäßige Geiſtesfähigkeiten, daß kein Menſch behaupten kann, ſie wären den Weibern unerreichbar. Es iſt indeß keinem Weibe vergönnt, nach Selbſtſtändigkeit und nach ſolchen Stellen, die Stand und Einkünfte bringen, zu trachten. Hieran hindert ſie blos der Wille der Männer, dem ſie ſich fügen müſſen, weil dieſe ſtärker ſind, als ſie. Man ſieht das deutlich, durch die ſehr ſeltnen Fälle, wo günſtige Umſtände eine Frau in den Stand ſetzen, ein männlich Geſchäft zu treiben, und dadurch eine Art von Selbſtſtändigkeit zu erhalten.

der Welt, von einem andern in allem abhängig zu ſeyn?

Ob der Mann indeß immer erwirbt und ernährt, und ob das Vermögen immer von ihm

Berechtigt dieſes Verhältniß, wenn

es auch als allgemein angenommen wird, den M. ſich für einen Deſpoten ſeines Weibes zu halten?

herkömmt, wie jener Schriftſteller ſagt, das iſt eine Frage, deren Erörterung ich hier bey Seite ſetzen, es für den gewöhnlichſten, ja ſogar für den allgemeinen Fall gelten laſſen, und nach dieſer Vorausſetzung hier erſt die Fragen unterſuchen will: Ob dieſes den Mann zu jener Deſpotie berechtigt, wozu ihn jenes Buch überall aufhetzt? Ob das, was die Frau dem Manne dagegen giebt, mit jenem gar nicht zu vergleichen iſt, und ihn alſo von aller Pflicht der Dankbarkeit gegen dieſelbe losſpricht?

Das Weib, indem es in den Eheſtand tritt, übergiebt d. Manne unwiederbringlich ihr ganzes Weſen.

In der Ehe übergiebt ſich die Frau ganz dem Manne: alle ihre ehemaligen Verhältniſſe, ſo ſüß ſie auch ſeyn mögen, werden aufgehoben, um dieſes Einzigen willen, damit ja kein andres mit dieſem in den geringſten Widerſpruch komme, und zwar ſo ganz aufgehoben, daß ſie ſelbſt ihren vorigen Namen verliert, und den ihres Mannes annimmt, damit ſie, ſo viel Menſchen möglich, zu einer neuen, dem Manne ganz eignen Perſon werde. Nun bitte ich jeden, recht zu bedenken, ob man wohl jemanden ein größres Opfer

bringen kann, als ſich ihm ſo ganz zu ſchenken; als ihm auf dieſe Art jede Beſchaffenheit ſeiner ganzen Exiſtenz, jeden Reiz ſeines Körpers, jede Kraft ſeiner Seele zu übergeben, um den ſelbſt⸗beliebigen Gebrauch davon zu machen? Durch die Wahl eines Mannes entſcheidet das Weib ihr ganzes Schickſal; denn wenn ihr auch erlaubt wäre, im Fall ſie ſich in ihrer Wahl betrogen fände, ſich von ihm zu trennen, ſo wäre ihr dieſes Mittel ſehr unnütz, indem ſie doch auf immer alle wahre Reize für jeden andern Mann verloren hätte. Man vergeſſe nicht das: Ut flos in ſeptis etc. des Catulls. Das Geſetz der Unwandelbarkeit der Ehen iſt das einzige Rettungsmittel für die armen Frauen, ſonſt wäre ihr Zuſtand vollends höchſt elend. Ohne dieſes würde bey unſrer natürlichen Veränderlichkeit in der Liebe, und bey unſrem eben ſo natürlichen Widerwillen gegen diejenigen Frauensperſonen, die ſich ſchon andern überlaſſen haben, die Zahl der verlaßnen Frauen, welche die größten Laſten des Eheſtandes getragen hätten, und doch das

traurige Leben eines verlaßnen weiblichen Weſens führen müßten, überſchwenglich groß werden. Dabey würden die mehreſten dieſer Unglückſeligen die Höllenqual ausſtehen müſſen, ihre Kinder andern Müttern zu überlaſſen. Man ſieht alſo, daß das Weib, indem ſie ſich einem Manne ergiebt, in allen Fällen einen entſcheidenden Schritt thut, der für ſie nichts anders als die ſchrecklichſten Folgen haben kann, wenn er übel ausſchlägt. Ueberſchreitet ſie die Schranken, innerhalb welcher die Geſetze die Unauflöslichkeit der Ehen feſtgeſetzt hat, ſo kann der Mann ſich ſogleich von ihr losmachen, und es verändert ſich in ſeiner Lage nichts Weſentliches. Der Weg zu jedem andern liebenswürdigen Weibe, auf welche er, nach ſeinen übrigen Umſtänden, Anſpruch machen kann, bleibt ihm offen. Für die Frau iſt der Fall ganz anders. Es iſt ein ſchrecklich Unglück für ſie, wenn der Mann die für ihn beſtimmten ähnlichen Gränzen in Anſehung ihrer übertritt. Gemeiniglich iſt es aber ein noch viel größeres, ſich ganz von ihm zu tren-

trennen. Sagt es, ihr Weiber, die ihr von euren Männern getrennt herumirrt; und wenn ihr ſchon zu dieſer Trennung berechtigt waret; und wenn euch ſchon eure Vermögensumſtände über tägliche Nahrungsſorgen wegſetzen; und wenn ſchon übriggebliebne Reize des Körpers, oder dauerhaftere Reize des Geiſtes, euch noch eine Weile flüchtige Huldigungen verſchaffen; fühlt ihr nicht die gröſste Unbehaglichkeit in eurem Zuſtande? Fühlt ihr es nicht, daſs euch die Welt nur eine halbe, mehr aus Mitleid als aus innerm Gefühl entſpringende Achtung bezeugt? Fühlt ihr es nicht, wie faſt unmöglich es euch wird, noch wahre Liebe in irgend einem Herzen anzufachen, und welch trauriges, verlaſsnes, ungeſchätztes, ungeliebtes Alter euch erwartet?

Dieſs Geſchenk wird für das, was das W. dagegen erhält, nicht ſo aufgewogen, daſs ihr kein Recht auf weitere Dankbarkeit von Seiten

So verſchieden iſt das Loos der Weiber von dem Looſe der Männer in der Ehe! Und da frage ich: Ob der ſtandesmäſsige Unterhalt, den der Mann der Frau zukommen läſst, ein völlig hinlänglicher Erſatz für alles das iſt, was dieſe aufopfert, indem ſie ſich ihm ſo gänzlich hingiebt

des Mannes übrig blieb.

und weihet; und ob dieſes jede andre Aeußerung von Dankbarkeit, und jedes Recht auf Schonung, auf Achtung für ihre Glückſeligkeit, auf Bemühungen, alle Gelegenheiten zum Verdruß von ſeiner Seite zu entfernen, aufhebet?

Stelle aus d. B. üb die W. die von einem erbitterten Gemüthe gegen dieſelben zeget.

Die Stelle aus dem Buche über die Weiber, auf die ich hier deute, iſt ſo ſeltſam, daß ich ſie mit ihren eignen Worten herſetzen muß. „Verheirathet dauert gemeiniglich die Idee der „Superiorität ihres Geſchlechts bey den Wei„bern der großen Welt fort. Sie ſehn „den Mann, der erwirbt und ernährt, durch „den ſie Stand, Unabhängigkeit, Vermögen, „Ehre, alles haben, als Nebenperſon an. „Ihre Sorge iſt faſt ausſchließend für ſich, ih„ren Putz, ihre conventionellen Bedürfniſſe. „Wenn ſie ja Achtung für ihres Mannes Beruf „und Geſchäfte haben, ſo iſt es, in ſo weit ſie „dadurch als Frauen ſolcher Männer andre Wei„ber verdunkeln. — Unterhaltend zu ſeyn er„laſſen ſie ihren Ehemännern, für die ſie immer, „wenn ſie nicht ganz verderbt ſind, einige Ach-

„tung hegen, weil ſie ihre Männer ſind. Da „ſie aber immer amüſirt ſeyn wollen, ſo ſehen „ſie die übrigen Männer als nur dazu beſtimmte „Geſchöpfe an, die ſich dieſe Beſchäftigung zur „großen Ehre anrechnen müſſen. — Dichter „und Romanenſchreiber, moderne Philoſophen „und moderne Theologen, tragen immer mehr „bey, dieſen Egoiſmus, dieſe übertriebnen Prä„tenſionen zu vermehren.“ Zum Beweiſe dieſes letztern Satzes wird Thomas mit ſeinem Eloge des Femmes und Lavater angeführt, zu welchen ſeit einiger Zeit nervenkranke Damen reiſen ſollen, wie ſie vordem zu Michel Schuppach reiſeten.

Wenn Mangel an aller Wahrheit, ein ſolcher Mangel nämlich, der allen Begriffen der geſunden Vernunft zuwiderläuft, und den alſo der Verfaſſer, da man ihm dieſe nicht abſprechen kann, ſelbſt fühlen muß, einen Satz zum Beweiſe eines erbitterten Gemüths gegen die Menſchen, denen er zum Nachtheil gereichte, machen kann: ſo iſt es, glaube ich, bewieſen, daß dieſer

Schriftſteller mit erbittertem Gemüthe gegen das weibliche Geſchlecht ſchrieb.

Schwankende Ausſage dieſes Schriftſtellers in Anſehung der Klaſſe von Weibern, die er meynt.

Man bemerke erſtlich, wie unbeſtimmt ſeine Ausſage durch das Beywort, **Weiber der großen Welt**, wird. Wenn ich gegen einige ſeiner Vertheidiger die Falſchheit ſeiner Sätze erwieſen habe, ſo haben ſie vorgeſchützt, ſeine Abſicht ſey nur geweſen, die Sitten der Weiber dieſer Art zu ſchildern. Iſt das wahr, ſo hätte er es müſſen auf dem Titel ſeines Buchs andeuten. Dieſer aber kündigt Betrachtungen über die Weiber im Allgemeinen an. An einem andern Orte wirft er dieſelbe hohe Meynung von ſich, und vermuthlich alſo dieſelben daraus entſpringenden Fehler, den Weibern vor, **auf deren Erziehung man einige Sorgfalt wendet**. Dieſe gehören aber doch gewiß bey weitem nicht alle zur **großen Welt**. Ich muß alſo ſeine eigentliche Meynung rathen, und ſollte ich falſch rathen, ſo kann nicht mir, ſondern blos ſeiner unbeſtimmten Art ſich auszudrücken, ein Vorwurf deshalb gemacht werden.

Menſchen die etwa ein oder ein paar tauſend Thaler Beſoldung oder Einkünfte haben, können doch wohl heutzutage nicht zu der großen Welt gerechnet werden. Es würde mir ſonſt leicht ſeyn zu beweiſen, daß ſeine Schilderung auf dieſe gar nicht paßt; allein er würde mir auch einwenden, die hätte er nicht gemeynt. Darunter können alſo nur die gezählt werden, die ihr ſehr hoher Stand, oder ſolche Reichthümer auszeichnen, wodurch man über alle Bedürfniſſe weggeſetzt wird. Und was wäre es nun, wenn auch alles, was er behauptet, von den Weibern dieſes Standes wahr wäre? Iſt ihre Anzahl nicht ſo gering, daß das Reden darüber gar nicht die Mühe lohnt? Kann daraus dem Geſchlechte der geringſte Vorwurf gemacht werden, da die äußerlichen Urſachen des Verderbens hier ſichtbarlich vor Augen liegen, und auf ein Geſchlecht ſowohl wirken, als auf das andre? Unnöthigkeit aller Arbeit zum Wohlſtande erzeugt Müßiggang; Müßiggang Langeweile; Langeweile allerhand unſinnige Leidenſchaften und Einfälle. Die Mit-

Was etwa den Weib. der großen Welt vorgeworfen werden kann, gereicht nicht dem Geſchl. ſondern allenfalls blos dem Stande zum Tadel.

tel, dieſe zu vergnügen, ſind bey der Hand, benebſt allen Mitteln, den mehreſten äußerlichen böſen Folgen derſelben zu entgehen, und letztere werden ſowohl durch das eigne wechſelſeitige Intereſſe der großen Welt, als durch das niederträchtige kriechende Weſen der kleinen Welt hervorgebracht. Wäre es Wunder, wenn bey ſolchen Umſtänden noch weit mehr Thorheiten in der großen Welt herrſchten, als man wirklich ſieht.

Die mehreſten Behauptungen in der angeführten Stelle paſſen nicht einmal auf die W. der großen Welt.

Allein auf dieſe Klaſſe paſſen wieder nicht die mehreſten Sachen, die dieſer Schriftſteller hier ausſagt. Da erwirbt der Mann nicht, dort erhält die Frau von ihrem Manne weder Stand noch Ehre. Der Mann hat da immer ſein eigenthümliches Vermögen. Die Aemter werden nicht ſeiner Perſon, ſondern ſeinem Namen gegeben. Er heirathet nicht weil er liebt, oder wen er liebt, ſondern weil die Familie erhalten werden muß; und er muß die Perſon nehmen, die dem Intereſſe des Hauſes am angemeſſenſten iſt. Dieſe Frau iſt ihm blos Kinderzeugerinn, und

in dieſer Rückſicht iſt ihr ihr Stand, ſind ihr ihre Einkünfte für dieß Geſchäft durch das Herkommen eben ſo feſtgeſetzt, als der Gehalt für jede andre Amtsverrichtung. Hätte der Mann auch dieſe Frau nicht geheirathet, ſo hätte der Standesſtolz doch nicht gelitten, daß ſie in Mangel und in Abhängigkeit gelebt hätte; ſie hätte immer ihren Rang und Stand gehabt; und dieß ſieht man deutlich daraus, weil da ſehr oft die Einrichtung getroffen iſt, daß, wenn das Weib in einem höhern Range ſteht, als der Mann, ſie die Ehrenzeichen des ihrigen auch im Eheſtande beybehält. So ſtehn die Dinge in der wirklichen großen Welt, nämlich unter dem ſehr hohen und reichen Adel. Durch Verdienſte kann ſich zwar der kleine und arme Adel auch wohl empor und bis in die große Welt ſchwingen; allein das geſchieht bey uns wenigſtens nur in den Jahren, wo zumal den Weibern, die ihnen von jenem Schriſſteller ſchuldgegebne Thorheiten vergangen ſind.

Auch haben die mehresten derselb nicht einmal einen vernünftigen Grund.

Ohne daß ich es ſage, wird ſchon jeder ein-ſehen, wie ſeltſam zum Theil, und wie unge-gründet die hier gegen die Weiber vorgebrachten Beſchuldigungen ſind. Sie ſollen den Männern erlaßen, unterhaltend zu ſeyn! Ach, das müſ-ſen ſie wohl! Wo iſt der Mann unter tauſen-den, der unterhaltend für ſeine Frau wäre? Sie ſollen nur Achtung für ihre Männer hegen, weil es ihre Männer ſind, und von Andern blos amüſirt ſeyn wollen. Mir deucht, jeder ehrliche Mann ſollte wünſchen, daß ſeine Frau von an-dern Männern nichts verlange, als daß ſie ſie amüſirten und ja nicht intereſſirten: auch muß es ihm lieb ſeyn, wenn ſie ihn vorzüg-lich achtet, weil er ihr Mann iſt. Die Frau, die ſo ſehr geneigt iſt, das Achtungswürdige an allen Mannsperſonen zu empfinden, geht gar leicht darin zu weit. Am allerſeltſamſten iſt ſein Ausfall auf den Lavaterianismus unſrer Damen. Man ſollte wahrlich denken, in Zürch wären nicht Wohnungen genug, um die aus allen Ecken Deutſchlands dahinreiſenden Frauen der großen

Welt zu beherbergen, da vielleicht kein Dutzend nerven- und kopfſiecher Weiber dieſen ſonderbaren Heiligen aufgeſucht haben mögen, um ſeine Heilkräfte an ſich zu erfahren; wenn man, wie billig, die abrechnet, die ihn auf andern Reiſen im Vorbeygehn beſucht haben, welches, glaube ich, ein jeder thun würde. Und warum ſpricht er nicht von den Männern, die ſich eben ſo um ihn geberdet haben, als die Weiber? Wahrlich es iſt eine große Frage, ob Lavater mehr Schülerinnen als Schüler hat? und überhaupt, ob es mehr Schwärmerinnen als Schwärmer in der Welt giebt? So viel iſt wenigſtens gewiß, daß alle katholiſche Länder weit mehr Mönche als Nonnen enthalten, und das beweiſt wenigſtens ganz offenbar, daß die Zahl der Schwärmer und der Heuchler zuſammen genommen unter unſerm Geſchlechte viel größer iſt, als unter dem weiblichen.

Doch genug von der großen Welt. Ich kann mich nicht rühmen, ſie ſo genau zu kennen, um über dieſelbe abzuſprechen. Zudem iſt uns

Rückkehr von dieſer Abſchweifung zur Unterſuchung der ab-

gem. Lage der Weiber in Eheſtande.

bleibt ſie immer in Anſehung des ganzen Geſchlechts eine Kleinigkeit. Ich thue alſo beſſer, denke ich, wieder zu allgemeinern Betrachtungen, über Lage und Verfahrungsart beider Geſchlechter im Eheſtande zurückzugehen.

Das W. wird durch den M. unabhängig von der ganzen Welt, um gänzlich von ihm abzuhängen.

Natur, Geſetze, Sitten und Religion machen bey uns um die Wette das Weib vom Manne abhängig. Sie übergiebt ſich ihm ganz anders, als er ſich ihr. Sträflicher Umgang mit andern Weibsperſonen ausgenommen, den ihm doch auch nur die Religion mit völlig gleicher Strenge unterſagt, ſo iſt und bleibt er in allem übrigen unumſchränkter Herr. Er verreiſet, wenn er will, bleibt aus, ſo lange er will, ſtiftet Freundſchaften, mit wem er will, zieht in ein ander Land, wenn er will: kurz er iſt und bleibt Herr, und die Frau muß folgen. Das iſt alſo jene gerühmte Unabhängigkeit, welche die Frau durch den Mann erhält. Unabhängigkeit von der ganzen übrigen Welt, um ſie ganz abhängig von ſich zu machen.

Allein

Allein dieſe Abhängigkeit muß doch wohl ein Glück für die Weiber ſeyn, da ſie ſie ſuchen und wünſchen, und ſich ſehr fürchten, nicht darein zu kommen. Das iſt ſehr wahr. Das Weib will lieber einen Herrn haben, den es vielleicht gewinnen kann, wenn es darauf alle Mühe verwendet, als zwanzig Tyrannen, durch deren Grillen ſie keinen Ausweg für ſich findet. Allein die nothwendige Wahl zwiſchen zwey ſolchen Lagen iſt doch kein Glück. Und da behaupte ich, daß es wahre Barbarey, verächtlicher Uebermuth eines Mannes iſt, ich will nicht ſagen, wenn er dieſen nachtheiligen Zwang mißbraucht, um das Weib, das ſich ihm ergeben, mit Härte zu behandeln, und ihr ihre Abhängigkeit von ihm ohne Noth bitter fühlen zu laſſen; (das wäre gar zu ſchändlich): ſondern wenn er nur nicht alles anwendet, was er kann, um ihr dieſelbe ſo ſehr als möglich zu erleichtern, um jedes Gefühl davon, das er ihr nicht ganz zu erſparen vermag, wenigſtens zu lindern; um alles, was dieß Gefühl verbittern könnte, aus dem Wege zu räumen;

Das Weib wünſcht dieſe Abhängigkeit weil ſie lieber einen Herrn, als viele Tyrannen haben will. Aber an ſich iſt dieſe Abhängigkeit kein Glück.

und mit einem Worte, um der Frau ihren Zuſtand, ſo viel es angeht, zu verſüßen.

Richtige Beſtimmung des Ausdrucks: der Mann ernährt die Fr.

Man ſagt uns: der Mann erwirbt; er ernährt das Weib. Wie ſüß müßte nicht das Gefühl ſeyn: Das Weſen, was ich liebe, erhält alles von mir; und dieſes Gefühl allein müßte einem edlen Herzen alles, was es in dieſer Rückſicht thut, ſchon hinlänglich belohnen. Aber wenn der Mann ſpricht: Ich erwerbe! Ich ernähre dich! ſo möchte es wohl mit der Liebe ziemlich ein Ende haben, und alſo wollen wir die nur aus dem Spiele laſſen. Dann bleibt es doch allemal klein und niedrig, dieß für ſo etwas großes zu rechnen, daß man darauf den Grund zu einem deſpotiſchen Verfahren, und zu einem Rechte baut, dem Weibe die Laſt aller Launen, aller kalten und oft beleidigenden Begegnungen tragen zu laſſen. Wenn's aber gerechnet werden ſoll, ſo wollen wir einmal die Gegenrechnung der Weiber machen. In der ganzen Klaſſe des gemeinen Volks, die gewiß fünf Sechstheile des Ganzen ausmachen, muß die Frau ſo gut zum

Broderwerb arbeiten, als der Mann; und ſie erwirbt mehr als ihren bloßen Unterhalt. Die höchſte Klaſſe allein, wo die Frau gar keine wirthſchaftlichen Geſchäfte zu beſorgen hat, muß hier ausgenommen werden, und man kann ihre Zahl nicht höher annehmen, als ein Zweytauſendtheil des Ganzen. Die übrigen erſparen ihren Männern alle ein Anſehnliches durch ihre Bemühungen. Wie ſehr irrt oft ein lediger Menſch, wenn er den ehelichen Stand für koſtbarer hält, als den unverheiratheten. Wenn er das rechnet, was der Gaſtwirth, die Wäſcherinn, die Nätherinn ꝛc. an Profit für ihre Mühe nehmen, was in ſeinem Haushalte unbenutzt verloren geht, und noch dazu das, warum ihn ſein Geſinde übervortheilt, welches ihm alles ſeine Frau durch ihre Sorgfalt und Oberaufſicht erſpart, ſo beträgt das oft viel mehr, als die Koſten des Unterhalts einer Frau. Folglich kann man annehmen, daß unter zweytauſend Weibern eigentlich nur eine iſt, die der Mann völlig ernährt.

Die ganze Rechnung üb. dieſen Punkt verſchwindet gegen das, was die Frau dem Manne gegeben hat.

Aber, undankbarer, hartherziger Rechner! ich ſchäme mich, dir das in die Gedanken zu bringen, was du nie vergeſſen ſollteſt. Hat nicht das Weib ſich dir ganz ergeben, indem ſie deiner Sinnlichkeit Befriedigung gewährte? Rechneſt du für nichts die Vergnügungen, die du in ihren Armen, auf Koſten ihrer Schönheit und ihrer Geſundheit, und mit Gefahr ihres Lebens, empfunden haſt? Das ſind, ſagſt du, Empfindungen, welche die Liebe gab, und die Liebe empfing. Wohl dann! wenn das iſt, ſo muß die Liebe auch der Liebe nicht vorrechnen, was ſie ihr zur Nahrung und zur Kleidung giebt. Iſt aber bey dir die Liebe erſtorben, ſo mußt du wiſſen, daß ſie dir Verpflichtungen der Dankbarkeit nachgelaſſen hat, die nichts vertilgen kann. Gehe einmal hin, und ſuche dieſe Vergnügungen eben ſo zu erkaufen! du wirſt ſehen, was ſie dir koſten werden, und was das verächtliche Geſchöpf, das ſie dir für Geld ſchenkt, dafür von dir erringen wird. Gehe in dich, unbarmherziger Egoiſt! empfinde, daß dir dein Weib ihr Alles gab, und das wahr-

haftig nicht blos die Pflicht, ſie nach deinem Stande und Vermögen zu unterhalten, ſondern auch die, ihr ihren Zuſtand ſo angenehm zu machen, als du kannſt, und zwar angenehm nach ihrem Sinn, und nicht blos nach dem deinigen, zu den heiligſtem gehört, die je Aufopferungen von Seiten eines menſchlichen Weſens gegen das andre, dieſem auferlegen können.

Wenn es erlaubt wäre, ein erhaltnes Geſchenk nach der Empfindung zu ſchätzen, die man eine Zeitlang nach dem Empfange deſſelben davon hat, ſo hätte alle Dankbarkeit ein Ende.

Wollten wir es für erlaubt halten, die Dinge allezeit nach den jedesmaligen Regungen unſers Herzens zu betrachten, und blos dieſen in unſern Handlungen zu folgen, ſo hätte es mit Tugend und Rechtſchaffenheit überhaupt wohl ein Ende: keine Tugend unter allen würde aber ſichrer völlig abgeſchaft werden, als die Dankbarkeit. Denn die Regungen vor einer empfangnen Wohlthat, und einige Zeit nachdem man ſie erhalten hat, ſind ſo gänzlich verſchieden, daß Undank ganz natürlich in eines jeden Menſchen Herzen liegt. Dieſes auf Liebe und Eheſtand angewendet, giebt den Aufſchluß zu den mehreſten Erſcheinungen, die ſie veranlaſſen.

Anwendung dieſer Betrachtung auf Liebe u. Eheſtand.

Ein Mann, der ein Weib heftig liebt, thäte wohl alles in der Welt, um ſie zu beſitzen. So will es die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft. Es iſt alſo ganz natürlich, daß bey unſern Sitten, wo das Weib den wählen kann, dem ſie ſich ergeben will, derjenige, der nach einer trachtet, Himmel und Hölle zu Zeugen anruft, wie er bereit iſt, ihr ewig alles zu Gefallen zu thun, wenn ſie die Seinige werden will. Wird ſie zumal von mehrern geſucht, oder hält mit ihrem Entſchluſſe zurück, ſo iſt keine Schmeicheley, keine Gefälligkeit, keine Unterwerfungsprobe ſo groß, die der, welcher um ſie wirbt, nicht mit Vergnügen anwendete und verhieße, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Alles das iſt natürlich, und kann nicht anders ſeyn, ſobald das Weib ein Recht auf ihre eigne Perſon hat, und man ſie nur von ihr ſelbſt erhalten kann. Von dieſen Liebesbeweiſen gerührt, ergiebt ſich nun das gute Mädchen. Nach einiger Zeit, die der perſönliche Charakter verlängert oder abkürzt, iſt die Leidenſchaft des Mannes befriedigt, und legt ſich. Das, was ihm die

Frau ſchenkte, ſcheint ihm nun gar nicht mehr den erſtaunlichen Werth zu haben, den er ihm ſonſt beylegte. Indeß konnte ſie es doch nur einmal ſchenken, und es war das allerkoſtbarſte was ſie beſaß: ihre tadelloſe Perſon. Will der Mann an die Größe des Geſchenks, an die Heftigkeit ſeines Verlangens danach, das ihn vielleicht damals bewogen hätte, das Leben darum in die Schanze zu ſchlagen, nicht weiter denken, ſo iſt die Frau verloren. Aber wäre dieſe Vergeſſenheit billig? Welchen böſen Eindruck muß ſie nicht auf das Herz des Weibes machen? Mit dem, was die Frau für den Mann thut, läßt ſich ſchwerlich eine andre Wohlthat vergleichen. Ich will indeß verſuchen, etwas ähnliches anzuführen. Was würde man von einem Menſchen ſagen, der einen Gönner fußfällig gebeten hätte, ihm eine gewiſſe Stelle zu geben; von dem er ſie auch unter der Bedingung erhalten hätte, daß er ſie niemals zu ſeinem Verdruſſe anwenden würde; der ſie aber hernach dazu gebrauchte, um ſeinen Wohlthäter aus ſeinem Platze zu verdrän-

gen, und ihn, mit dem Akkord eines zum Lebensunterhalte nöthigen Jahrgeldes, ganz in ſeine Gewalt zu bekommen. Was meynt man wohl ſollte der Wohlthäter empfinden, wenn ihm hernach jener noch dazu jeden Gulden vorwürfe, den er ihm geben müßte? O wahrlich! ſo behandeln Männer täglich ihre Weiber; und dann ſollen dieſe ſie noch lieben, ihnen gänzlich ergeben ſeyn! Wunder iſt's, daß ſo manche dennoch ihre Pflichten beobachtet, wenn wir die unſrigen ſo ſehr vergeſſen. Es ſoll ja bey den Menſchen in Anſehung ihrer Wohlthäter das Erinnerungsvermögen die Stelle des Herzens vertreten; ſie ſollen bedenken, wie ihnen zu Muthe war, als ſie die Wohlthat verlangten, und immer fort nach dieſem Gedanken, und nicht nach der durch den Beſitz und die Gewohnheit geſchwächten Empfindung handeln. Warum ſollten denn dieſe Grundſätze nicht auch auf den Eheſtand angewendet werden müſſen?

Ob es böſe Folgen nach ſich ziehen

Was würde das aber für Folgen haben, wenn die Männer fortführen, gegen ihre Frauen

ſo zu handeln, wie ſie als Liebhaber gegen ihre Geliebte thaten? Die Beſorgniß, die man deshalb hegt, ſcheint mir ſehr ungegründet. Erſtlich kann das, was Edelmuth und Rechtſchaffenheit gebieten, unmöglich wirklich böſe ſeyn und böſe Folgen nach ſich ziehen. Edelmuth gebietet aber dem Starken Schwächere zu ſchonen; und Rechtſchaffenheit zumal verlangt, daß man das einmal Verheißne treulich halte; auch dann, wenn es mühſam, wenn es nicht bequem und angenehm ſeyn ſollte. Man verheißt aber nicht blos durch Worte. Geſetzt alſo, ein Liebhaber hätte nicht ausdrücklich verſichert, er würde beſtändig zärtlich und gefällig ſeyn, welches doch gewiß eine ganze Menge täglich thun, ſo darf er ſich nicht darum für frey von dieſer Verpflichtung halten; denn er hat es durch ſein Betragen verſprochen. Was in der Welt wollte ſonſt ein ſolch Betragen bedeuten? Wie lächerlich, wenn einer behaupten wollte, es wäre blos conventionell; da doch der Liebhaber, der unhöflich und eigenwillig mit ſeiner Schönen umginge, ſicher

könnte, wenn Ehemänner mit ihren W. eben ſo umgingen, wie ſie als Liebhaber thaten. Redlichkeit gebietet es.

darauf rechnen könnte, daß ſie ihn abweiſen würde. Alſo ſoll doch dieß Betragen als eine Probe des zukünftigen nach der Ehe gelten; denn es kann unmöglich ausgemacht ſeyn, daß man es blos als Lockſpeiſe zum Fangen betrachten müſſe. Welcher Fiſch würde ſich fangen laſſen, wenn man ihm kund thun könnte, daß der gute Biſſen, den man ihm vorhält, blos dazu da ſey, um ihn feſtzuhalten, und ihn dann zu kochen und zu braten? Das wäre aber der Fall zwiſchen Mann und Weib, wenn das Betragen als Liebhaber blos als conventionell angeſehn werden ſollte. Nein, es ſoll Vorſchmack des künftigen Betragens ſeyn; das Weib betrachtet es als ſolches, und der Mann weiß, daß ſie es für nichts anders halten kann. Alſo iſt es durch die That aufgenommene Verpflichtung von ſeiner Seite, nach der Ehe ſo fortzuhandeln, wie er als Liebhaber that.

Da es mit dem entgegengeſetzten Betragen ſo viel ſchlechte Ehen

Zweitens: Da es mit dem gegenwärtigen Verfahren ſo viel ſchlechte Ehen giebt; ſo probire man es doch einmal damit, daß man ſich gegen

das Weib nach der Ehe eben ſo attent und gefällig bezeige, als vorher. Die Vernunft ſagt, daß es das einzige iſt, wodurch der Sache abgeholfen werden kann. Der ärgſte Antagoniſt der Weiber, der Schriftſteller, den ich vorzüglich widerlege, läßt den Weibern die Gerechtigkeit wiederfahren, daß ſie ſich nach dem Manne bilden, auch dann, wenn ſie ſchon in reifern Jahren heirathen. Dieß zeigt eine natürliche Weichheit des Charakters, welche gute Begegnung durch ein gleiches Betragen zu erwiedern geneigt iſt. Und ſo verhält ſich's auch in der That. Allein daß die ſchleunige Veränderung des Betragens, die aus einem höchſt gefälligen und aufmerkſamen Liebhaber einen deſpotiſchen, ſelbſtſüchtigen Ehemann macht, ein Gemüth erbittern muß, das iſt natürlich, und daraus entſtehen gewiß die meiſten Fehler der Weiber.

giebt, ſo ſollte man es doch mit dem hier vorgeſchlagnen verſuchen.

Endlich aber iſt die Furcht, daß böſe Weiber dieſe Gefälligkeit mißbrauchen möchten, nichtig. Es giebt allerdings einige böſe und laſterhafte Gemüther unter den Weibern. Allein die muß

Wenn wirkl. böſe W. dieß Verfahren mißbrauchen wollten, dann wäre es allenfalls Zeit, die

Macht zu gebrauchen, die Natur, Geſetze u. Sitten dem Manne geben, um ihnen Einhalt zu thun.

man vermeiden; man muß mehr auf den moraliſchen Charakter derjenigen ſehen, die man zur Gattinn wählt, als man gemeiniglich thut. Wenn man aber das Unglück gehabt hat, ſich mit einem ſolchen Geſchöpfe zu verbinden, dann iſt es Zeit, die Kraft, welche die Natur, die Geſetze und die Sitten dem Manne geben, zu zeigen, und wirken zu laſſen. Ein rechtſchaffner Mann wird auch als Liebhaber den Thorheiten ſeiner Geliebten nicht fröhnen, am wenigſten ſich Thorheiten durch ſie gebieten laſſen; und alſo braucht er das auch als Mann nicht zu thun. Aber auf die möglichen Thorheiten einer Frau gleich los zu tyranniſiren, wie die mehreſten Männer thun, das iſt unrecht, und das verdirbt auch die mehreſten Frauen.

Daß wenige Weiber das hier angeprieſene Betragen mißbrauchen würden, erhellt aus der ihnen natürl. Fähigkeit, ſich nach dem Cha-

Keine Vorſtellung iſt irriger und ungerechter, als die, daß alle Weiber Hang zum Böſen haben, und daß alſo die mehreſten die Güte des Mannes, und jenes billige Betragen mißbrauchen würden. Jene beugſame Gemüthsart, wonach ſie ſich von ſelbſt nach dem Manne bilden,

bezeugt hinlänglich das Gegentheil. Einem auf- merkſamen Beobachter muß es auch auffallen, wie fälſchlich man die Schuld aller böſen Ehen immer der Frau beymißt. Er wird im Gegen- theil ſehr oft finden, daß ſie an dem Manne liegt. Es giebt allerdings böſe Frauen; aber ſehr viele, die es durch den Mann werden. Es liegt in der Natur der Sache, daß außerdem ihre Zahl noch eingeſchränkter wäre, als ſie wirklich iſt; da ſie ſchwächere Leidenſchaften und weniger Kraft beſitzen, diejenigen durchzuſetzen, die ſie empfin- den. Die wahre Urſache, warum man die Schuld der böſen Ehen ſo allgemein und ſo laut den Wei- bern beylegt, kömmt daher, weil wir gar nicht glauben wollen, daß wir unrecht haben könnten, und weil wir in der Welt das große Wort füh- ren. Man darf nur die Klagen hören, die ge- meiniglich gegen die Weiber vorgebracht werden, um ihre Unbilligkeit einzuſehen.

rakter ihres Mannes zu bilden.

Von der erſten und allgemeinſten, nämlich von ihrer gränzenloſen Liebe zum Putze, habe ich ſchon gehandelt. Ich will alſo nur hier ei-

Ob die Urſa- chen der böſen Ehen mit Recht d. weibl. Geſchl. haupt-

ſächlich zuge-ſchrieben wer-den können. Erſte Urſache: Ihre Liebe zum Putz. Noch einige Betrachtungen darüber.

niges nachholen. Eine Frau, ſagt man, koſtet heutzutage ſo viel zu unterhalten, daß man nicht heirathen kann: das macht die Ehen viel ſeltner, weil niemand ſich getraut, das zu erſchwingen, was der Putz der Frau erfordert. Die große Allgemeinheit dieſer Klage beweiſet allein ſchon ihren Ungrund, oder vielmehr ihren wahren Grund: daß nämlich die Männer glauben, alles was ſie für ihre Weiber hingeben, ſey ein ſich ſelbſt entzognes, und ohne Verpflichtung gegebnes Geſchenk. Nur wenig Weiber fordern von ihrem Manne mehr zu ihrem Putze, als ſeine Vermögensumſtände zulaſſen, wenn ſie nur bey ihm einige Billigkeit in der Vertheilung der Ausgaben ſehen. Mit Recht können ſie aber verlangen, daß der Mann etwas von ſeinem Genuſſe dem ihrigen aufopfre, und zumal, daß er es mit einer guten Art thue. Haben ſie nicht auch alles für ihn aufgeopfert? Hat er nicht das Glück, eine Frau und zwar ſie zu beſitzen. Will er das für keins rechnen? Warum nahm er eine? Warum wünſchte er ehemals ſo ſehnlich, daß ſie

ſich entſchließen möchte, die Seinige zu werden? Wenn er ihnen vorgeſagt hätte, daß er hernach ſo unbillig werden wollte, ſo würden ſie ſich nicht dazu entſchloſſen haben. Das ſind die Empfindungen, die nothwendig in dem Herzen einer Frau aufſteigen müſſen, wenn ſie ſieht, wie der freygebige Liebhaber ein für ſie karger Ehemann geworden iſt. Eben deswegen, wird man ſagen, giebt es auch ſo viel Menſchen, die nicht heirathen wollen. Allein auch daran thun ſie unrecht, daß ſie die heiligſte Beſtimmung des Menſchen aus bloßer Selbſtſucht nicht erfüllen wollen. Liegt etwa in der Ausübung ſeiner Pflichten keine Süßigkeit, die einige Aufopferungen verdiente? Indeß muß ich noch hiebey bemerken, daß ſich in dem Worte Putz eine magiſche Kraſt befindet, die den Eindruck jener Klagen durchgängig vermehrt. Man hält dieſes für etwas unnützes, überflüßiges, wobey jede Ausgabe mit Recht tadelnswürdig ſcheint. Allein man bedenkt nicht, daß der Putz das einzige Vergnügen des weiblichen Geſchlechts iſt, weil

Schönheit ihren Hauptvorzug ausmacht. Wenn man die Sache ſo betrachtet, ſo dürfte es wohl viel billiger ſcheinen, daß der Mann auch einen verhältnißmäßigen Antheil ſeiner Einkünfte auf das Vergnügen des Weibes anwende. Er verthut ja immer ſo viel für das ſeinige! Und wenn das noch ſo edel wäre, wenn z. B. ſeine Ausgaben in Sammlung eines Bücherſchatzes beſtünden, ſo verlangt die Billigkeit, daß er dem etwas entziehe, um auch ſein Weib zu vergnügen. Wenn wir dabey mit einiger Billigkeit verſühren, die Weiber zumal als Freundinnen behandelten, und ſie ganz in die Charte unſrer Angelegenheiten ſehen ließen, damit ſie ſich von dieſer unſrer Billigkeit überzeugten, ſo würden wir ſehen, wie wenige unter ihnen die Putzliebe über die Gränzen derſelben zu treiben verlangen würden. Ich habe gemeiniglich beobachtet, daß die Männer, die ſo verfahren, wie ich es hier ſage, häusliche und vernünftige Weiber haben. Aber freylich die Frau, die nicht als eine Freundinn behandelt wird, muß, wenn ſie als eine Freundinn

han-

handeln ſoll, einen erſtaunlich erhabnen Grad von Tugend beſitzen, der ſich bey vielen unmöglich erwarten läßt.

Zweite Urſache: Ihre Luſt zu herrſchen.

So grundlos, wie die Klagen über die weibliche Verſchwendung ſind auch die über ihre Herrſchſucht. Voltärens Erzählung, Ce qui plait aux dames, iſt gewiß allerliebſt, und eben ſo wahr. Was ſagt ſie aber am Ende, als daß es Tag iſt, wenn die Sonne ſcheint? Jeder Menſch hat ſeinen eignen Willen, und ſein größtes Vergnügen beſteht darin, wenn ihm ſein Wille geſchieht. Will man dieß Herrſchſucht nennen, ſo iſt Herrſchſucht eine allgemeine Eigenſchaft aller menſchlichen Weſen. Warum wird ſie denn beym weiblichen Geſchlechte ſo bitter bemerkt? Weil wir von den Weibern verlangen, daß ſie keinen andern Willen haben ſollen, als den unſrigen. Weil jede Aeußerung ihres Willens als etwas ungewöhnliches bemerkt, und mit einem böſen Namen gebrandmarkt wird. Wenn ſie alſo einen entgegengeſetzten Wunſch äußern, und es verſuchen ihn durchzuſetzen, ſo

heißt das Herrſchſucht, es mag die Sache noch ſo wichtig für ſie und noch ſo billig ſeyn; wenn ſie nicht gleich dem Verlangen des Mannes das ihrige unterwerfen, ſo heißt es Eigenſinn. Wenn ſie bey dieſer mühevollen Unterwerfung nicht ſo gleich freudig und freundlich ſind, ſo heißt das böſe Laune. Wir handeln indeß immer fort, ohne auf die Weiber die geringſte Rückſicht zu nehmen, und dann können wir noch über dieſe Fehler klagen!

Weiber thun lieber von ſelbſt, was der M. wünſcht, als daß ſie ſich dazu zwingen laſſen.

Es iſt eine Bemerkung, die ihrem feinen Gefühle zur Ehre gereicht, daß ſie den Wünſchen des Mannes willig zuvorkommen, und ſeinen Launen ausweichen; daß es ihnen aber verdrüßlich iſt, in ſeinen Willen hinein gezwungen zu werden. Hätten wir, ich will nicht ſagen völlig dieſelbe Aufmerkſamkeit gegen ſie in allen Dingen, die nicht weſentlich zu unſerm Wohle gehören, welches doch eigentlich billig und edel von uns gehandelt wäre; ſondern nur die Hälfte davon: ſo würde Zank und Streit in der Ehe weit ſeltner ſeyn, als anjetzt. Aber ein Weſen, das

gemeynt hat, einen billigen Bund mit einem andern einzugehen, zu welchem dieſes ihm alle mögliche ſchmeichelhafte Anlockungen vorgehalten hat, und das hernach weder im Thun noch im Laſſen einen Willen haben ſoll; das kann dieſen Zuſtand nicht immer ganz geduldig ertragen, und muß ihm ſuchen auf eine oder die andere Art abzuhelfen.

Dritte Urſache: Ihre Liſt. Aus welchen Gründen ſie dazu genöthigt werden.

Als eine Folge von dieſer Lage und von den daraus entſpringenden Verhältniſſen, äußert ſich noch eine Eigenſchaft bey den Weibern, die man ihnen bitterlich vorwirft, und die ſie doch eigentlich gewiß ungern gebrauchen: ich meyne Liſt, Verſchlagenheit, Falſchheit. Dieſer Vorwurf iſt aber höchſt ungerecht. Man muß einſehen, daß ſie ſich nicht anders als dadurch helfen können. Einen eignen Willen haben ſie doch nun einmal als menſchliche Weſen. Allein nach dem fragt niemand; mit Gewalt können ſie ihn nicht durchſetzen, ja ſie ſollen ihn nicht einmal äußern. Wozu ſollen ſie denn ihre Zuflucht nehmen, um ihn wenigſtens dann und wann auszuführen?

Wird nicht der kraft- und muthvolle, hochherzige Mann, auch dann, wenn er ſehr einfältig iſt, in der Sklaverey liſtig? Zeigt nicht das unwiſſende Kind große Liſt, wenn es auf keine andre Weiſe zu ſeinen Wünſchen gelangen kann? Und das ſchwache aber ſein empfindende Weib ſollte nicht im höchſten Grade liſtig ſeyn können, wenn es die Noth erfordert? Wer das will, der verlangt, daß Urſachen keine Wirkungen hervorbringen. Wollen wir Männer aufrichtige Weiber haben, ſo müſſen wir ſie nach der allgemeinen Regel behandeln, nach welcher man allein aufrichtige menſchliche Weſen um ſich haben kann. Wir müſſen ſie frey ihren Willen äußern laſſen; uns demſelben, ſo oft es angehn will, gefällig bezeigen, und wenn es nicht möglich iſt, ihnen die Gründe davon aus einander ſetzen. Verlangt man denn nicht, daß Aeltern auf dieſe Art gegen ihre Kinder verfahren; und wie mancher Vater thut es nicht auch gegen das ſeinige? Und wir ſollten nicht eben ſo mit einem vernünftigen Weſen, als das Weib iſt, umgehen? Wenn doch

diejenigen, die über Liſt der Weiber klagen, es erſt verſuchten, nicht blos in Worten, ſondern auch in Thaten das Verhältniß eines Freundes gegen ſie anzunehmen, und ihnen nicht immer wie Herren zu begegnen: wenn ſie ſelbſt das Vertrauen zeigten, das ſie fordern; wenn ſie alle gemeinſchaftliche Sachen gemeinſchaftlich überlegten, und dann eben ſo ausführten: dann würden gewiß die allermeiſten finden, daß ſie zutrauliche und aufrichtige Weiber haben. Sehen dieſe aber, daß ſie keinen Wunsch äußern dürfen, ohne den Unwillen des Mannes zu reizen, daß es immer gleich heißt: Das geht nicht, das will ich nicht. Sehen ſie, daß die Männer ſie im gemeinſchaftlichen Bunde für nichts, ſich aber für alles rechnen; dann müſſen ſie wohl ſuchen uns zu überliſten; dann werden falſche Liebkoſungen, falſche Reden, falſche Thränen, falſche Krankheiten, und gar endlich Bündniſſe mit Andern gebraucht werden, um ihre Abſichten dennoch durchzuſetzen; und dieſe durch Noth erſonnene

Mittel werden hernach freylich gemißbraucht werden.

Vierte Urſache: Hang zur Untreue. Unterſuchung dieſes ihnen ſo häufig gemachten Vorwurfs.

Dieſem Betragen iſt ein Fehler vorzüglich zuzuſchreiben, der ihnen oft bitterlich vorgeworfen wird, den man mit Recht als den größten im Eheſtande betrachtet, und welchem Liſt und Falſchheit als Hauptmittel dienen. Dieſer Fehler, von dem ich bis jetzt nicht geredet habe, verdient eine ganz beſondre Unterſuchung. Es iſt kein andrer, als Untreue.

Fragen, die ſich dabey zuerſt darbieten.

Iſt der Vorwurf, den man den Weibern desfalls macht, gegründet? Sind die treuloſen Weiber ſo häufig, als es Satyriker und Moraliſten behaupten? Iſt der Hang dazu ſo groß bey dem weiblichen Geſchlechte, als es etliche Schriftſteller nicht nur behaupten, ſondern als es der bey weitem größte Theil des menſchlichen Geſchlechts zu empfinden ſcheint, da in ſo vielen Ländern die ſchrecklichſten Mittel angewendet werden, um ihm entgegen zu arbeiten? Iſt endlich dieſer Fehler ſo etwas verderbliches, daß dieſe Mittel dadurch gerechtfertigt würden? Das

ſind die Fragen, die ſich hier zu allererſt dem Gemüthe darſtellen, und die ich beantworten muß.

Das Weib hat eine ganz beſondre Eigenſchaft, nämlich die, auch ohne eigentliche Liebe oder Neigung, ſelbſt ohne ſinnlichen Reiz, ſeine Gunſtbezeugungen ertheilen zu können. Daß dieß eine an ſich gute Eigenſchaft ſey, kann darum nicht bezweifelt werden, weil ſie durchaus nöthig iſt. Vermöge ſeiner Lage muß ſich das Weib einem Manne ergeben. Vermöge eben dieſer Lage muß es warten, bis einer kömmt, der ihr dieſen Antrag thut. Unmöglich kann dieſer Mann immer derjenige ſeyn, der am fähigſten wäre, ihr die Leidenſchaft der Liebe einzuflößen; dieſes müßte ſogar eher der ſeltnere als der gewöhnliche Fall ſeyn, wenn nicht die Natur wahrſcheinlich die Einrichtung getroffen hätte, daß ihre Liebe mehr durch den Anblick der Liebe des Mannes, als durch den Eindruck, den er auf ihre Sinne macht, gereizt würde. Indeß, da alles Gute auch ſeine Ungelegenheiten mit ſich bringt, ſo kann

Das Weib hat die ihm durchaus nöthige Eigenſchaft, ſeine Gunſtbezeugungen ohne Liebe u. ſelbſt ohne ſinnl. Reiz ertheilen zu können.

es auch nicht fehlen, daß dieſe Eigenſchaft nicht auch manche ſonderbare Erſcheinungen hervorbringe, die man anders wünſchen möchte.

Erſte Ungelegenheit dieſer Eigenſchaft: daß ſie den Weibern eine gewiſſe Liſt nöthig macht.

Die erſte iſt unſtreitig die, daß dadurch, unabhängig von dem Betragen des Mannes, eine gewiſſe Liſt ſehr vielen Weibern nothwendig wird. Wir ſind eitle Geſchöpfe, wir wollen geliebt ſeyn; Freundſchaft, Dankbarkeit, Gefälligkeit würde uns nicht hinreichend ſcheinen, wenn uns das Weib die verhieße. Sie ſoll Liebe empfinden. Die unwiderſtehlichſten Gründe nöthigen aber tauſend Weiber, ſich Männern zu ergeben, die ſie nicht eigentlich lieben, ſondern nur ſchätzen. Was ſollen ſie thun? Da müſſen ſie wohl Liebe heucheln. So wie wir oft Bedienungen annehmen, deren Pflichten wir gar nicht aus Neigung erfüllen; ſo müſſen ſie oft die Verbindung mit einem Manne eingehen, dem ſie nicht aus inniggefühlter Neigung zugethan ſind; denn ein Mann iſt gar zu ſehr für ſie, was für uns ein Amt iſt: beides nämlich Verſorgung. Wenn wir, in ſolchem Falle, unſre Pflichten nur thun, ſo hat niemand

weiter etwas an uns zu fordern. Die Weiber ſollen die ihrigen aber con amore thun; das iſt die Kunſt, und dieſe Kunſt heißt Heucheley. Weiber müſſen alſo heucheln lernen, und zwar nicht ein wenig, ſondern ganz meiſterhaft. Sonſt können ſie in der Welt gar nicht fortkommen.

Ein Gegengewicht wider dieſe Ungelegenheit liegt in der Mäßigung ihrer Leidenſchaften.

Hätten ſie ſo heftige phyſiſche Triebe, und alſo zum Lieben einen ſolchen Hang als wir, ſo wäre bey dieſer Lage der Sachen Treue im Eheſtande von ihrer Seite eine wahre Unmöglichkeit. Allein die haben ſie nicht, das iſt oben ſchon geſagt worden; und alſo hat die Natur das Gleichgewicht in dieſem Punkte ziemlich wieder hergeſtellt, und allgemeine Unordnungen ſattſam verhütet. Die Anzahl der Nationen, die geglaubt haben, die ſtrengſten Mittel anwenden zu müſſen, um denſelben entgegen zu arbeiten, darf uns in dieſem Urtheile nicht irre machen. Es gründet ſich ihr Verfahren hierin auf zwey ganz wahre Beobachtungen. Nämlich erſtlich die, daß der Mann gemeiniglich nach jedem Genuſſe, den ihm die Gelegenheit darbietet, begierig iſt.

Zweitens, daß das ſchwächere Weib den Zudringlichkeiten des Mannes nicht immer widerſtehen kann. Sie ſetzen alſo das Weib mehr gegen die Angriffe des Mannes, als gegen ſeine eignen verdorbnen Neigungen in Sicherheit. Ein moraliſcher Satz der Chineſer, den ich irgendwo geleſen habe, ohne den Ort anführen zu können, beweiſt dieſes deutlich. Er ſagt: „Es gehöre „eine ſehr große Tugend dazu an einem Manne, „wenn er einer Frau, mit der er ſich allein be„findet, nicht Gewalt anthut.“ Dazu kömmt nun noch, daß in jenen Ländern die Vielweiberey und Veränderlichkeit des Mannes alle wahre und innige Verbindung zwiſchen ihm und dem Weibe unmöglich macht, wodurch auch Treue aus Anhänglichkeit gänzlich wegfallen muß. Es wäre alſo höchſt ungerecht, von dieſem Verhältniſſe und deſſen Wirkung auf das Betragen der Weiber in Ländern, wo ſie frey ſind, zu ſchließen. Die Freyheit, die wir dem weiblichen Geſchlechte laſſen, welche alle Aeußerungen der Gewalt gegen daſſelbe, um ſeine Gunſtbezeigungen zu er-

halten, als etwas abſcheuliches ausſchließt, laſſen den phyſiſchen Urſachen freyeres Spiel; und da dieſer ihre Wirkung ſchwächer beym weiblichen Geſchlechte iſt, ſo wird Untreue dadurch verhältnißmäßig ſeltner.

Die moral. Schranken, worin wir die W. einſchließen, ſind ein viel ſichereres Erhaltungsmittel ihrer Tugend, als die phyſiſchen, worin ſie der Morgenländ. zwingt.

Die phyſiſchen Schranken, die man in ſo vielen Ländern um das weibliche Geſchlecht gezogen hat, laſſen es ohne alle Vertheidigung, ſobald ſie nur einen Augenblick durchbrochen werden können; und welche entſetzliche Mühe koſtet es nicht, ſie zu verwahren. Das können nur wenige Große und Mächtige. Daher ſind gewiß die moraliſchen, wodurch es bey uns zurückgehalten wird, viel ſichrer; denn ſie begleiten es in allen Lagen des Lebens. Die Weiber haben bey uns Ehre und Achtung, und viele äußerliche Vortheile, die davon abhangen. Dieſe geben ſie nicht, wenigſtens nicht ohne verhältnißmäßige Reitzungen hin. Schwer iſt es alſo ein Weib bey uns zur Untreue zu reizen, da die Sinne ihnen von Natur ſeltner Anlaß dazu geben. Es liegt daher, deucht mich, in unſrem Betragen

ein viel ſichrer Verwahrungsmittel für die weibliche Tugend, als in der Behandlung der Völker, die ſie dazu zwingen wollen.

Ob die Weiber recht haben zu retorquiren, u. uns unſre häufigen Untreuen vorzuwerfen, um die ihrigen auf die A t zu rechtfertigen?

Die Weiber, und einige Männer, die geſucht haben, ſie wegen dieſes Vorwurfs zu rechtfertigen, haben das Mittel ergriffen zu retorquiren, und uns vorzuwerfen, wir begingen eben ſo häufig und häufigere Untreue als ſie. „Wo „iſt der Mann,“ haben ſie geſagt, „der den Liebkoſungen einer hübſchen, oder den Geſchenken „einer reichen Frau widerſtehen würde, wie doch „manche Weiber thun? Ja vielmehr laufen ſie „andern Weibern, ſobald ſie nur den geringſten „Anſchein eines glücklichen Erfolgs erblicken, „eifrigſt nach.“ Sie hätten dieſem Vorwurfe, der allerdings wahr iſt, noch hinzufügen können, daß der Mann ſeine Frau wo nicht immer aus Liebe gewählt hat, doch immer aus Liebe hätte wählen können; und wenn er es nicht gethan hat, ſo iſt ihm allein die Schuld zuzuſchreiben. Die Frau wird aber oft, durch alles was Menſchen nur nöthigen kann, gezwungen, den Mann

zu nehmen, den ſie nicht liebt. Folglich findet bey jenem immer wahre eigentliche Untreue und Wankelmüthigkeit ſtatt; bey dieſer aber oft nichts weniger als dieſes. Was wäre wohl von dieſer Rechtfertigung zu halten?

Ehe ich dieſes unterſuche, muß ich eine Bemerkung machen: daß man nämlich das Uebel weit ärger ſchildert als es iſt. Bey weitem die mehreſten Menſchen folgen der Ordnung der Natur in allen Dingen, und alſo auch im Eheſtande, denn ſie iſt die ſicherſte und die bequemſte. Die Sinnlichkeit der Männer iſt groß, das iſt wahr; allein ſelbſt dieſe, wenn ſie nicht durch Kunſt und böſe Gewohnheit angefacht iſt, findet in ſich ſelbſt das Gegenmittel gegen ihre Ausſchweifungen, indem ihr das bequemſte Befriedigungsmittel das willkommenſte iſt. Untreuen in der Ehe erfordern Zeit, Mühe, Geld. Alles dieſes macht, daß bey weitem die mehreſten Männer ſich treu und ordentlich an ihre Weiber halten. Was hierin Liebe, oder Gedanken an Pflicht nicht vermögen, thun Beſchäftigungen, Phlegma,

Man ſchildert den Unfug mit der weibl. Untreue ärger, als er in der That iſt.

Hang zur Sparſamkeit, Sorge für die Geſundheit. Dieſes iſt beſonders von den niedern Ständen wahr, welche allezeit der Natur treuer bleiben, als die höhern. Wenn ich meine Erfahrungen alle in meine Gedanken zurückrufe, ſo glaube ich behaupten zu können, daß unter ſechs Ehen etwa nur eine ſeyn dürfte, wo der Mann in der Treue ausſchweift, und die Zahl derer, wo es das Weib thut, iſt gewiß noch viel geringer. Dieß aber iſt hinreichend, um meine Behauptung zu rechtfertigen.

Man muß dieß indeß nur von einem Hange zur Untreue, nicht v. einem einzelnen Fehltritte verſtehn, der in einem langen Leben immer möglich iſt.

Indeß muß man, wenn von Treue im Eheſtande die Rede iſt, noch eine Bemerkung anſtellen, wodurch die Sache in einzelnen Fällen immer ſchwer zu entſcheiden bleibt. Das menſchliche Leben dauert viele Jahre, und jedes Jahr hat dreyhundert und fünfundſechzig Tage, davon jeder vierundzwanzig Stunden hält. Bey dieſem langen Zeitraume eräugnen ſich, ſelbſt in einem einförmigen Leben, dergleichen die mehreſten Menſchen führen, ſehr mannichfaltige Begebenheiten; man kömmt dabey in ſehr verſchiedne La-

gen und Verhältniſſe. Daß nicht da manchem rechtſchaffnen Manne, ja ſelbſt mancher redlichen Frau der Fuß im Eheſtandspfade geſtrauchelt haben ſollte: daß nicht unter den hundert und fünfundſiebenzig tauſend, dreyhundert und zwanzig Stunden, welche ein Zeitraum von zwanzig Jahren enthält, einmal eine unglückliche für die Tugend der ehelichen Treue, bey Mann oder bey Weib eingetreten ſeyn könnte: wer wollte das ſicher behaupten? Es iſt alſo hier nicht von einem allezeit möglichen Fehltritte die Rede, der, wenn ihn Unbekanntheit vor den Augen der Menſchen und ewige Vergeſſenheit verſchlungen hat, nicht in Anſchlag gebracht, ſondern der menſchlichen Schwachheit zugeſchrieben werden muß. Ich ſpreche hier von einem Hange zum Laſter, von einer Neigung es zu begehen, ſobald man nur hoffen kann, den böſen Folgen deſſelben auszuweichen, oder ſich ein Reiz, eine Gelegenheit dazu darbietet. Dieſe Neigung, ſage ich, iſt unter Männern nicht einmal gewöhnlich, und unter Weibern gewiß noch viel ſeltner.

Man muß alſo die hier geſchilderte gelegentliche Untreue von der abſichtlichen unterſcheiden, und es wird nöthig ſeyn, dieſen Unterſchied für beide Geſchlechter zu beſtimmen, um die weiter oben angeführte Schutzrede für die Weiber recht zu würdigen.

Verſchiedne Wirkung der abſichtlichen und der gelegentlichen Untreue auf beide Geſchl.

Die abſichtliche Untreue, indem ſie nur aus einer Leidenſchaft entſtehen kann, verdirbt wenigſtens ſo lange ſie dauert den Theil, der ſich ihr überläßt, gänzlich in ſeinem Verhältniſſe zu dem andern; die gelegenheitliche hingegen hat dieſe Wirkung nicht, denn ihr Eindruck rauſcht vorüber, wie die Gelegenheit ſelbſt, die ſie veranlaßt hat. Vor jener müſſen beide Theile nicht nur ſich ſelbſt ſorgfältig hüten, wenn ihnen ihre eigne Glückſeligkeit lieb iſt, weil dieſe im Laſter nie gefunden wird: ſondern auch ſo viel möglich jeder den andern Theil verwahren, weil aller Reiz der Verbindung mit ihm ſonſt verloren geht. Von der gelegenheitlichen Untreue läßt ſich's in der Theorie behaupten, daß kein Menſch ſie vermeiden kann, weil ſie einen überfällt, ohne

daß

daß man weiß wie oder wenn. Allein in der Praxi möchte ſich's damit wohl etwas anders verhalten; ſonſt wäre dieſe Art von Untreue gewiß viel ſeltner, als ſie wohl ſeyn mag. Es mag wohl die Gelegenheit oft geſucht, oder ihr zum Kommen ein wenig geholfen werden. Indeß, wie dem auch ſey, ſo machen hier die verſchiednen Verhältniſſe einen ſehr großen Unterſchied in der Sache.

Verſchiedne Wirkungen einer aus Leidenſchaft begangnen Untreue bey dem männl. und bey dem weiblichen Geſchl.

Ein veränderlicher Mann, den eine andre Leidenſchaft von ſeinem Weibe wegreißen kann, iſt von ſolcher Gemüthsart, daß das Weib gemeiniglich wünſchen müßte, die Untreue möchte nur begangen ſeyn, weil ihm alsdenn ſeine Leidenſchaft mit ſamt allen böſen Folgen derſelben deſto geſchwinder vergehen würde. Hingegen bey einer Frau wird, vermöge ihrer Natur, die Leidenſchaft nach begangner Untreue nur noch heftiger; und ihr Gemüth von ihren Pflichten nur noch weiter, ja oft unwiderbringlich abgeriſſen. So wenig als aus der Hölle Erlöſung ſeyn mag, ſo wenig kann man auch auf Rückkehr zu ihren

Pflichten, Liebe und Achtung gegen ihren Mann, bey einer abſichtlich und aus Leidenſchaft ungetreu gewordnen Frau rechnen. Mit der gelegentlichen Untreue würde es ſich bey dem Weibe nicht ſo verhalten; wenn das Weib, das ſich bey einer ſtatt findenden Gelegenheit leicht ergäbe, oder deſſen Bemühungen nicht gänzlich darauf gingen, ſolche Gelegenheiten zu vermeiden, nicht ſchon an ſich ein höchſt verdorbnes und verächtliches Geſchöpf ſeyn müßte. Es iſt freylich möglich, daß dieſe Sorgfalt ſelbſt die Tugend in den abwechſelnden Begebenheiten eines Lebens nicht immer ſchütze; allein mehrentheils wird ſie doch bewirken, daß ſich ſolche Gelegenheiten nicht erängnen. In dieſer Rückſicht kann und muß ſich alſo ein Mann auf die Grundſätze eines ſonſt achtungswürdigen Weibes verlaſſen.

Nach Feſtſetzung dieſer Begriffe wird man nun die oben angeführten Gründe, womit man geſucht hat, weibliche Untreue zu entſchuldigen, gehörig würdigen können, und einſehen, daß hier

wirklich zwiſchen Mann und Weib ein großer Unterſchied eintritt.

Unterſchied zwiſchen dem Manne und dem Weibe in Anſehung der ehelichen Treue, die die Schuld der letztern bey Uebertretung derſelben vergrößern.

Erſtlich iſt die Sinnlichkeit des Mannes größer, als die des Weibes. Dasjenige Weſen aber, das mehr Hang zu einem Fehler hat, als ein andres, verdient auch allerdings mehr Nachſicht, als dieſes, wenn es darein verfällt. Zweitens kann der Mann ſelten heirathen, in der Zeit, wo gerade bey ihm die Leidenſchaft am ſtärkſten iſt. Er gewöhnt ſich alſo in der Jugend oft an einen freyen Umgang mit Weibsleuten. Das Weib hingegen hat in eben der Zeit tauſend Gründe von der allergrößten Stärke, warum ſie dieſen Umgang fliehen muß. Dieſer Unterſchied macht auch ihre Schuld weit größer, wenn ſie ſich nach der Ehe nicht denſelben Zwang fortanthut, und raubt ihr viele Entſchuldigungsgründe, die hier für den Mann wirken. Drittens eräugnen ſich die Gelegenheiten viel öftrer bey dem Manne, und auf eine für ihn unvermeidlichere Art, theils auf Reiſen in Abweſenheit ſeines Weibes, theils im geſellſchaftlichen Um-

gange, durch Beyſpiel und Verleitung. Selbſt die hierüber unter uns in der menſchlichen Geſellſchaft herrſchenden, obſchon irrigen Grundſätze, ſind ein Entſchuldigungsgrund für ihn, den die Frau nicht hat; der ſeine Schuld immer vermindert, und der Frauen ihre vermehrt. Endlich aber, und das iſt das hauptſächlichſte, er bringt in den ehelichen Bund mehr als ſinnliche Luſt; und das, was er hineinbringt, verdirbt gar nicht dadurch, daß er ſich manchmal, bey entſchuldigenden Umſtänden, durch ſeine Sinnlichkeit mag haben hinreißen laſſen.

Es iſt kein Widerſpruch gegen die vorhergehenden Aeußerungen wenn ich behaupte, daß der Mann im ehelich Bunde mehr leiſtet, als blos die Treue; daß aber der Hauptwerth deſſen, was d. Fr. dazu thut, eben darin beſteht.

Hier bitte ich, daß man mich recht verſtehe, um mich keines Widerſpruches zu beſchuldigen, der nicht in meinen Worten herrſcht, wenn man ſie nach ihrem wahren Sinne faßt. Es iſt ſchändlich von dem Manne, der Frau vorzurechnen, welche Vortheile ihr der Bund mit ihm verſchafft, um ſich aus dieſem Grunde ein gebieteriſches Verfahren gegen ihr zu erlauben. Sie gab ihm das koſtbarſte hin, was ſie beſaß: ſie gab ihm ſich ſelbſt; um für ihn die Quelle ihr ſelbſt

gefährlicher Freuden zu werden, darnach ſie nicht ſo heftig verlangte, als er; um die Mutter ſeiner Kinder zu werden. Dieß muß er erkennen, nicht blos dann, wenn er es empfängt, ſondern noch in allen Folgezeiten. Eſſen, Trinken, Wohnung, Kleidung, Rang und Schutz; wenn die Frau alles dieſes vom Manne allein erhält, entſchädigen ſie nicht dafür, falls er ſich's nicht angelegen ſeyn läßt, ſie durch Freundſchaft, Gefälligkeit, Vertrauen, edles und feines Betragen, ſo glücklich zu machen, als es ihm nur möglich iſt. Beweiſt aber das Weib durch ihre Handlungen, entweder daß ſie nur dazu angetrieben ward, ſich einem Manne zu ergeben, um einem unnatürlichen Hange nach Wolluſt folgen zu können; oder daß dieß Geſchenk in ihren Augen ſelbſt ſo wichtig nicht war, daß ſie es nicht um weniger hingegeben hätte, ſo verliert es mit Recht allen Werth in den Augen des Mannes. Sie macht ſich dadurch natürlich auf alle Anſprüche von Dankbarkeit abſeiten des Mannes in dieſer Rückſicht verluſtig. Sie benimmt ihm zu-

mal alles Vergnügen des Eheſtandes, wenn er nicht mit Vertrauen daran denken kann, daß die in ihrer Verbindung mit ihm gezeugten Kinder auch wirklich die ſeinigen ſind. Ein unter lindernden Umſtänden begangner Fehltritt des Mannes rührt die Frau gar nicht auf eine ſo empfindliche Weiſe, und er behält allezeit die ihr nutzbaren Eigenſchaften, ſobald ſich die kleine Wolke verzogen hat. Aus dieſem Grunde, ſage ich, iſt die Strafbarkeit ſolcher Vergehungen ganz und gar nicht gleich. Es kann auch zur Entſchuldigung des Weibes gar nicht angeführt werden, daß es durch die Verhältniſſe gar zu oft genöthigt iſt, den Mann zu nehmen, für den es nicht eigentliche Liebe hegt. Wenn dieſe Entſchuldigung gültig wäre, ſo würde ſie auch dazu dienen, jene Undankbarkeit an dem Manne zu rechtfertigen, die ich ſo ſehr getadelt habe, und wodurch er verleitet wird, das, was die Frau für ihn gethan hat, nach ihrem Beſitze lange nicht ſo ſehr zu ſchätzen, als er that, ehe er dazu gelangt war. Beide würden alsdenn den natür-

lichen Trieben ihres Herzens folgen, und ſie thäten beide daran unrecht. Der Mann, der das Mädchen liebte, der es bat, ihm ihren Beſitz zu ſchenken, und mit Worten oder Thaten verhieß, dieſem Geſchenke auch nachher eben den Werth beyzulegen, den er damals darauf ſetzte, iſt an dieſem Verſprechen heilig gebunden. Aber eben ſo iſt auch das Mädchen an dasjenige gebunden, was ſie ihm that, keinen Andern zu lieben als ihn, keinem Andern das zu ſchenken, was ſie ihm ſchenkte; und wenn ſich ſchon hernach ein Andrer zeigte, dem ſie geneigter wäre ſich zu überlaſſen.

Dieß kann indeß nur von dem Falle verſtanden werden, wenn der Mann gelegentliche Untreuen begeht.

Daß dieſes alles nur von gelegentlichen Untreuen zu verſtehen ſey, brauche ich wohl nicht zu ſagen. Mit der abſichtlichen verhält es ſich ganz anders. Ohngeachtet auch wohl hier die Pflicht des Weibes um etwas heiliger iſt, ihre Vergehungen nachtheiligere Folgen nach ſich zieht, und mit wenigern Linderungsgründen begleitet wird, als des Mannes ſeine; ſo läßt ſich's nicht erwarten, daß, wenn ein Mann ſein Herz ſeiner Frau völlig entziehet, um es an eine andre

zu hängen, jene ihm treu bleiben, und nicht bey einem Andern Troſt gegen dieſes ſehr qualvolle Gefühl ſuchen ſollte. Hat der Mann zuerſt dieſen Unfug getrieben, hat ihm ſein Weib die Zeit gelaſſen, zu ſich ſelbſt und zur Vernunft zurückzukehren, und ſich erſt alsdenn, nachdem Undank und Unempfindlichkeit, ja wohl gar Härte des Mannes ihr Herz erbittern mußte, einer andern Leidenſchaft überlaſſen; ſo verdient ſie Entſchuldigung, und außerdem nebſt ihren Kindern Bedauern: denn unglücklich ſind ſie immer, und das Ganze iſt allezeit eine verdorbne Wirthſchaft. Schätzbarer bleibt allerdings immer das Weib, das auch dieſer Prüfung widerſteht; ja man kann mit Recht ſagen, daß wenn unter ſolchen Umſtänden die Tugend alle ihre Rechte auf ihr Herz behält, ſo iſt ſie das verehrungswürdigſte Geſchöpf. Aber auch die, welche das nicht vermag, kann nicht zu den verächtlichen gezählt werden, und wenn ſie es auch nach und nach werden ſollte, ſo liegt die Schuld an dem Manne; und in dieſer Rückſicht läßt ſich's wohl behaupten,

daß in erſtaunlich vielen Ehen die Untreue durch den Mann veranlaßt wird.

Ich habe hier durchaus zwey Dinge angenommen, nämlich, daß ſich das Eheband allemal auf Liebe von Seiten des Mannes gegen das Weib gründet: und dann, daß Untreuen immer aus Liebe oder aus Trieb zu ſinnlicher Luſt begangen werden. Allein ich weiß ſehr wohl, daß beides bey weitem nicht immer der Fall iſt. Wenn Leidenſchaft der Liebe, oder heftiger ſinnlicher Trieb die einzigen möglichen Quellen der Untreue wären, ſo würde die Zahl der treuloſen Weiber gar viel geringer ſeyn, als ſie iſt. Allein wie kann ich, ohne ein ganz eignes Buch zu ſchreiben, die ganze moraliſche Kaſuiſtik des Eheſtandes abhandeln, um in jedem Falle zu beſtimmen, welcher Grad der Schuld jedem Geſchlechte beyzumeſſen ſteht? Reizende Weiber ſind oft ſo vielfältigen Nachſtellungen und Verſuchungen, beſonders durch Geſchenke, ausgeſetzt, daß ſie endlich unterliegen. Dazu giebt freylich bisweilen ihre Eitelkeit Anlaß; nicht ſelten aber iſt Unver-

Nöthige Vorausſetzungen, nach denen ich hier habe räſonniren müſſen, ob ſie gleich verſch. Abweichungen leiden.

ſichtigkeit, niedriger Eigennutz des Mannes, oder dergleichen Veranlaſſungen von ſeiner Seite Schuld daran. Unbilligkeit, ſchnöde Begegnung, beleidigende Gleichgültigkeit von Seiten des Mannes erbittern das Gemüth des Weibes ſehr oft, und treibt diejenige zur Untreue, die ſonſt gar nicht daran gedacht hätte. Wenn aber das Eis einmal gebrochen iſt, wenn die Frau ſich einmal hat beſtricken laſſen, ſo wird es ihr gemeiniglich unmöglich ſich loszureißen. Das Laſter muß ſie alsdenn verlaſſen, denn ſie iſt nicht im Stande ſich aus deſſen Armen zu winden. Alles dieſes iſt völlig wahr, aber doch nur in beſondern ſeltnern Fällen, deren Auseinanderſetzung mich zu weit führen würde. Ich mußte mich begnügen, die Sachen ſo zu betrachten, wie ſie nach den Regeln ſind, welche die Natur gegeben hat, weil durch dieſe allein die allgemeinen Fälle hervorgebracht werden. Indeß will ich durch einige Betrachtungen dem Leſer Anlaß geben, ſich einen Begriff von den häufigſten Quellen der Unordnungen, die im Eheſtande herrſchen, zu

machen, und einzuſehen, welchem Geſchlechte man den ſtärkſten Antheil daran zuſchreiben muß.

Wahre Liebe muß d Grund der Ehe von Seiten des Mann. ſeyn, wenn das bisher geſagte wahr ſeyn ſoll: u. deshalb dürfen die Ehen in der großen Welt hieben faſt gar nicht in Anſchlag kommen.

Wo wahre Liebe von Seiten des Mannes nicht der Grund der Ehe iſt, da fällt alles, was ich oben geſagt habe, von ſelbſt weg: da hat die Natur kein Glück verheißen, da kann auch keines anders, als durch einen Zufall ſtatt finden. Hieraus folgt, daß man die große Welt ganz wegſtreichen muß, wenn von Glück der Ehe, von Zucht und Ordnung in derſelben die Rede iſt. Wie ſollte dem auch anders ſeyn? Bey Perſonen aus der großen Welt gründen ſich unter funfzig Ehen kaum eine auf Liebe. Familienverhältniſſe und Abſichten ſind faſt immer die einzigen Beſtimmungsgründe ſolcher Verbindungen; und dieſe Sitte hat der Stolz eingeführt, vom Monarchen bis zum Edelmann herab, der etliche tauſend Thaler Einkünfte beſitzt. Unter ſolchen Verhältniſſen ſcheint es, daß auch nicht eine einzige Ehe ſtatt haben könnte, wo Ruhe, Zufriedenheit, oder nur ein Schatten von Ordnung herrſchte,

Und doch findet man in dieſen Ständen manche ihren Pflichten ergebne Frauen; verſchiedne, die ihres Mannes Herz gewinnen, und noch viel mehrere, denen er ſeine Hochachtung und Freundſchaft nicht verſagen kann. Geſetzt aber, ihre Zahl wäre noch viel geringer, geſetzt es wäre keine einzige darunter, die ihre weiblichen Pflichten achtete, ſo bewieſe das gar nichts gegen alle meine bisherigen Behauptungen. Denn wo Liebe des Mannes nicht exiſtirt, da hat es die Natur gar nicht verordnet, daß Liebe der Frau entſtehen ſollte; wo ſich ein Theil alles für erlaubt, jede aufgenommene Pflicht für eine Schimäre hält, da kann unmöglich der andre glauben, daß ihn Pflichten binden. Indeß giebt es doch viele Weiber, die unter ſolchen Umſtänden in ſehr ſtrengen Schranken bleiben; und das zeigt offenbar, wie gemäßigt die weiblichen Leidenſchaften ſind, und wie ſehr ihr Gemüth geneigt iſt, ſich durch die feinern Bewegungsgründe von Zucht, Ordnung und guten Ruf regieren zu laſſen. Wie unglücklich hat alſo nicht der Verfaſſer

des Buchs über die Weiber ſeinen Gegenſtand gewählt, wenn er blos die aus der großen Welt hat ſchildern wollen! Wie verkehrt ſind ſeine Urtheile, wenn er ihnen die Schuld der Unordnungen beymißt, die verſchiedne derſelben begehen! Er greife die Vorurtheile dieſes Standes an; er mache, daß die Männer Weiber nach ihren Herzen, und nicht nach ihren Umſtänden wählen; daß Liebe Gegenliebe erzeuge; daß Anhänglichkeit an ſeine Pflicht von Seiten des Mannes gleiche Geſinnungen bey dem Weibe hervorbringe; daß endlich eine beſtändige achtungsvolle Begegnung das Weib bewege, ſeine Pflichten mit Vergnügen zu erfüllen: dann wird er wahrlich den Weibern aus dieſer Klaſſe nicht ſo viel vorpredigen dürfen.

Die Weiber aus d. großen Welt erhalten durch ihre Männ. nichts von dem, was ſonſt die Frau dem Manne verpflichtet.

„Die Weiber der großen Welt,“ ſagt dieſer Schriftſteller, „ſehen den Mann, der erwirbt „und ernährt, durch den ſie Stand, Unabhängigkeit, Vermögen, Ehre, Alles haben, als „Nebenperſon an.“ Ich bitte ihn nochmals, zu forſchen, bey wie vielen dieſer Ehen ein ſolcher

hoher Ton im Munde der Männer wohl paſſen würde. Da hatte die Frau faſt immer alle dieſe Dinge vor ſich, die Unabhängigkeit etwa allein ausgenommen; und folglich will ſie dieſe auch nutzen. Sollte ſie ſie dem Manne aufopfern? Wohl! aber doch nicht umſonſt. Was giebt er ihr dafür? Seinen Namen? Der ihrige war eben ſo gut. Sein Vermögen? Das brauchte ſie nicht; ſie hatte genug, um für ſich recht gut und bequem zu leben. Liebe und eheliches Vergnügen? Ja, den Tauſch ließe ſie ſich gern gefallen; aber davon will der Mann nichts wiſſen. Folglich iſt es ganz billig, daß ſie nach ihrem Gutdünken lebe, und der Mann ſie darnach leben laſſe.

Es werden auch außer d. großen Welt ſo viel Ehen aus eigennützigen Abſichten u. ohne Liebe von Seiten des Mannes geſchloſſen.

Wie gut wäre es indeß nicht mit der menſchlichen Geſellſchaft beſtellt, wenn die ſogenannte große Welt allein nach ſolchen Grundſätzen in der Ehe verführe! Leider werden bey allen übrigen Ständen unter zehn Ehen neune aus intereſſirten Abſichten von Seiten des Mannes geſchloſſen, und kaum eine aus wahrer reiner Zuneigung. Zum Glück hat der Mann auch die

Gabe, ſich in die Umſtände zu fügen; Zucht und Ordnung ſind gar zu ſichtbarlich die einzigen Mittel zur Glückſeligkeit; daher kömmt es, daß dergleichen Verbindungen nicht alle ſo unglücklich ausfallen, nicht alle einen ſolchen Schlamm von Laſtern erzeugen, als der Natur der Sache nach eigentlich geſchehen müßte. Wenn aber ſchon viele Männer und Weiber die Gabe haben zuſammen zu leben, ohne die Ordnung der Geſellſchaft auf eine ſichtbare Art zu verletzen, ſo fehlt's doch allen ſolchen Ehen an Reiz und an nachmaliger Zufriedenheit. Uneinigkeit, Verdruß müſſen ſehr oft, und die langweiligſte Gleichgültigkeit allezeit die Gefährtinn ſolcher Ehepaare ſeyn; und dann kann man ſich noch wundern, daß man über viele unglückliche Ehen klagt!

Schändlichk. der Männer, welche ſich für Geld an Geſchöpfe verkaufen, die auch nicht d. geringſte Liebenswürdigſte an ſich haben.

Ja dieß wird oft bis zu der Schändlichkeit getrieben, daß es Männer giebt, welche ohne die allergeringſte Zuneigung Geſchöpfe heirathen, die unmöglich auch die geringſte Neigung erwecken können; und zwar blos ihres Geldes oder andrer eigennützigen Abſichten wegen, die ſie dadurch

erreichen. Und wenn ſich ein Negerſklave ſelbſt um eine gewiſſe tägliche Portion Branntwein an einen Herrn verkaufte, ſo würde ich ihn für ein edles Geſchöpf gegen einen ſolchen Menſchen halten. Denn was würde jener verkaufen? und an wen? Seine Handarbeit an ein klügeres und alſo höheres Weſen, als er ſelbſt iſt. Der Mann aber, der blos nach Gelde freyt, der verkauft ſein ganzes Weſen; ſeine Empfindungen: er verkauft das herrlichſte, was die Natur den Menſchen gab, Liebe nämlich und ihre Freuden, um von einem ſchwächern Geſchöpfe emporgehoben zu werden, das eigentlich er beſchützen und ernähren, das ſich ihm ergeben und ſein Eigenthum ſeyn ſollte. Ich nehme hier doch noch den Fall an, wo ein ſolcher Handel blos niederträchtig und deshalb höchſt verächtlich iſt; nämlich wenn der Mann, der ſich verkauft, es ehrlich meynt, und ſeine übernommnen Knechtspflichten ſo gut als möglich zu erfüllen ſucht. Wenn aber bey dieſem Kaufcontracte gar Betrug herrſcht; wenn der Sklav ſeinen Herrn hintergeht, und ſich vor-

ſetzt,

ſetzt, ſeine größere Kraft dazu anzuwenden, um ihn ſelbſt zum Sklaven zu machen; ſo iſt offenbar jener der boshafteſte und undankbarſte Schurke, der auf Gottes Erdboden lebt, und gewiß einer ärgern Strafe werth, als Kartuſch: denn der beſtahl die Leute doch nur einmal, und ließ ſie dann laufen. Ein ſolcher Betrüger beſtiehlt aber nicht nur das Weib, das er nimmt, auf die allerliſtigſte Weiſe, ſondern macht ſie auch noch ihr Lebelang unglücklich.

Was von dem Einwurfe zu halten iſt, daß doch manchmal aus Liebe geſchl. Ehen unglückl. ausfallen.

Iſt aber Liebe ein ſo nothwendiges Erforderniß bey der Ehe? Sieht man nicht manche aus wahrer Leidenſchaft geſtiftete Ehe unglücklich werden? Dagegen frage ich aber: ob dadurch, daß nicht alle aus Liebe geſtiftete Ehen glücklich ausfallen, bewieſen werden kann, daß wahre Liebe dazu unnöthig ſey? Das beweiſet weiter nichts, als daß es unglückliche Gemüther giebt, welche auch die vortheilhaften Einflüſſe der Liebe nicht im Stande ſind, auf dem Wege des Glücks zu erhalten; daß es veränderliche, wankelmüthige Menſchen giebt, die heute ſo und morgen

anders empfinden, und wie das Thier ihren Empfindungen immer gemäß handeln. Will man aber hieraus folgern, daß es beſſer wäre, Ehen ohne Liebe zu ſchließen: ſo will ich nach eben dieſer Logik beweiſen, daß es beſſer wäre, ſich die Augen ausſtechen zu laſſen, weil es einige ſehr vergnügte Blinde, und dabey manche Menſchen giebt, die mit zwey Augen ſehr unglücklich leben.

Erſcheinung, welche häufig aus denen wegen blos intereſſirter Abſicht geſchloſſenen Ehen entſteht.

Vermögen kann zu dem Vergnügen des Menſchen viel beytragen, das gebe ich zu. Allein den Eheſtand macht es nicht glücklich. Daher ſieht man auch ſo viele Menſchen unter uns, die in jedem andern Verhältniſſe ſehr vergnügt ſind, aus dieſem aber nicht die geringſte Zufriedenheit ſchöpfen. Eben daher entſteht auch, und beſonders in den feinern Klaſſen der Welt, ein Phänomen, das ſehr ſonderbar iſt. Es wählen ſich nämlich verheirathete Perſonen andre Gegenſtände ihrer Liebe, denen ſie ſo treu bleiben, als wenn ſie mit ihnen verheirathet wären. Beſonders thun dieſes Weiber, und ſuchen ſich

einen Liebhaber zu erwerben, mit dem ſie ſehr ordentlich leben. Dieſer wird dann der Freund des Hauſes. Der gleichgültige, andre Vergnügungen ſuchende Mann, der von und durch ſeine Frau das erhalten hat, was er wollte, läßt dieß ganz geduldig geſchehn. Dieſe Verbindungen, die durch ihre Veranlaſſung und durch ihre Dauer alle die Ehrwürdigkeit erhalten, deren geſetzwidrige Verbindungen nur fähig ſind, und die alſo auch bey manchen löblichen Eigenſchaften beſtehen können, zeigen von der Gutartigkeit ſolcher Weiber, und wie ſehr dieſe fähig geweſen wären, unſträfliche Frauen zu werden, wenn ſie Männer bekommen hätten, von denen ſie wirklich wären geliebt worden.

Aus Rouſſeau's Beyſp. ſoll erwieſen werden, daß gemeinigl. die Männer ſelbſt Schuld an d. tadelhaft. Betragen ihrer Weiber ſind, wenn ſie ſich einem ſolchen überlaſſen.

Nach dem, was ich beobachtet habe, wage ich es zu behaupten, daß unter zwanzig Weibern, die man jetzt mit Recht der Untreue, oder andrer ſchlechter Betragen in der Ehe beſchuldigen kann, kaum eine ſeyn würde, die nicht alle Pflichten ihres Standes genau und heilig beobachtet hätte, wenn nicht entweder Gleichgültigkeit, eine ſchnöde

Begegnung, oder andre Untugenden des Mannes, Anlaß zu ihren Verirrungen gegeben hätten. Man glaubt es nicht, wie ungerecht wir gegen die Weiber verfahren, und welche Selbſtverläugnung wir von ihnen verlangen, ſo daß wir ſie ganz unbarmherzig tadeln, wenn ſie dieſelbe nicht äußern. Dieß deutlich aus einander zu ſetzen, iſt ſchwer, und würde eine Umſtändlichkeit erfordern, die ich doch nie bis zur Vollſtändigkeit treiben könnte. Ich müßte mich dabey in die geringſten Umſtände des ehelichen Umganges einlaſſen, da die Veranlaſſungen des Unfuges in der Ehe oft aus ſehr geringſcheinenden, ſehr geheimen Urſachen entſpringen, die kein beobachtendes Auge erforſchen, ſondern die intereſſirten Perſonen allein erklären können. Ich habe mich alſo entſchloſſen, meinen Satz durch ein Beyſpiel zu erläutern, das ein jeder meiner Leſer kennen wird, und das ihm Anlaß geben kann, die Ehen um ihn her, in welchen über das Weib bitterlich geklagt wird, eben ſo zu prüfen, wie ich bey dieſem Falle thun werde, wodurch er

gewiß die Richtigkeit meines Satzes einſehn wird. Dieſes Beyſpiel wird nicht aus der großen Welt genommen ſeyn. Ich habe ſchon geſagt, warum es ein unglücklicher Einfall iſt, wenn man über die Weiber ſchreibt, daß man blos die Weiber von der großen Welt vor Augen hat. Da ſind alle Verhältniſſe durch Macht, durch Reichthümer, durch die ſeltſamſten Vorurtheile verſchroben. Die große Welt ſey wie ſie will; iſt ihr Betragen böſe, ſo enthält es nichts als Troſt und Freude für diejenigen, die keine Mitglieder derſelben ſind, und die der Himmel alſo vor jenen Seele und Herz, und mithin wahre Glückſeligkeit verderbenden Verhältniſſen verwahrt hat. Iſt es gut, ſo zeigt es die herrlichen Anlagen, die Gott der menſchlichen Natur gegeben hat, daß auch dieſe Quellen des Verderbens nicht vermögend geweſen ſind, ſie zu zerſtören. Mein Beyſpiel ſoll genommen ſeyn, nicht nur aus dem goldnen Mittelſtande, ſondern der Mann iſt noch dazu aus der Klaſſe der edelſten, erhabenſten Menſchen, der Weiſen, der Gelehrten; das

Weib aber aus der niedern und unausgebildeten, in welcher man am deutlichſten die Anlagen der Natur ſieht. Hier hat man dem Weibe abſcheuliche Dinge Schuld gegeben, die offenbar nicht wahr ſind, von denen ich aber außerdem zeigen will, und wenn ſie auch unbezweifelt wahr wären, daß ſie alle durch das Betragen des Mannes wären veranlaßt worden. Ein auffallenderes, ein lehrreicheres Beyſpiel kann ich, meiner Meynung nach, nicht wählen. Die Perſonen, die mir es liefern, ſind Rouſſeau und ſeine Frau.

Bezeugung meiner höchſten Verehrung f. Rouſſeau'n als Schriftſteller.

Nur ein Wort noch, ehe ich mich an die etwas weitläuftige Auseinanderſetzung deſſelben begebe. Als Schriftſteller hat Rouſſeau keinen größern Bewundrer, als eben mich. Es iſt auch kein Menſch mehr davon überzeugt, daß die Leſer eines großen Schriftſtellers ſeinen Charakter und ſeine Handlungen gar nicht in Anſchlag bringen dürfen. Was geht uns, die wir in den Schriften jenes großen Mannes Wahrheit ſuchen und finden, das an, was er that; da er

an andern Orten und zu andern Zeiten lebte, als wir? Alſo gar nicht, um Rouſſeau's erhabne Verdienſte zu verkleinern, werde ich hier ſeinen moraliſchen Charakter aus einander ſetzen; ſondern weil er mir ein in ſeiner Art einziges Beyſpiel darbietet, um zu zeigen, wie ſehr ungerecht man die Unordnungen in der Ehe betrachtet, wenn man ſie im Allgemeinen den Weibern aufbürdet; wobey ich freylich nicht umhin werde können, auch anzumerken, wie ſonderbar die Menſchen in Beurtheilung der Charaktere andrer, vermöge ihrer eignen Leidenſchaften und Vorurtheile verfahren. Dieß gehört zwar eigentlich nicht zu meiner Abſicht: allein es zeigt ſich doch dadurch, wie geneigt wir Männer ſeyn müſſen, die Weiber ungerecht zu beurtheilen; und hat alſo immer eine ziemlich nahe, obſchon nur mittelbare, Verbindung mit meiner eigentlichen Abſicht.

Ich gehe von dem Grundſatze aus, daß Rouſſeaus Bekenntniſſe lauter wahre Thatſachen enthalten. Wollte man das läugnen, ſo wäre es

Man muß annehmen, daß alle in den Bekenntniſſen Rouſſeaus

angeführten Thatſätze buchſtäblich wahr ſind; denn ſonſt wäre er allein dadurch offenbar d. verächtlichſte Betrüger.

ſchon dadurch ausgemacht, daß er der elendeſte Betrüger von der Welt geweſen iſt, indem er unter den heiligſten Betheurungen das für lautere Wahrheit ausgab, was er wiſſentlich für Unwahrheit erkannte. Wenn man aber das annimmt, ſo ergiebt ſich's augenſcheinlich, daß Rouſſeau in ſeinen jüngern Jahren ein Menſch ohne alle moraliſche Grundſätze geweſen iſt. Bey zunehmendem Alter ward er ein Phantaſt, der alle moraliſchen Regeln in Beziehung auf ſich unter ganz entſtellter Form erblickte, ſich nach ſeinen Leidenſchaften ein Ideal von Tugend ſchuf, worin er ſich hinein paßte, um ſich in ſeinen eignen Augen als einen höchſt tugendhaften Menſchen aufſtellen zu können, ob er gleich immer alle wahren Geſetze der Tugend und der Vernunft, ja ſogar die ſich ſelbſt gemachten, wiewohl immer mit entſchuldigenden Sophiſtereyen übertrat. Endlich ward Rouſſeau von Eitelkeit und Hochmuth immer mehr verzehrt, und er verfiel dadurch in den letzten Zeiten faſt in eine Art von Wahnſinn.

Von Voltären erzählt man viele Geſchichten, die ganz gewiß falſch ſind. Indeß wenn ſie auch alle wahr wären, ſo ſind ſie doch bloße Kleinigkeiten gegen Rouſſeau's Miſſethaten. Voltärens Eitelkeit war manchmal kindiſch, und immer zu klein für einen ſolchen Mann, das iſt gewiß. Aber Rouſſeau's Eitelkeit war noch viel kindiſcher, und ſein Hochmuth ſo ungeheuer, daß er ihm alle geſunde Vernunſt raubte. Nun bedenke man, wie dieſe beiden Männer von ihren mehreſten Zeitgenoſſen ſind geſchildert worden. Der eine als ein Höllengeiſt, der andere als ein Engel des Lichts.

Beweis der ungerechten Art, wie man in der Welt v. Menſchen urtheilt, aus den Urtheilen, die über Rouſſeau u Voltaire gefällt worden ſind.

Voltäre nahm ganz natürlich den Lohn ſeiner Arbeit an, (worunter ich alle Penſionen und Geſchenke von Fürſten und andern Großen rechne; denn was waren dieſe wohl anders?) und brachte dadurch ſo viel zuſammen, daß er wirklich unabhängig leben konnte. Sein Zweck war, das zu ſtürzen und auszurotten, was er für Aberglauben hielt. Um dieß zu thun, ohne ſich unglücklich zu machen, mußte er den Mächtigen,

Rouſſeau's kindiſche Eitelkeit wird aus ſeiner Geſchichte mit d. Prinzen von Conti erwieſ.

in einem Lande, wo man mit der Baſtille ſogleich bey der Hand war, oft ſchmeicheln, und das that er auch; aber aus der Ferne. Mit andern vornehmen Leuten ging er anſtändig um; allein er machte ihnen nicht, ſondern ſie ihm die Aufwartung. Rouſſeau hingegen affektirte unabhängig leben zu wollen; Große und Mächtige zu verachten; keine Geſchenke anzunehmen: und doch lebte er beſtändig in dem Hauſe irgend eines Großen, folgte ihnen immer; nahm auch allerdings immer Geſchenke von ihnen an, wenn anders Wohnung, Hausgeräthe, u. d. gl. ſo heißen können; wenn ihm aber die hochmüthige Laune aufſtieg, ſo wollte er wieder keine haben. Daß er den Großen ſchmeichelte, iſt aus dem einzigen Umſtande gewiß, daß er mit ihnen umging. Nur darin lag der Unterſchied, daß ſeine Art zu ſchmeicheln nicht die gewöhnliche war. Will man den deutlichſten Beweis ſeines Verfahrens hiebey, und zugleich davon ſehen, wie innig alle Vorurtheile der allerkindiſchſten Eitelkeit in ſeine Seele hineingewebt waren; (nicht ein einziger

dieſem nur ähnlich kommender Zug findet ſich in allen Werken Voltärens) ſo leſe man folgende Stelle S. 152 im zweiten Bande ſeiner letzten Confeſſions, Génève. 1789. *) „Mitten „unter dieſen gelehrten Neckereyen — erhielt ich „die gröſte Ehre, die mir die Wiſſen„ſchaften verſchafft haben, und die mich am in„nigſten gerührt hat; nämlich den zweymaligen „Beſuch, den der Prinz von Conti die „Gnade hatte mir zu vergönnen. Ich „führte ihn auf mein Dachſtübchen, und er ſetzte „ſeinen Gnadenbezeigungen gegen

*) Um bey dieſer Unterſuchung mit diplomatiſcher Genauigkeit zu verfahren, will ich die wichtigen Stellen in der Urſprache beyfügen. Au milieu de ces petites tracaſſeries littéraires — je reçus le plus grand honneur que les lettres m'ayent attiré, et auquel j'ai été le plus ſenſible, dans la viſite que Mr. le Prince de Conti daigna me faire par deux fois. etc. — J'y conduiſis le Prince (au donjon) qui pour comble de graces, voulut que j'euſſe l'honneur de faire ſa partie aux échecs.

„mich dadurch die Krone auf, daß „er verlangte, ich ſollte die Ehre haben „mit ihm Schach zu ſpielen.“ So ſchreibt Rouſſeau, nicht etwa in einem Zeitungsblatte, wo dergleichen Ausdrücke Curialſtyl ſind, nicht etwa in einem Briefe an einen Freund, der allenfalls hätte gezeigt werden können; und auch da wären dieſe Wendungen ſchon ſehr ſtark: ſondern in einem aus dem Herzen geſchriebenen Buche, das ſein Innerſtes ausdrücken, und erſt nach ſeinem Tode herauskommen ſollte. Und wie zeigt ſich da dieſes Innerſte? Als das, eines nach Beyfall der Großen ſchmachtenden, und einen unvernüftigen Werth auf Titel, Rang, Geburt und äußern Glanz ſetzenden Menſchen. Welche erſtaunlich kleine Seele zeigte da nicht Rouſſeau! Ein Menſch mit wahrer geſunder Vernunft würde ungefähr ſo geſchrieben haben: „Man hatte dem Prinzen von Conti viel von „mir und meinen Schriften vorgeſchwatzt, die „er weder leſen noch verſtehen konnte. Hätte „er das gekonnt, ſo hätte er mich gewiß nicht

„beſucht, und dadurch, ſo viel an ihm lag, ihren „Eindruck verſtärkt: denn er hätte alsdenn ein„ſehen müſſen, daß, ſobald dieſe Schriften einen „allgemeinen Beyfall erhielten, ſo würde das „ganze Prinzenweſen ſeiner Endſchaft nahe „ſeyn. Dieſer Prinz alſo hatte Langeweile, „wie das gar oft geſchieht; und um dieſe ein „wenig zu vertreiben, ließ er ſich zu mir hin„führen, damit er doch auch einmal das zwey„beinige Murmelthier ſähe. Die Langeweile „trieb ihn ſogar zweymal zu mir; aber auch da „wußte er, wie natürlich, nichts geſcheutes an„zufangen, deshalb verlangte er, ich ſollte Schach „mit ihm ſpielen. Deutlicher könnte er es doch „wohl nicht beweiſen, daß er ganz unfähig war, „mich zu beurtheilen, und einen ſolchen Schritt, „als den mich zu beſuchen, aus einer vernünfti„gen und ihm Ehre bringenden Abſicht zu thun? „Denn mir konnte dieſer Beſuch in keinem „Falle Ehre bringen. Meine Ehre liegt weit „über den Wirkungskreis irgend eines Fürſten; „ſie beſteht nämlich in dem Beyfalle der Welt,

„in der Wirkung meiner Schriften zur Beleh-
„rung und Beſſerung meiner Mitmenſchen, bis
„zu einer ſpäten Nachkommenſchaft.“ Der Beyfall eines Mannes von Einſichten und von Kopf, er ſey ein Prinz oder nicht, iſt immer ehrenvoll für einen Schriftſteller, das gebe ich gern zu. Aber das war der Prinz von Conti gewiß nicht, denn wer hat je etwas von ihm gehört: und wahrlich, da es Prinzen ſo leicht iſt, ſich hervorzuthun, wenn ſie nur einige Fähigkeiten beſitzen, ſo iſt der Schluß untrüglich, daß diejenigen, von denen man nichts hört, unbedeutende Menſchen ſeyn müſſen. Es ſind es ja wohl manchmal die, von denen man viel hört. Außerdem zeigt ſein bloßes Betragen gegen Rouſſeau, daß er gar nicht fähig war, einen ſolchen Mann zu beurtheilen. Wenn ein Fürſt einen Gelehrten wirklich ſchätzt, ſo beſucht er ihn nicht, ſondern nimmt ihn zu ſich, und lebt mit ihm. Kann er ihn aber nicht habhaft werden, und muß ſich mit dem Beſuchen begnügen, ſo ſpricht er mit ihm, ſo lange er kann. Wenn er ihm aber be-

fiehlt, mit ihm Schach zu ſpielen, ſo muß jeder einſehen, daß der Prinz ein höchſt bornirter Menſch iſt; und wenn es der Gelehrte nicht ſelbſt einſieht, ſo iſt er von kindlſcher Eitelkeit und von läppiſchen Vorurtheilen über Rang und Titel völlig geblendet.

Hierauf erzählt nun Rouſſeau: Er habe dem Prinzen, trotz aller Winke der Umſtehenden, die Schachpartieen abgewonnen, und ſey dann aufgeſtanden, und habe, ſich verneigend, mit gravitätiſchem Anſehn geſagt: „Ich ſchätze Ihro „Durchl. zu hoch, als daß ich Ihnen nicht jede „Partie abgewinnen ſollte.“ Dieß iſt nun einer von den Zügen des Rouſſeauſchen Heldenmuthes, und dafür giebt er ihn auch hier aus. Was iſt es aber im Grunde anders, als eine verborgne und etwas ſonderbare Art zu ſchmeicheln? Denn was gehörte für Muth dazu, dem Prinzen von Conti eine Partie Schach abzugewinnen? Wäre er auch böſe darüber geworden, ſo hätte er doch weiter nichts thun können, als daß er nicht wieder gekommen wäre; und das that er ja ohne

hin nicht. Uebrigens müßte er einen noch eingeſchränktern Verſtand gehabt haben, als es uns erlaubt iſt, ihm ſelbſt nach dieſer Geſchichte zuzuſchreiben, wenn er nicht eingeſehen hätte, wie viel Verſtand mehr bey einem Fürſten dazu gehört, Schmeichler zu verachten, als die oft gar nicht mit Verſtand verknüpfte Fähigkeit zu haben, ſehr gut Schach zu ſpielen; und wie viel größer alſo das Lob war, das ihm Rouſſeau beylegte; denn dieſer ſagte dem Prinzen eigentlich: „Sie „beſitzen zwar nicht das eitle und kleinliche Ver„dienſt, beſſer Schach zu ſpielen, als ich: allein „den Scharfſinn beſitzen Sie, Schmeichler zu „unterſcheiden, und den noch viel erhabnern „Edelmuth, keine um ſich haben zu wollen.“ Das heißt recht: **ſich mit dem Freyheitsſinne vor dem Geſchmeichelten blähen.**

Dieſe Geſchichte wird allein hinlänglich beweiſen, daß Rouſſeau's Eitelkeit ganz ohne allen Vergleich kindiſcher war, als Voltären ſeine. Ob das, was Voltäre jemals Böſes gethan haben

ben mag, mit den Vergehungen Rouſſeau's beſſer verglichen werden kann, wird die Folge zeigen. Ich berufe mich indeß keklich darauf, zum Beweiſe, wie ungerecht die Menſchen über- haupt urtheilen können; und ſchreite daher zur Unterſuchung des Rouſſeauſchen ſo falſch geſchil- derten Eheſtandes.

Rouſſeau lernt in Paris, in dem Hauſe wo er ſpeiſet, ein armes Mädchen kennen, das ihm gefällt. Er beredet es, ſich ihm zu überlaſſen, und mit ihm zu leben.

Rouſſeau nimmt in Pa- ris ein Mäd- chen zu ſeiner Beyſchläf.

Das Mädchen hatte eine Mutter, die Rouſ- ſeau ſehr arg ſchildert, bey welcher aber ein un- befangner Menſch weiter nichts ſehen wird, als eine ganz ehrliche Frau von ſchlechtem Stande und Erziehung, bey welcher deshalb, und wegen ihrer Armuth, Habſücht einen Hauptzug ihres Charakters ausmacht, und die alles, was ſie bekommen kann, für gute Priſe hält, wenn es nur nicht geſtohlen iſt. Daß ſie indeß für den Beyſchläfer ihrer Tochter keine große Ergeben- heit haben konnte, (und wenn jener es mit die-

ſer noch ſo ehrlich meynte, da dieſes eine Sache iſt, die ein Dritter unmöglich beurtheilen kann) läßt ſich leicht begreifen. Mit dieſem Worte erklärt ſich vieles ſehr natürlich, und ohne alle Strafwürdigkeit von Seiten dieſer Frau. Wenn Rouſſeau wie ein ehrlicher Mann ihre Tochter geheirathet hätte, ſo wäre ſie gewiß ganz anders gegen ihn geſinnt geweſen. Das Laſter bringt aber natürlich ganz andre Verhältniſſe hervor, als die Tugend, und die Folgen davon hat ſich nur derjenige zuzuſchreiben, der jenes veranlaßt hat.

Das Mädchen ſchildert uns Rouſſeau ſelbſt als ein ſehr gutherziges Geſchöpf, Th. 1, S. 127 ff. und alles beweiſet einem Unbefangnen, daß ſie es war, wie man in der Folge noch deutlicher ſehen wird.

Er zeugt mit ihr fünf Kinder, u. ſchickt ſie alle fünfe in die Mördergrube des Pariſer Findelhauſes.

Rouſſeau mochte etwa zweyunddreißig Jahr alt ſeyn, als er ſich mit dieſem Mädchen einließ. Er lebte damals ganz luſtig in Paris. Einige Zeit nachher wird dieſe Perſon ſchwanger. Er beſchließt, das Kind ins Findelhaus zu geben.

Doch ich will lieber alle Stellen, die dieſen Punkt betreffen, aus ſeinem Buche ſelbſt hieher ſetzen. Sie werden am deutlichſten reden. Thl. 1, S. 154. *) „Dieſes“ (nämlich die Reden ſeiner Tiſchgenoſſen über ſolche Materien) „ſteckte „mich an; ich bildete meine Denkungsart nach „der, die, wie ich ſahe, unter ſehr liebenswür„digen und im Grunde ganz ehrlichen Leuten „herrſchte; und ich ſagte zu mir ſelbſt: Da „das Landesſitte iſt, ſo kann man ja wohl dar„nach handeln, wenn man darin lebt; das iſt „gerade das Mittel, das ich ſuchte. Ich ent„ſchloß mich alſo dazu, luſtig und wohlgemuth, „ohne mir das geringſte Gewiſſen daraus zu „machen. Die einzigen Skrupel dieſer Art,

*) Cela me gagna; je formai ma façon de penſer ſur celle que je voyois en régne chez des gens très aimables et dans le fond très honnêtes gens; et je me dis: puisque c'eſt l'uſage du pays, quand on y vit, on peut le ſuivre; voilà l'expédient que je cherchois. Je m'y détermi-nai gaillardement, ſans le moindre ſcrupule et

„die ich zu beſiegen hatte, waren von Seiten „Thereſens, und es koſtete mir alle mögliche „Mühe ſie zu bewegen, in dieſes einzige Mit„tel, ihre Ehre zu retten, einzuwilligen. Ihre „Mutter beſorgte noch die Unruhe von kleinen „Kindern, und vereinigte ſich daher mit mir, „und ſo ließ ſie ſich bereden. — Im folgenden „Jahre eräugnete ſich dieſelbe Schwierigkeit, „und ward daſſelbe Mittel ergriffen, bis auf „das Zeichen noch, welches dieſem Kinde beyzu„legen verſäumt wurde. Ich meinerſeits hatte „eben ſo wenig Nachdenken darüber, und von „Seiten der Mutter war derſelbe Widerwille „dagegen. Sie gehorchte mit bittrer Wehmuth.

le ſeul que j'eus à vaincre, fut celui de Théréſe, à qui j'eus toutes les peines du monde, de faire adopter cet unique moyen de ſauver ſon honneur. Sa mére, qui de plus craignoit un nouvel embarras de marmaille étant venue à mon ſecours, elle ſe laiſſa vaincre. — L'année ſuivante même inconvenient et même expédient, au chiffre près qui fut négligée. Pas plus de réfléxion de ma part, pas plus d'approbation de celle de la mère. Elle obéit en

„Man wird nach und nach ſehen, welche Verän„derungen dieſes unſelige Verfahren in meiner „Denkungsart und in meinen Schickſalen her„vorgebracht hat.“ — S. 182 will er ſein Betragen in Anſehung ſeiner Kinder rechtfertigen, ohngeachtet er hier eben die Quelle davon angab, nämlich Leichtſinn. Darüber ſagt er folgendes. „Wenn ich meine Gründe herſetzen wollte, ſo „müßte ich zu viel ſagen. Da ſie mich haben „verleiten können, ſo würden ſie wohl manche „andre verleiten. Ich will die jungen Leute, die

gémiſſant. On verra ſucceſſivement toutes les viciſſitudes que cette fatale *) conduite a produites dans ma façon de penſer, ainſi que dans ma deſtinée. — p. 182. Si je diſois mes raiſons j'en dirois trop. Puisqu'elles ont pu me ſéduire elles en ſeduiroient bien d'autres: je ne veux pas expoſer les jeunes gens qui pourroient

*) Dieſes Wort iſt unüberſetzbar, obſchon deſſen Wahl äußerſt merkwürdig iſt. Fatal heißt auf Franzöſiſch eigentlich jedes durch das Geſchick beſtimmte traurige Eräugniß. Hiedurch ſcheint Rouſſeau die entſetzliche That aufs Schickſal, und nicht auf ſeine böſen Neigungen ſchieben zu wollen, und dieſe Entſchuldigung iſt eines Philoſophen nicht würdig.

„mein Werk leſen könnten, nicht der Gefahr aus-
„ſetzen, in denſelben Irrthum zu verfallen. Ich
„will blos erzählen, daß ich ſo völlig darin verſenkt
„war, daß, da ich meine Kinder der öffentlichen
„Erziehung überließ, weil ich ſie nicht erziehen
„konnte; da ich ſie beſtimmte, eher Handwer-
„ker und Bauern zu werden, als Ebentheurer
„und Glücksritter; ich die wahre That eines
„Staatsbürgers und eines Vaters zu thun
„glaubte, und mich für einen ächten Mitbürger
„einer platoniſchen Republik hielt. Mehr als
„einmal hat mir hernach die Wehmuth meines
„Herzens geſagt: ich hätte mich geirrt; allein
„weit gefehlt, daß meine Vernunft eben ſo zu

me lire à ſe laiſſer abuſer par la même erreur. Je me contenterai de dire qu' elle fut telle, qu'en livrant mes enfans à l'education publique, faute de pouvoir les élever moi même; en les deſtinant à devenir ouvriers et payſans, plutôt qu' aventuriers et coureurs de fortune, je crus faire un acte de citoyen et de père, et je me regardai comme un membre de la république de Platon. Plus d' une fois depuis lors les regrets de mon cœur m' ont appris que

„mir geſprochen haben ſollte, habe ich oft dem „Himmel gedankt, daß er ſie vor dem Schick„ſale ihres Vaters, und auch vor dem Schick„ſale bewahrt hat, welches ſie bedrohte, wenn „ich wäre gezwungen worden, ſie zu verlaſſen. „Hätte ich ſie an — gelaſſen, welche ihre Ver„ſorgung nach der Zeit, entweder aus Freund„ſchaft oder aus einem andern Grunde, überneh„men wollten; wären ſie dann glücklicher gewe„ſen? wären ſie dann wenigſtens zu rechtſchaffe„nen Menſchen gebildet worden? Das weiß ich „nicht; allein ich weiß gewiß, daß man ſie be„wogen hätte, mich zu haſſen, vielleicht ihre

je m' étois trompé; mais loin que ma raiſon m'ait donné le même avertiſſement, j'ai ſouvent beni le ciel de les avoir garanti par là du ſort de leur père et de celui qui les menaçoit quand j'aurois été forcé de les abandonner. Si je les avois laiſſé à — qui, ſoit par amitié, ſoit par quelque autre motif ont voulu s'en charger dans la ſuite, auroient-ils été plus heureux, autoroient-ils été élévé du moins en honnêtes gens? Je l'ignore; mais je ſuis ſûr, qu'on les auroit porté à haïr, peut-être à trahir leurs parens:

„Aeltern gar zu verrathen; es iſt tauſendmal
„beſſer, daß ſie ſie gar nicht kennen lernten.
„Mein drittes Kind wurde alſo in das Findel-
„haus gethan, und eben das geſchah auch mit
„den beiden folgenden, denn ich habe ihrer fünfe
„überhaupt gehabt. Dieſe Einrichtung ſchien
„mir ſo gut, ſo vernünftig, ſo gerecht, daß wenn
„ich mich nicht laut ihrer rühmte, ſo geſchah es
„blos aus Schonung für die Mutter. Allein
„ich ſagte es allen denen, die ich von unſrer Ver-
„bindung benachrichtigt hatte, — und das frey,
„aufrichtig, ohne irgend eine Art von Noth-
„wendigkeit, und da ich es leicht vor der ganzen

il vaut mieux cent fois qu'ils ne les ayent pas connus. — Mon troiſième enfant fut donc mis aux enfans-trouvés ainſi que les premiers, et il en fut de même des deux ſuivans, car j'en ai eu cinq en tout. Cet arrangement me parut ſi bon, ſi ſenſé et ſi légitime, que ſi je ne m'en vantai pas ouvertement, ce fut uniquement par égard pour la mère; mais je le dis à tous ceux, à qui j'avois déclaré nos liaiſons — et cela librement, franchement, ſans aucune eſpéce de néceſſité et pouvant le cacher à tout le monde. — Tout péſé je choiſis pour mes enfans le

„Welt verbergen konnte. — Nach reiflicher Ue„berlegung wählte ich für meine Kinder das Beſte, „oder was ich dafür hielt. Ich wünſchte, und „wünſche auch noch, ich wäre wie ſie ernährt und „erzogen worden. — Frau von F** ſprach mit „mir davon, das Jahr darauf, als ich ihr Haus „ſchon verlaſſen hatte. Das bewog mich, ihr ei„nen Brief zu ſchreiben, den man in meiner „Sammlung finden wird, und worin ich alle „Gründe angebe, die ich ſagen konnte, ohne die „Frau le Vaßeur und ihre Familie zu beſchim„pfen: denn die entſcheidendſten entſprangen da„her, und die verſchwieg ich.“

Ee ſ

mieux, ou ce que je crus l'être. J'aurois voulu, je voudrois encore avoir été nourri et élévé comme ils l'ont été. — Mde. de F — m'en parla l'année ſuivante, lorsque j'avois déjà quitté leur maiſon. Cela m'engagea à lui écrire une lettre, *) qu'on trouvera dans mes recueils, et dans laquelle j'expoſai celles de mes raiſons, que je pouvois dire ſans compromettre Mde. le Vaſſeur et ſa famille, car les plus déterminantes venoient de là et je les tus.

*) Dieſen Brief habe ich nicht finden können, und er iſt vermuthlich noch nicht gedruckt.

Aus dieſer Stelle erhellt, daß Rouſſeau's Tugend in bloßen Worten beſtand.

Dieſe lange Stelle habe ich ganz hieher ſetzen müſſen, damit der Leſer im Stande ſey, den ganzen Zuſammenhang dieſer Thaten des Genſer Bürgers einzuſehn; und es iſt nöthig, daß man ihn genau kenne, wenn man die erſtaunliche Ungerechtigkeit, der gegen deſſen armen Frau ausgeſtoßnen Kalumnien völlig faſſen will. Es erhellt zwar daraus offenbar, daß Rouſſeau's Tugend, ſo wie die ſo vieler Schriftſteller, in bloßen Worten beſtand; und daß er ſeine Einſichten dazu anwendete, um Andre, und auch ſo viel möglich ſich ſelbſt zu überreden, daß er ſeinen Leidenſchaften fröhnen, und doch dabey tadellos bleiben könnte. Um indeß dieſer ſo gewöhnlichen Verblendung ihre Kraft zu benehmen; um an einem großen Beyſpiele die häßlichen Sophiſtereyen des menſchlichen Herzens zu entdecken, muß dieſes gegen alle Einwendungen dargethan werden.

Denn es iſt einem ehrlichen Manne nie erlaubt, dem Staate ſeine Kinder aufzubürden, als

Fürs erſte alſo, wenn man ſchon in einem Lande gegen alle Vernunft die Augen ſo verſchließt, daß man Findelhäuſer darin anlegt; ſo iſt es doch keinem ehrlichen Manne in der Welt er-

laubt, ſo lange er eine Möglichkeit erblickt, ſein Kind zu ernähren; das heißt, ſo lange er, die Frau oder das Kind nicht in Gefahr ſind, Hungers zu ſterben, letzteres in ein Findelhaus zu thun. Denn ein ehrlicher Mann muß fühlen, daß wenn ein Vater das Recht hat, ſeine Kinder dem Staate, das heißt, den übrigen Mitbürgern aufzuladen, ſo haben ſie es alle; und was wollte denn aus einer ſolchen Geſellſchaft werden? Der Grund: wenn ich's nicht thue, ſo thut's ein Andrer, alſo will ich's nur thun; gilt gewiß bey keinem auch nur gewohnlich ehrlichen Manne.

wenn er ganz unfäh. iſt, ſie zu ernähren.

Ich will indeß von der menſchlichen Schwachheit nicht zu viel fodern. Ein Philoſoph, ein Lehrer der Tugend müßte ſich freylich nicht in ſolche Fälle ſetzen; er müßte ſeinen Hang zur Wolluſt zähmen. Allein geſetzt, es behält einmal dieſe die Oberhand; und es kömmt für ihn einmal dahin, daß er Vater eines Kindes wird, welches er nicht ernähren kann, oder deſſen Exiſtenz er aus Schonung für die Mutter verbergen

Wenn es auch der menſchlichen Schwachheit wegen verzeiht. wäre, daß ein Mann einmal in d. Fall käme, ſ. Kind ins Findelh. zu ſchicken, ſo darf er ſich doch durchaus nicht mehrmal darin ſetzen.

will: Soll er da die Mittel nicht gebrauchen, die der Staat ausdrücklich deshalb für ſeine Bürger angelegt hat? Es ſey dieß wo nicht recht, doch verzeihlich. Für Rouſſeau'n kann dieß indeß keine Rechtfertigung abgeben.

Roußeau war aber nie außer Stand Kinder zu ernähren.

Er war damals gar nicht außer Stand, Kinder zu ernähren; er iſt es auch in ſeinem ganzen übrigen Leben nicht geweſen. Freylich muß man deshalb einem Theile ſeines eignen Genuſſes entſagen; aber das iſt doch wohl die erſte aller menſchlichen Pflichten. Hätte ſich Rouſſeau dazu entſchließen wollen, ſo hätte er ſeine Kinder wohl erziehen können, zumal wenn er ſeine Kräfte ein wenig hätte anſtrengen wollen. Man bedenke doch nur, was daraus werden ſollte, wenn alle die, welche nicht ein beſtändiges, ein ſichres, und bis auf einen ſich ſelbſt zu beſtimmenden Grad bequemes Auskommen haben, ihre Kinder ins Findelhaus lieferten. Der Menſch ſoll und muß hierin etwas auf Gottes Vorſehung trauen, die wahrlich dem ehrlichen und fleißigen Manne immer hilft. S. 235

erzählt er, er habe einen Jahrgehalt, den man ihm angeboten hätte, ausgeſchlagen. Diderot rieth ihm, denſelben anzunehmen, und ſeine dort angeführten Gründe ſind ſehr gut. Es wäre in der That viel rechtſchaffner geweſen, einen Jahrgehalt anzunehmen, und ſeine Kinder ſelbſt zu erziehen, als ſie in eine ſolche Mördergrube, wie ein Findelhaus, zu werfen. Aber ſo dachte Rouſſeau nicht. Zwar wäre es immer höchſt ſtrafbar geweſen, wenn ihn auch die Liebe zur Unabhängigkeit bewogen hätte, ihr die heiligſten Pflichten aufzuopfern. Allein auch dieſe bewog ihn nicht dazu, Wohlthaten auszuſchlagen: denn er hat immer welche empfangen; immer abhängig gelebt. Nur das wollte er immer thun, was Aufſehn machte; dieſe Leidenſchaft bewog ihn, das Jahrgeld und tauſend andre Mittel, nicht der unmenſchlichſte Vater zu werden, auszuſchlagen.

Der Vorw. ſeiner Beyſchläf. Ehre dadurch zu

Auch der Vorwand ſeines Mädchens Ehre zu ſchonen, den er hier angiebt, iſt ganz nichtig. Er lebte öffentlich mit ihr. Alle Perſonen, wel-

ſchonen, iſt auch ganz nichtig.

che die le Vaßeur und Rouſſeau'n kannten, wußten ja wohl von ſelbſt, auf welchem Fuße ſie mit einander ſtanden. Höchſt ungerecht und abſurd iſt die Beſchuldigung, die er Th. 1, S. 135 gegen ſeine Freunde vorbringt: daß ſie nämlich das ihnen von ihm freymüthig und ohne Noth anvertraute Geheimniß des Schickſals ſeiner Kinder ausgeplaudert hätten. In der Welt iſt es erſt durch ſeine eignen Schriften nach ſeinem Tode recht bekannt worden. Unter ſeinen Bekannten aber konnten doch fünf Schwangerſchaften nicht verborgen bleiben. Und wenn dann bey einem ſchwangern Mädchen kein Kind zum Vorſchein kömmt, ſo braucht man ja wohl den Leuten nicht erſt zu ſagen, was man damit angefangen hat.

Die Rouſſeauſche That iſt wahrer Kindermord, und die fünfmalige Wiederhol. derſ. macht ſie vollends ganz entſetzlich.

Dieſe fünf Schwangerſchaften ſind es auch eigentlich, die Rouſſeau's Verbrechen wirklich abſcheulich machen. Einmal läßt ſich ein ehrlicher Mann vielleicht von ſeinen Sinnen überraſchen, ohne die Folgen davon zu bedenken; aber dann, wenn das ſo ſchreckliche Folgen hat, ſo

lenkt er ein; bricht den Umgang ab, und giebt nicht Anlaß zu neuen Vergehungen. Eine fünfmalige Wiederholung deſſelben Verbrechens iſt aber was entſetzliches. Denn das Verbrechen iſt kein geringeres, als wahrer Kindermord. In No. 83 der Göttingſchen allgem. Staatszeitung von 1790 lieſt man folgendes. „Seit zwölf „Jahren ſind 95,000 Findelkinder in das Pariſer Findlingshaus aufgenommen worden, wo„von 83,632 geſtorben, und 11,368 noch leben; „von denen man aber noch 3000 rechnen kann, „die aus Mangel an Pflege ſterben werden.“ Es bleiben alſo von eilf Kindern nur eins am Leben, in dieſer ſchrecklichen Anſtalt. Wer alſo auch zehn Kinder hineinbringt, hat keine Wahrſcheinlichkeit vor ſich, daß auch nur eins aufkomme; der mordet ſie alſo alle zehn; wie viel mehr kann man das von dem behaupten, der ihrer fünfe hineinbringt. Würde man nicht denjenigen einen Mörder ſeiner Kinder nennen, der ſie in ein Haus ſchickte, wo er wüßte, daß die Peſt wüthet; und welche Peſt kann mehr

Schlachtopfer hinrichten, als dieſes ſchreckliche Haus? Kann man wohl ſagen, Rouſſeau habe das nicht gewußt? Allein wenn ich es wiſſen kann, der ich ſo weit von Paris lebe, wie viel leichter konnte es Rouſſeau wiſſen, der ſich dort aufhielt, und ſo viel klüger und gelehrter war als ich? Will man aber annehmen, daß er es nicht wußte, weil er ſich nicht darum bekümmerte; welchen moraliſchen Charakter mag man wohl dem Manne zuſchreiben, der ſeine Kinder, die armen hülfloſen Geſchöpfe, an einen Ort hinthun kann, ohne darnach zu fragen, wie ſie da gehalten werden?

Rouſſeau's Widerſprüche in ſeinen Behaupt. üb. die Urſachen, warum er dieſe That begangen hat.

Aus dem Gemiſche deſſen, was Rouſſeau über dieſe ſeine That ſagt, kann man durchaus nicht recht klug werden; es herrſchen darin die lächerlichſten Widerſprüche. Der erſte iſt der, daß er ſchreibt, er wollte ſeine Gründe nicht ſagen, damit Andre nicht verleitet würden, ſo zu handeln als er. Indeß ſollen ſie doch in einem Briefe ſtehn, den man in ſeinen Sammlungen finden wird; außer einigen blos individuellen,

die er als die wichtigſten ſchildert, aber aus Schonung für ſeiner Frauen Familie verſchweigt; (denn immer hat er zu allem die feinſten, zärtlichſten und edelſten Beweggründe.) Die waren es aber gerade, die er, wenigſtens in den Bekenntniſſen, recht gut ſagen konnte; denn die konnten, als blos individuelle Verhältniſſe, niemanden verleiten, und ſeine Bekenntniſſe ſollten erſt lange nach ſeinem, und folglich nach der le Vaßeurſchen Familie Tode erſcheinen. Da man aber die andern noch finden wird, ſo konnte er ſie ja eben ſowohl gleich hieher ſetzen. Man ſieht, daß hierin gar kein Zuſammenhang iſt. Der zweite Widerſpruch beſteht darin, daß er ſeinen Entſchluß, ſein erſtes Kind auszuſetzen, den Reden zuſchreibt, die ſeine Tiſchgenoſſen führten, und dann uns vorſchwatzen will, er habe alle ſeine Kinder aus tiefdurchdachten Gründen ausgeſetzt. Wie reimt ſich das zuſammen? Wenn die Gründe ſo erſtaunlich wichtig waren, ſo braucht es jenes Geredes nicht; und wenn dieſes wirkte, daß er glaubte, was in Paris unter

ehrlichen Leuten ſo mode wäre, könne ein ehrlicher Mann auch wohl thun; ſo möchten die Gründe ſo ſtark eben nicht ſeyn.

Wahre Erklärung d. Rouſſeauſchen Betragens.

Will man aber durch den Staub ein wenig hindurch ſehen, den der leidenſchaftliche Sophiſt ſich und den Leſern in die Augen zu ſtreuen ſucht, ſo läßt ſich das ganz leicht erklären. Der Rouſſeau, der noch ganz ſchlechtweg als ein unmoraliſcher Menſch, welcher ſich durch ſeine Talente emporzuſchwingen hoffte, in Paris lebte, ſetzte ſeine erſten Kinder vermöge eben des unmoraliſchen Leichtſinns aus, der alle ſeine Handlungen beſeelte. Allein der Rouſſeau, der gefunden hatte, daß die Cabale in Paris zu mächtig war, und er zu wenig Gewandtheit hatte, um als ein Fremder durchzudringen, und ſich ſo hoch als er wünſchte emporzuheben; der alſo in eben der Rückſicht eine ganz andre Rolle, nämlich die eines ſingulären Menſchen, eines verfolgten Helden der Tugend, zu ſpielen beſchloß: dieſer Rouſſeau, ſage ich, hatte noch immer zu wenig Selbſtüberwindung, um keuſch zu leben, und zu viel Egoiſ-

mus, um ſich ſeiner Kinder zu erbarmen, und ſie nicht in ein Haus zu werfen, wo ſie unter der Folter des Hungers und des Elends den Geiſt aufgeben mußten: allein er mußte nun Gründe aufſuchen, um dieſe That zu rechtfertigen.

Die Gründe will er nicht ſagen, und ſagt ſie doch. Es ſind aber die nichtigſten von der Welt, und darunter keiner nichtiger als der, daß er beſorgte, er würde ſie nicht moraliſch gut bilden können. Denn fürs erſte kann der beſte Erzieher, unter den anſcheinenden günſtigſten Umſtänden, nicht mit Gewißheit ſagen, was aus ſeinen Zöglingen wird. Es können ſich Begebenheiten ereignen, die das ſchönſte Erziehungsgebäude über den Haufen werfen, und aus dem, der ein Cato werden mußte, einen Kartuſch machen. Zweitens iſt es der ärgſte jeſuitiſche Probabiliſmus, wenn man es für erlaubt hält, eine wirklich böſe Handlung zu begehen, um ein ſelbſt wahrſcheinliches Uebel zu vermeiden. Daß dieß aller geſunden Moral zuwider läuft, konnte einem

Unter den Gründen, die er vorbringt, um es zu rechtfertigen, iſt keiner läppiſcher als der, daß er ſie nicht hätte moraliſch gut erziehen können.

Manne wie Rouſſeau nicht unbekannt ſeyn. Drittens, was hinderte ihn denn, ſeine Kinder Bauern und Handwerker werden zu laſſen, wenn er meynte, daß ſie ſo beſſer und glücklicher ſeyn würden? Er ſetzte ſich ja über ſo viele Vorurtheile weg, ſo konnte ihn doch wohl hier nicht die Furcht für dasjenige zurückhalten, vermöge welchem ein Vater ſeine Kinder nach ſeinem Stande erziehen muß. Viertens erboten ſich ſogar andre Leute, das Wohl ſeiner Kinder über ſich zu nehmen. Da er ſie ins Findelhaus that, übergab er ſie nicht der Pflege andrer Leute? Und durch welche Eingebung konnte er wiſſen, daß ſie in dieſer ihren Händen beſſer daran ſeyn würden, als in jener? Wer ſieht hier nicht den eigenſinnigen, hochmüthigen Mann, der niemanden offenbar verpflichtet ſeyn will, und um dieſem Hochmuthe zu fröhnen, lieber ſeine Kinder dem ſichern und marternden Tode des Findelhauſes übergiebt, als ſie Freunden oder wohlthätigen Perſonen anvertraut?

Mit zwey Zügen will ich dieſes Gemälde des Rouſſeauſchen moraliſchen Charakters beſchließen, die ihn völlig in ſeiner Blöße darſtellen werden. Er ſagt in ſeinen Bekenntniſſen, er habe ſich ſeiner Beyſchläferinn enthalten, um nicht mehr in den Fall zu kommen, ſeine Kinder ins Findelhaus zu ſchicken. Wenn man aber bedenkt, daß er letzteres ſchon fünfmal gethan hatte; wer kann eine ſolche Enthaltſamkeit dieſem Grunde zuſchreiben? Wer muß nicht glauben, daß er ihrer entweder überdrüßig war, oder daß ſich überhaupt der Hang zur Wolluſt bey ihm gelegt habe? Indeß iſt er nicht nur ſo eitel, ſich dieſe That zum großen Lobe anzurechnen, ſondern menſchenfeindlich genug, dieſem Umſtande eine Verringerung der Liebe ſeiner Thereſe zu ihm zuzuſchreiben, von der ſich nicht die geringſte wirkliche Spur zeigt; denn ſie giebt ihm immer noch die deutlichſten Beweiſe der vollkommenſten Ergebenheit. Wer könnte es indeß wohl ſonderbar finden, wenn eine Frau, der ihr Mann fünf Kinder wider ihren Willen gemordet hätte, es

Zwey Züge, wodurch das Gemälde des Rouſſeauſch. Charakt. vollendet wird.

nun andern Urſachen als ſeinen Tugendſcrupeln zuſchriebe, daß er nicht mehr Luſt hätte Anlaß zu geben, ein ſechstes und ſiebentes zu morden, und wenn ſie ihm deshalb weniger geneigt würde?

In der angeführten Stelle ſchreibt Rouſſeau ferner: Sein Herz hätte ihm zwar oft geſagt, er habe ſich in den Gründen ſeines Kindermords geirrt; ſeinem Verſtande hätte aber dieſes niemals eingeleuchtet. Dieſer alſo ſoll ſein Verfahren immer gebilligt haben. O Sophiſt! O mitten in deinen lächerlich aufrichtigen Bekenntniſſen, aufgeblaſner Rechthaber! der du dir hier das Compliment machſt, du beſäßeſt ein ſo zartes Herz, daß es dir ein Verbrechen aus dem mache, was Vernunft und überlegende Tugend gut heißen! Sagte dir die Vernunft nicht, daß eine böſe Handlung nicht begangen werden darf, um ein zukünftiges noch ſo wahrſcheinliches Uebel zu vermeiden? Sagte ſie dir wenigſtens nicht, daß der, der ſich phyſiſch oder moraliſch unfähig findet, Kinder aufzuziehn, keine zeu-

gen darf; und daß ein im Schlamm der Wolluſt ſo ganz verſenkter Menſch, der ſeine Lüſte auch da nicht bezähmen kann, wo er ein wahres Verbrechen vor ſich ſieht, ein, des Namens eines tugendhaften und vernünftigen Mannes ganz unwürdiges Geſchöpf iſt? Wahrlich, wenn deine Moral in der Welt gelten ſollte, ſo wäre es wohl ſehr leicht, ein Muſter hoher Tugenden zu werden! Und eine ſolche Moral kannſt du uns predigen? Und wir ſollen glauben, du verſtündeſt das Ding nicht beſſer? Du, mit deinem göttlichen Genie, der du die Moral dein Lebtage ſtudiert und gelehrt haſt? Wir ſollen glauben, daß deine Bekenntniſſe, mit aller ihrer Aufrichtigkeit, nicht Maske, obſchon ſehr feine Maske ſind? Daß ſie nicht eine dir ſelbſt errichtete Trophäe ſeyn ſollten, wodurch du dich der Welt noch nach deinem Tode, als ein ganz beſondres moraliſches gutes Weſen ſchildern willſt, ob du es gleich nie wareſt, und ob du dir gleich dieſes innerlich ſelbſt geſtehen mußt? Das, ſage ich, ſollten wir glauben, wenn du tauſend Gründe angiebſt, um das größte dei-

ner Verbrechen zu rechtfertigen? wenn du dabey den Kunſtgriff brauchſt zu ſagen: ich will meine Gründe verſchweigen, ſie möchten Andre verleiten; als wenn du noch viel wichtigere hätteſt: und wenn du dir nicht ein einzigesmal die ganz natürliche Frage aufwirfſt, die dem einfältigſten Menſchen dabey einfallen muß: „Aber warum „zeugte ich Kinder, wenn ich ſie weder ernähren „noch erziehen konnte?“ Rechtfertige dich erſt darüber, guter Freund, dann wollen wir das Uebrige hören.

Urſachen, warum hier die Rouſſeau'ſchen Verbr. u. Sophiſtereyen ſo genan aus einander geſetzt werden.

Hier möchte mir wohl mancher zurufen: „Aber warum eiferſt du ſo gegen Rouſſeau'n? „Was hat dir der Mann gethan, daß du ihm „noch im Grabe ſeine Verbrechen mit ſolcher „Bitterkeit vorwirfſt?“ Nichts bewegt mich dazu, als Begierde nützliche Wahrheiten zu ſagen. Erſtlich zu zeigen, falls es auch wahr wäre, daß Rouſſeau ein böſes Weib gehabt hätte, daß ſein eigen Betragen kein beſſeres verdient hätte, indem es durch ihn dazu geworden wäre. Denn welche gerechtere Urſache, einen Mann zu verab-

ſcheuen, könnte wohl eine Frau haben, als die: daß er ſie, und zwar fünfmal, zur Mutter machte, und ſie jedesmal zwang, ihr Kind einem faſt ſichern Tode zu übergeben? Wäre ſie ihm eine immer verfolgende rächende Furie geworden, wer könnte ihr das verargen? Das iſt es aber noch nicht alles, was ich hier beabſichte. Ich ſehe, daß geſunde Moral in den tiefſten Verfall gerathen iſt. Alle Begriffe darüber ſind verſchroben. Täglich erblicke ich Leute, die ihre erſten Pflichten verſäumen, und ſich, vermöge ich weiß nicht welches ſelbſtgemachten Syſtems, für Muſter von Tugend halten. Die Hauptpflichten des menſchlichen Lebens kommen gegen Hirngeſpinnſte in Vergeſſenheit. Ueberall findet man Beyſpiele von Criſpinſcher Tugend, die den Gerbern das Leder ſtahl, um den Armen Schuhe daraus zu machen. Dieſen Irrthum habe ich recht deutlich zeigen wollen. Ich habe dazu ein glänzendes und recht auffallendes Beyſpiel gewählt; ein Beyſpiel, wodurch dieſe Verwirrung der moraliſchen Begriffe und zwar ganz beſonders deshalb

befördert wird, weil eine Menge von Schriftſtellern, aus Vorliebe zum Gegenſtande, ihr gerade hier das Wort reden.

Ungerechte Beſchuldigungen geg. Rouſeau's Weib.

Wenn man blos auf die Schriften Rouſſeau's ſähe, ſo fände ſich gar keine Urſache, weder deſſen Verbindung unter die unglücklichen, noch die Perſon, mit der er ſie einging, unter die böſen zu zählen. Allein ſeine Bewunderer, und eine Dame von der großen Welt, die für gut befunden hat, ſich unter dieſelben zu miſchen, haben ihr den Ruf des böſeſten Weibes, das man ſich denken kann, zuwege gebracht. Es iſt unglaublich, welche Verſchwörung gegen ſie gleichſam gemacht zu ſeyn ſcheint, um ein ſchändliches Gerücht über das andre von ihr zu verbreiten, und wie man dieſe Gerüchte in Büchern aufzeichnet, durch ganz Europa ausposaunet, und ſo gut man kann verewigt. Die Verfolgung, die ihr Mann träumte, die iſt wirklich gegen ſie ergangen. Er ſelbſt glaubte, daß man ihn doch nur heimlich als boshaft, ſtolz und närriſch ſchildern wollte, um ihn vor der Welt lächerlich zu machen. Sie

aber ſchildert man öffentlich als das boshafteſte und laſterhafteſte Geſchöpf auf Erden. Die Freunde und Anhänger Rouſſeau's erzählen als etwas entſetzliches, daß ſeine Widerſacher ſein Monument zerkratzt und verunreinigt haben; ſie aber thun etwas meines Erachtens noch viel entſetzlicheres; ſie bedecken mit Schimpf und Schande eine noch lebende Perſon. Dieſe iſt zwar von geringem Stande: allein glaubt man, es könne auch einer geringen Perſon gleichgültig und ohne böſe Folgen für ſie ſeyn, wenn man ſie in den Augen von ganz Europa öffentlich brandmarkt? Wahrlich, wenn die Thatſachen, die Rouſſeau's Freunde erzählen, nicht völlig erwieſen ſind, ſo läßt ſich ihr Verfahren nicht mit dem reimen, was die Billigkeit erfordert. Allein im Grunde ſind dieſe Thaten nicht nur alle unerwieſen, ſondern großentheils erwieſen falſch, und da müßten ſich die erſten Verbreiter dieſer Gerüchte billig ein Gewiſſen daraus machen, ſo gegen das arme Weib verfahren zu haben.

Rouß ſelbſt macht ihr den allereinzigen: daß ſie nicht mit ganzer Seele an ihm, ſond. noch an ihrer Mutter gehang. habe.

Der einzige Vorwurf, den ſelbſt ein für Rouſſeau parteyiſcher Leſer als ausgemacht annehmen kann, iſt der, den er ihr hie und da in ſeinen Bekenntniſſen macht: daß ſie nicht mit ganzer Seele an ihm gehangen, ſondern, wenigſtens ſo lange ihre Mutter bey ihnen lebte, dieſer noch immer ſelbſt gegen ihn heimlich ergeben geweſen ſey. Geſetzt, es ſey wahr; geſetzt dieſer Mangel an gänzlicher Ergebenheit habe gedauert bis an das Ende des Rouſſeauſchen Lebens, ſo iſt es offenbar nicht ihr, ſondern ſein eignes Verſchulden. Das will ich hernach zeigen.

Dieſer würde eben ſo wie alle andern Rouß. ganz allein beyzumeſſen ſeyn, wenn ſie auch alle gegründet wären. Sie ſind aber alle falſch.

Die andern Vorwürfe ſind alle aus der Luft gegriffen; man findet in den Bekenntniſſen auch nicht eine Spur davon. Ich will ſie hier nur nach der Reihe durchgehen, und dann zeigen, daß wenn ſie alle auch wahr wären, ſo müßte bey jedem Rouſſeau'n allein die Schuld beygemeſſen werden; daß ſie aber auch alle gar keinen hinlänglichen Grund haben.

Sie ſoll Rouß. Mistrauen gegen das

Es wird alſo ferner dieſer armen Frau Schuld gegeben, ſie habe das Mistrauen ihres

Mannes gegen das ganze Menſchengeſchlecht, ſeine tollen Vorſtellungen von Gott weiß welchem Complot gegen ihn aufs ſorgfältigſte verſtärkt. Davon werden zum Beweiſe ein paar Geſchichtchen erzählt, ohne daß doch irgend ein bekannter Mann als Gewährleiſter deshalb angeführt werde.

ganze Menſchengeſchlecht veranlaßt haben.

Man rückt ihr auch noch bitterlich vor, daß ſie nach Rouſſeau's Tode einen andern Mann geheirathet hat. Dieſes iſt nun wahr. Allein ſeit wann iſt es ein Verbrechen, ſich zum zweytenmale nach dem Tode eines Mannes zu verheirathen? Sind denn alle Anhänger Rouſſeau's von der Sekte der Monogamiſten? Wie wunderlich iſt doch eine ſolche Anklage!

Sie hat einen and. Mann nach ſeinem Tode geheirathet, welches aber gar nicht ſtrafbar iſt.

Allein ſie ſoll auch während des Lebens ihres Mannes mit dem Menſchen, den ſie nachher geheirathet hat, einen ſträflichen Umgang unterhalten haben! Ja, man ſagt, Rouſſeau hätte dieß ſogar entdeckt, und ſich deshalb ſelbſt ums Leben gebracht. Trunken von affektirter Bewunderung gegen dieſen großen Landsmann ihres

Sie ſoll aber noch während Rouſſ. Leben mit dieſem M. zugehalten, u. dadurch veranlaßt haben, daß erſterer ſich das Leben genommen.

Vaters, (nach deſſen Grundſätzen ſich dieſer doch im Grunde ſo wenig gebildet,) und in der Hoffnung als Hoheprieſterinn dieſer Gottheit Aufſehn zu machen, hat Frau von Stael die Unbarmherzigkeit, eine ſo entſetzliche Beſchuldigung, gegen eine noch lebende Perſon vorzubringen. Wenn der Niedrige die Geſetze gegen den Vornehmen leicht in Wirkſamkeit ſetzen könnte, ſo dürfte dieſe Tochter Neckers, ſo eine böſe That nicht ungeſtraft begangen haben. Ein unter uns mit Recht geſchätzter Schriftſteller hat dieſer Beſchuldigung widerſprochen, zwar mehr um Rouſſeau'n von dem Vorwurfe eines Selbſtmordes zu retten, als um deſſen Frau zu rechtfertigen. Den Tadel, den auch er gegen ſie vorbringt, kann ihm zwar niemand übel auslegen, denn Rouſſeau's Bekenntniſſe waren noch nicht gedruckt, als er ſchrieb, und er mußte dem damaligen allgemeinen Gerüchte Glauben beymeſſen. Allein anjetzt wird er vermuthlich anders denken, und mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß, geſetzt Rouſſeau hätte ſich ſelbſt

das Leben genommen, ſo wäre das doch ein geringes Verbrechen gegen den eingeſtandnen fünfmaligen Kindermord. Ich wünſchte indeß, daß er die arme verfolgte Frau ſelbſt laut rechtfertigte. Mich däucht, je größer ſein Ruhm, je ſtärker ſeine Beredſamkeit iſt, je mehr iſt er ihr dieſe Gerechtigkeit ſchuldig. Um indeß recht zu zeigen, wes Geiſtes Kind dieſe Frau von Stael iſt, ſo ſagt ſie noch, Rouſſeau's Frau habe ihn bewogen, ſeine Kinder in die Mördergrube, die man Findelhaus nennt, zu ſchicken. Daß aber dieß eine ſchändliche Verläumdung ſey, wiſſen wir aus Rouſſeau's eignem Zeugniſſe; und ſo iſt's alſo auch das Uebrige.

Toller macht es indeß niemand in dieſem Punkte, als ein gewiſſer Graf von Barrüel-Beauvert, der eine Vie de J. J. Rousseau, Londres, 1789. herausgegeben hat. Dieſer muß gewiß geglaubt haben, daß ihm eine Schrift, wo er Rouſſeau'n bis im Himmel erhübe, ein großes Anſehn geben würde, daher hat er auch die ſeltſamſte verfertigt, die ſich nur denken läßt.

Die ärgſte Verläumd. gegen dieſe Frau bringt der Graf von Barrüel vor: ihre Kinder ſollen nämlich nicht v. Rouß. geweſen ſeyn.

Ob er der Mann ſey, der Rouſſeau's wahre Gröſſe zu empfinden im Stande iſt, kann man daraus beurtheilen, daß er in dieſer Schrift eine andre von ihm an das franzöſiſche Volk anführt, worin er für die Privilegien des Adels ſtreitet, und verlangt, daß Edelleute ein goldnes Kreuz tragen; daß keine weitre Erhebung in den Adelſtand ſtatt finden, und daß man ein heraldiſches Tribunal einſetzen möge. Zwar ſagt er an einem andern Orte, in allem, was er bisher geſchrieben hätte, ſey kein Menſchenverſtand geweſen, und ich beſorge, auch dieſes Buch mache hierin keine Ausnahme. Er ſchreibt noch hier S. 70 an einen Freund des Herrn Mercier: „Herr Mercier, den Sie an mich „präſentirt haben, welches ich Ihnen „vielen Dank weiß, iſt ſo gefällig geweſen ꝛc. *) —

Der

*) Man ſehe im angef. Buche S. 70, wo es heißt: Mr. Mercier — que je vous ſais un gré infini de m'avoir préſenté, a eu (nicht la bonté, l'amitié, oder la condeſcendance) ſondern l'obligeance etc. So ſehr wählt dieſer Graf ſeine Worte, um der

Der Graf von Barrůel, der Herrn Mercier an ſich, und Herr Mercier, der ſich an den Herrn Grafen präſentiren läßt, ſcheinen mir beide ſehr unwürdige Bewunderer des Schriftſtellers Rouſſeau zu ſeyn. Indeß unterſtützt dieſer Graf nicht nur die verläumderiſche Ausſage der Frau von Stael, in Anſehung des Antheils der armen Thereſe an dem Schickſale ihrer Kinder, ſondern er ſagt noch S. 115: „Dieſe unwiderſprech„liche Thatſache wird von einem zwanzigjährigen „Freunde Rouſſeau's, einem Genfer, erhärtet.“ Wenn das wahr iſt, ſo ſieht man daraus, wie wenig ſich die Freunde dieſes Mannes ein Gewiſſen daraus machen, eine Unſchuldige ſchändlich zu verläumden. Der Graf macht es aber, wie leicht zu denken, noch ärger. „Ich weiß ſie,“ ruft er S. 391 aus, „dieſe Urſachen“ (warum Rouſſeau ſeine Kinder ſo behandelte) „die Rouſ-

hochgräflichen Würde nichts zu vergeben, daß er ſogar ein neues und unfranzöſiſches macht, welches er ſeinem Stande gegen Herrn Mercier angemeſſen hält. Hat da nicht Rouſſeau einen herrlichen Schüler gebildet!

„ſeau verſchweigt, um ſich nicht in ſeiner Frau zu „beſchimpfen, und man würde an der erſten, die „ich angeben könnte, genug haben: allein man „hat ſie vielleicht ſchon errathen. — Wenn „Rouſſeau's Haushälterinn würdig geweſen „wäre, ſeine Frau zu werden, hätte ſie ſich „wieder verheirathet, während ſie noch um ihn „trauerte, und ſie daran hätte denken ſollen, „ihm im Grabe zu folgen? Hätte ſie geeilt, „den Namen, womit er ſie geſchmückt hatte, ge„gen den Namen von Gott weiß welchem Men„ſchen, der ſich ihr darbot, zu vertauſchen? — „Soll ich deutlicher reden? — Rouſſeau zeugte „keine Kinder.“ Wenn man nicht hundert Urſachen hätte, von der Vernunft dieſes Schriftſtellers eben nicht ſehr vortheilhaft zu denken, ſo müßte man wahrlich ſein Herz verabſcheuen, das ſolche ganz grundloſe Verläumdungen auszuſtoßen fähig iſt.

Es ſoll bewieſen werden, daß wenn auch alle dieſe Verläumd. d.

Um nun recht zu zeigen, wie unbillig man die Weiber beurtheilt, ſo will ich alles, was man gegen die arme Rouſſeau vorgebracht hat, als

buchſtäblich wahr annehmen, und zeigen, wie der Mann an allem, ſelbſt Schuld geweſen wäre; und ſie erſt dann rechtfertigen, um zu zeigen, wie, trotz der ſtärkſten Veranlaſſungen zum Gegentheil, ſo viele Weiber dennoch gut bleiben: nur daß die Männer geneigt ſind, auf alle Weiſe die Folgen ihrer eignen Thorheiten und Laſter auf jene zu werfen.

laut. Wahrh. enthielten, ſo hätte ſich doch Rouſſeau die Schuld ſelbſt beyzumeſſen.

Ich nehme alſo an, daß der Graf Barrüel richtig behauptet hat, Rouſſeau wäre auch nicht zu einem einzigen Kinde dieſer Perſon Vater geweſen. Um dieß mit einigem Scheine der Wahrheit annehmen zu können, muß man vorausſetzen, daß Rouſſeau unvermögend war. In welchem Lichte müſſen einem aber dann ſeine Bekenntniſſe erſcheinen? Zum wenigſten als das Werk eines Tollhäuslers. Das aber beyſeite geſetzt; wozu nahm er denn dieſe Perſon bey ſich? Blos als Haushälterinn? Dann hatte ſie ja gar keine Verpflichtungen gegen ihn. Ihre That iſt nichts anders, als die einer gewöhnlichen in Unzucht lebenden Weibsperſon. Aber das iſt

Erſtlich in Anſehung der Beſchuld. daß Rouſſeau zu keinem ſeiner angeblichen Kinder Vater geweſen iſt.

unbegreiflich, wie ein ſolcher Freund der Tugend, als Rouſſeau, dergleichen ſchreckliche Sittenloſigkeit in ſeinem Hauſe duldete. Um dieß zu erklären, wird man nothwendig annehmen müſſen, Rouſſeau habe das arme Mädchen zu den Lüſten eines unvermögenden Wollüſtlings gebraucht. Allein alsdenn bleiben nicht nur wiederum ſeine Bekenntniſſe unerklärbar, ſondern Thereſens Ausſchweifungen müßten ihm immer zugeſchrieben werden. Was war natürlicher, als daß ihre durch ihn erhitzte Einbildungskraft, die von ihm nicht zu erhaltende Befriedigung bey Andern geſucht habe? Und überdem, unter welchem ſcheußlichen Lichte würde dieſe ganze Vorausſetzung nicht Rouſſeau'n darſtellen? Die Meynung wird alſo wohl die ſeyn: Thereſe lebte gleich vom Anfange ihres Umganges mit Rouſſeau'n ſo zügellos, daß dieſer ſich von ſeiner Vaterſchaft zu allen dieſen fünf Kindern nicht für überzeugt halten konnte. Wie unmöglich es iſt, in dieſer Vorausſetzung den Ausſpruch des Grafen zu rechtfertigen, iſt einleuchtend. Denn wo konnte er

denn das wiſſen, was Rouſſeau nicht, ja die Thereſe ſelbſt alsdenn kaum wiſſen konnte; ob er nämlich wirklich nicht der Vater eines einzigen von den Kindern war?

Daß Rouſſeau auch in dieſer Vorausſetzung ſchuldig war, die Kinder zu ernähren, iſt um ſo weniger zu bezweifeln, da er vor jedem Richterſtuhle in der Welt, nach der Geſetzgebung eines jeden Landes, dazu wäre verurtheilt worden. Allein das bey Seite geſetzt, ſo frägt ſich's: wußte er damals, als Thereſe ſeine Beyſchläferinn war, daß ſie es mit andern hielt, oder wußte er's nicht? Wenn er's nicht wußte, ſo hat er immer fünf Kindermorde begangen: Wenn er's aber wußte, welch ein Menſch muß er geweſen ſeyn, um mit ſo einer Kreatur leben, und ſie am Ende noch nach ſeiner Weiſe heirathen zu können? Außerdem wenn er's wußte, ſo verletzte ſie ja keine Pflicht gegen ihn, nach dem Ausſpruch, daß dem, der mit einer Behandlung zufrieden iſt, kein Unrecht dadurch geſchieht. Allein wenn er's nicht wußte, war denn das Weib nicht ſtraffällig?

Nein! Was hatte ſie für Pflichten gegen ihn? Er war ja nicht ihr Ehemann, ſondern nur ihr Beyſchläfer. Daß er ſie unterhielt, war nicht mehr wie billig; dafür diente ſie ſeiner Luſt; aber dafür konnte er keine Treue von ihr verlangen. Die iſt nur der Preis desjenigen, der ſich einem Weibe ganz ergiebt, um ſie auch ganz zu erhalten. Das war aber Rouſſeau's Meynung gar nicht geweſen, ſich ſo an die le Vaßeur zu ergeben. Es iſt eine merkwürdige Stelle in den Bekenntniſſen, wo Rouſſeau davon ſpricht, daß Diderot ſein Wäſchermädchen geheirathet hatte, und ſagt: „Er that wohl, wenn er es „ihr verſprochen hatte; ich hatte dem meinigen „nichts verſprochen.“ Nein, Sophiſt! Diderot that wohl, und wenn er ihr auch nichts verſprochen hatte. Diderot, der ſo arm war als du; auf deſſen Charakter du ſo hämiſche Seitenblicke wirfſt; den ungerechte Beurtheiler tadeln, da ſie deine Tugend in Himmel erheben, war gewiß ein viel rechtſchaffnerer Mann als du, und wenn auch alles wahr wäre, was du von ihm

argwöhneſt. Er erfüllte die großen Pflichten eines Gatten, eines Vaters; geſetzt er wäre dann auch neidiſch auf dich geweſen, ſo iſt das doch eine wahre Kleinigkeit gegen den, der nicht Gatte ſeyn will, und Kinder zeugt, die er hernach von ſich ſtößt.

Dieß giebt mir Anlaß, einen wichtigen Punkt abzuhandeln, der in dieſes Hauptſtück recht eigentlich gehört; nämlich, was vom Concubinate zu halten ſey. Es wird hoffentlich niemand von mir verlangen, weder daß ich glauben, noch daß ich behaupten ſollte, die prieſterliche Einſegnung mache die Ehe aus. Davon bin ich weit entfernt. Jede feyerliche, von den Geſetzen verordnete Handlung kann ſie bewirken. Allein eine ſolche Handlung iſt auch dazu nöthig. Und was iſt der Erfolg davon? Es iſt der, daß ſie das Weib über ihr Schickſal beruhigt, indem es ihr die ganze Kraft der Geſetze leihet, um ſie gegen den immer möglichen Wankelmuth des Mannes zu ſichern. Dadurch kann auch der Mann allein ein Recht auf die Treue des Weibes er-

Was iſt vom Concubinate überhaupt zu halten?

halten, indem er ihr die Mittel verſchafft, jedem entgegengeſetzten Reize zu widerſtehen. Dieſe Mittel ſind verſchieden. Sie beſtehn vorzüglich darin, daß erſtlich das Schickſal des Weibes unverbrüchlich mit dem des Mannes verknüpft wird; daß dieſes Schickſal gut iſt, und alſo die Furcht es zu verlieren groß werden muß; daß endlich das Gefühl von Ehre bey dem Weibe nicht erſtickt, ſondern vielmehr erhöht wird, und das bleibt allerdings ſtets das ſicherſte Verwahrungsmittel gegen das Laſter. Wenn alſo ein Mann ſich auf eine andre als die geſetzmäßige Art mit einer Frau verbindet, dann hat er ſich's ſelber zuzuſchreiben, wenn ſie in Laſter verfällt.

Umſonſt würde man behaupten wollen, von einem ehrlichen Manne könne ein Mädchen gewiß wiſſen, daß er es nicht verlaſſen werde, und ein ſolcher könne auch verlangen, daß es nach dieſer Gewißheit handle. Es kann dieſes kein Menſch von ſich ſelbſt behaupten. Wer iſt der Vermeßne, der ſagen könne, er wiſſe wie er morgen denken, und wie ſein Gedankenſyſtem

ihn morgen antreiben werde zu handeln? Millionen von Erfahrungen werden ihm beweiſen, daß ſeine Aeußerung thörichte Praleren iſt. Noch viel weniger kann es das Mädchen gewiß wiſſen, oder nur ein ſolch Zutrauen darauf ſetzen, daß es nach dieſem Zutrauen empfinden und handeln könne. Aus dieſem Verhältniſſe entſtehen jene Folgen ſolcher Verbindungen, die man ſo häufig in der Welt erblickt. Es kann keine Liebe zu einem Manne ſtatt finden, in welchen das Weib kein Vertrauen ſetzt. Nicht nur wird ein ſolcher bis aufs Blut ausgeſaugt, um ſo viel zuſammen zu ſchrappen, als man kann, weil man nicht weiß, wie lange die Herrlichkeit dauern wird; ſondern was man noch anders woher bekommen kann, wird auch nicht verſchmäht. Iſt aber das Mädchen zum Genuß geneigt, dann bewegt ſie auch gar keine Betrachtung, ſich irgend einen, den ſie erlangen kann, zu verſagen. Alſo iſt in einer ſolchen Verbindung auf keine Art Treue zu erwarten. Das wäre aber noch beynahe das geringere Uebel. Das größte iſt

meines Erachtens dieſes. Ein ſolches Mädchen, durch die höchſte Noth gedrungen, ſtrengt alle Kräfte der den Weibern ſo natürlichen Kunſt, unſer Innerſtes kennen zu lernen, an, um ihren Buhlen durchaus zu ſtudieren, und da iſt alsdenn kein Mittel in der Welt, das ſie unbenutzt ließe, um ihn nach und nach gänzlich zu unterjochen. Eine ehrliche Frau hält es bisweilen unter ihrer Würde, dergleichen Mittel anzuwenden; auch iſt oft nöthig, um die völlige Unterjochung damit zu bewirken, daß man einen Gebrauch davon mache, den nur eine Dirne machen kann, die keine Ehre zu verlieren hat. Daher kömmt es ſo oft, daß Männer, die im Concubinate leben, weit ärgre Sklaven ihrer Beyſchläferinnen ſind, als es der frömmſte Ehemann nicht iſt, von dem die ganze Stadt ſagt, daß die Frau bey ihm die Herrſchaft führt; und gemeiniglich fühlen ſie die ganze Laſt des Jochs, ohne es abſchütteln zu können. Wem deshalb ſeine Glückſeligkeit lieb iſt, der wird nie eine ſolche Verbindung eingehen, und lieber das gemeinſte Mäd-

chen gleich heirathen, als es zu ſeiner Beyſchlä-ſerinn machen. Denn wenn er dieſes hernach auch thut, ſo iſt die feine Knoſpe der Ehre und der allgemeinen Achtung gebrochen; die böſe Falte iſt geſchlagen, und es wird alſo dadurch ſelten ſehr viel gebeſſert. Ich habe geſucht, hier die Männer von ſolchen Verbindungen durch ihr eig-nes Intereſſe abzuhalten, weil ſie nie, als durch eine Art von Wunderwerk, anders als unglück-lich für den Mann ausfallen können. Der recht-ſchaffne Mann, der Mann, der Moral kennt und achtet, wird indeß ohnehin nie darauf den-ken, der eingeführten Ordnung in der Geſellſchaft, worin er lebt, zuwider zu handeln, und demje-nigen, der die Tugend liebt, und ihr gemäß han-deln will, brauchen dergleichen Gründe nicht vor-gehalten zu werden. Aber freylich wirken die von der eignen Glückſeligkeit hergenommenen Gründe ſtärker auf die mehreſten Menſchen, als diejenigen, die ſich auf Pflicht beziehen, und deshalb mußte ich dieſe vorzüglich aus einander ſetzen.

Rouſſeau's Beyſchläfer. mußte ganz vorzügl. nach den Grundſ. handeln, wo=nach dergleichen Frauensperſ. vermöge ihrer Lage zu hand. pflegen.

Um nun wieder auf Rouſſeau's Beyſchläferinn zu kommen, ſo ſieht man leicht, daß ſie gar nicht darauf rechnen konnte, daß er ihr treu bleiben, und ſie nicht über kurz oder lang in den hülfloſen Zuſtand zurückſtoßen würde, woraus er ſie gezogen hatte, um mit ihr ſeine Luſt zu büßen. Ich biete ſogar einem jeden Menſchen in der Welt Trotz, eine einzige vernünftige Urſache anzugeben, warum Rouſſeau das Mädchen nicht heirathete, wenn es nicht darum geſchah, um ſie, wenn er wollte, wieder verlaſſen zu können. Er war doch wahrlich nicht von ſo hohem Stande, daß die Heirath mit Mademoiſelle le Vaßeur eine Misheirath geweſen wäre? Der Mann, der ſeine Kinder ins Findelhaus thut, zeigt ſich nicht allein fähig, auch die heiligſten Bande zu übertreten, ſondern auch noch ganz eigentlich geſonnen, ſich die Wege immer offen zu halten, ſein Mädchen los zu werden, wenn er es für gut findet. Wäre die Kalumnie der Frau von Stael, des Grafen von Barrûel, und jenes Genfers, eines zwanzigjährigen Freundes von Rouſſeau auch wahr, daß

nämlich Thereſe ſelbſt ihren Buhlen bewogen hätte, ihre zuſammen erzeugten Kinder ins Findelhaus zu ſchicken, ſo hätte ſie nichts gethan, als den natürlichen Trieben ihrer Lage gefolgt. Rouſſeau's verlaßne Ehefrau oder Wittwe konnte auf den Beyſtand ehrlicher Leute rechnen, um ihre Kinder zu erziehen, nicht aber Rouſſeau's Beyſchläferinn, wenn ihn auch blos der Tod von ihr geriſſen hätte. Ob alſo ſchon die Handlung an ſich ſtrafbar geweſen wäre, ſo hätte ſie doch bey ihr die Noth ſehr entſchuldigt, und die Schuld fiele immer ganz auf den zurück, der ſie in eine ſo traurige Lage verſetzt hätte.

Dadurch wird ſie ebenfalls gerechtfertigt, wenn ſie auch dazu beygetragen hätte, den Menſchenhaß Rouſſeau's zu erregen.

Durch dieſe Lage wird ſie auch ganz wegen der Beſchuldigung gerechtfertigt, daß ſie Rouſſeau'n alle Menſchen verhaßt zu machen geſucht habe, um ihn ganz allein in ihre Gewalt zu bekommen. Es hat zwar dieſe Beſchuldigung nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit. In ſeinen Bekenntniſſen giebt Rouſſeau auch nicht den allerentfernteſten Anlaß dazu, ſie für gegründet zu halten. Seine Denkungsart hierin ſcheint ganz

offenbar aus ſeinem eignen Herzen zu entſpringen. Man ſieht auch gar nicht ab, was ſie könnte dazu bewogen haben. So lange ſie und ihre Mutter Geſchenke von Andern annahmen, heiſchte es ja ihr Vortheil, daß Rouſſeau unter Menſchen lebte. Welch Höllenleben mußte für ſie nicht außerdem die alleinige Geſellſchaft eines grämlichen Mannes ſeyn! Sie mußte alſo natürlicherweiſe viel lieber ſehen, daß ihr Mann in der Welt lebte, wo ihm ſeine großen Talente Beyfall, Bewunderung, Geld und Vergnügungen, ihr aber dieſes alles mit verſchafften. Indeß wenn es auch wahr wäre, daß ſie ſo gegen ihn verfahren hat; was wäre es anders, als die natürliche Folge der Verhältniſſe, worin Rouſſeau ſie ſetzte? Sie handelte, wie alle ſolche Frauensleute handeln: ſie ſtudierte ihren Buhlen genau aus, um ſeine ſchwache Seite zu finden, und ihn dadurch gänzlich zu unterjochen. Dieß kann keinem andern als Rouſſeau'n ſelbſt zugeſchrieben werden.

Die einzige, durch Rouſſeau's eignes Zeugniß beſtätigte Beſchuldigung; die nämlich, daß ſie ihrer Mutter im Grunde mehr anhing, als ihm, iſt auch nichts weniger, als etwas Tadelhaftes. Denn da ſie Rouſſeau nicht geheirathet hätte, wo hätte ſie ſollen Hülfe und Beyſtand ſuchen, als bey dieſer Mutter, wenn er ſie verließ? Deshalb mußte ſie dieſelbe wohl ſchonen, und zur Freundinn behalten. Soll ein Mädchen alle Familienbande zerreißen, um blos einem Manne anzuhängen, ſo muß er ganz und auf ewig ihr Mann ſeyn. Dann kann man das verlangen, und man erhält es auch gewiß. Außerdem iſt es aber nicht möglich, und der Natur der Dinge zuwider. Wenn Rouſſeau ſeine Therese geheirathet hätte, ſo hätte er ſie können ganz zu ſich nehmen, ſie ganz von ihrer Mutter und ihren übrigen Verwandten, welche Taugenichtſe geweſen ſeyn ſollen, wegnehmen; denn wenn man ein Mädchen heirathet, ſo heirathet man deshalb nicht deſſen ganze Sippſchaft. Wenn man aber eine ſolche Verbindung ſchließt, wie

Ferner auch wegen der Beſchuldigung, daß ſie ihrer Mutter mehr als Rouß. ergebengeweſen ſey.

Rouſſeau, ſo muß man freylich die ganze Familie mitnehmen, weil ſich dieſe ſonſt dagegen ſetzen und einem tauſend Ungelegenheiten machen würde, falls ſie keinen Vortheil davon zöge. Und doch brachte es Rouſſeau dahin, daß er die Mutter los ward. Dieſer Punkt zeigt auch noch, um es im Vorbeygehn zu ſagen, wie ungegründet alles iſt, was Roußeau von den Bewegungsgründen ſagt, die ihn vermochten, ſeine Kinder ins Findelhaus zu ſchicken. Er behauptet nämlich, die Hauptgründe dazu hätten in der Mutter der Thereſe gelegen. Wenn das iſt, und ſein eigen Intereſſe machte es ihm möglich, dieſe Mutter von ſich zu entfernen; wie vielmehr hätte es ihm väterliche Liebe möglich machen müſſen, wenn er die empfunden, und nicht ein für alles andre außer für ſich gefühlloſes Herz gehabt hätte? Man ſieht aus allem, daß ſeine Reden hierüber lauter Sophiſtereyen ſind, deren Ungrund er ſelbſt fühlen mußte.

Ihre Rechtfertigung deshalb, daß ſie

Die letzte Beſchuldigung gegen dieſe arme verläumdete Frau wäre die, daß ſie kurz nach

dem

dem Tode ihres Mannes einen andern geheira- thet, und wie einige ſagen, ſchon vorher mit letz- term einen vertrauten Umgang gepflogen habe. In der erſtern dieſer Handlungen liegt nichts Strafbares. Rouſſeau war ein ſehr großer Mann, und viele Weiber wären aus Stolz leicht im Stande geweſen, einen ſo ehrenvollen Na- men nicht verlieren zu wollen; aber man kann niemanden eine Beſchuldigung daraus machen, daß er einen ſolchen Stolz nicht empfindet. Es dürfte immer noch die Frage ſeyn, welches die beßre Frau wäre: ob die, die einen ſolchen Stolz beſitzt, oder die, deren Herz zärtlich iſt, und die den eiteln Tand des Namens willig hingiebt, um das Vergnügen einer ehelichen und geſetzmä- ßigen wechſelſeitigen Liebe zu genießen. Alſo bliebe nur der vorhergehende Umgang mit dieſem Manne zu erläutern übrig. Auch da wird es leicht ſeyn zu zeigen, daß auf alle Fälle die Schuld lediglich an Rouſſeau'n ſelbſt lag.

nach ſeinem Tode einen and. Mann genommen hat.

Wer eine tugendhafte Frau haben will, muß nicht dabey ſelbſt anfangen ihre Tugend zu un-

Und wenn ſie auch ſchon vorher mit

dieſem einen verbotn.Umg. gehabt haben ſolte.

tergraben; oder wenn er dieß gethan hat, ſo darf er keinem als ſich ſelbſt beymeſſen, wenn die ſeinige es nicht iſt. Rouſſeau hatte aber nicht nur erſtlich ſeine Frau als bloße Beyſchläferinn bey ſich gehabt, und dadurch das ſeine Gefühl von Ehre bey ihr erſtickt, ſondern ihr noch praktiſch gezeigt, daß man, um ſich der Wolluſt zu überlaſſen, die Uebertretung der heiligſten Pflichten nicht ſcheuen darf. Wahrlich, wer ſeine Frau zum Kindermorde abrichtet, darf nicht klagen, wenn ſie ſich ſelbſt, aus ähnlichen Trieben, zum Ehebruche entſchließt.

Dieſer Umg. wäre von ihrer Seite kein Ehebruch geweſen.

Aber war denn dieſer Frau ihre That Ehebruch? War ſie denn mit Rouſſeau'n wirklich verheirathet? Nein, das war ſie nicht. Nachdem er mit ihr fünf Kinder gezeuget, und, wie geſagt, dieſe wider ihren Willen ermordet hatte, und ſie beide ſchon ziemlich alt waren, ſo geht er einmal mit ihr und mit einem Freunde in ein Gehölz, um ihr da zu ſagen: Er nehme ſie hier im Angeſichte Gottes und dieſes Freundes für ſeine Frau an; und damit war die Sache fertig. Dieß

rechnet er als etwas ſehr großes und heroiſches, das ihm ſeine Beyſchläferinn vielen Dank wiſſen mußte, an, weil er ihr nichts verſprochen hatte. Man bemerke erſtlich, daß entweder dieſe ganze Handlung nichts bedeutender Unſinn war; oder Rouſſeau hatte ſich dſe ganze Zeit, bis zu dieſem Augenblicke, für frey von aller Verpflichtung gegen die arme, bis in ihr Alter zu ſeinen Lüſten gebrauchte Thereſe betrachtet, ſo daß er ſie alle Augenblicke verſtoßen oder verlaſſen konnte. Denn jene Erklärung konnte ihn nur in ſeinem Gewiſſen verbinden, und dieſe ſeine Geſinnung hierüber andeuten. Nun ſage man einmal, welches Gemüth zeigt das an, wenn ein Mann ſich für berechtigt hält, eine Weibsperſon, mit der er fünf Kinder gezeugt hat, ſobald er will zu verſtoßen, weil er ihr nichts verſprochen hat; und wenn er ihr das als etwas ſehr wichtiges, von ihrer Seite den größten Dank verdienendes anrechnet, daß er endlich die Verpflichtung über ſich nimmt, ſie nicht ſo hart zu behandeln? Indeß, da dieſes ſelbſt keine ordentliche Ehe war, da die-

ſes der Frau in der Welt nicht die Achtung einer ordentlichen, rechtmäßigen Ehefrau verſchaffen konnte; ſo brauchte ſie ſich gar nicht als gebunden anzuſehen. Wenn man wie ein Thor in die Welt hinein handelt, ohne auf Geſetze, Sitten und Grundſätze der Perſonen zu ſehen, mit denen man zu ſchaffen hat, ſo iſt's eigne Schuld, wenn die Perſonen verkehrt handeln: oder vielmehr, ſie handeln nicht verkehrt; ſie handeln nach den üblichen Ideen in der Welt, die ſie allein kennen, und nicht nach den Grillen eines Thoren, aus deſſen Handlungsweiſe kein Menſch klug werden kann.

Rouſſeau's Empfindung. u. Handlungs-art geg. ſeine Ther. berechtigten ihn auch nicht, Treue v. ihr zu verlang.

Wodurch ſollte auch Rouſſeau's Haushälterinn bewogen worden ſeyn, ihm treu zu bleiben? Wegen ſeiner großen Liebe zu ihr? Erzählt er uns nicht ſelbſt, er habe ſie blos animaliſch, nie aber wirklich geliebt? Er habe ſie ſo geliebt, wie etwa ein Haushahn die Henne, mit der er auf einem Hofe eingeſperrt iſt. Sollte ſie durch ſeine eigne Zucht, Ehrbarkeit, Ergebenheit gegen ſeine Pflichten dazu vermocht werden? O weit gefehlt! Der beynahe funfzigjährige Rouſ-

ſeau wird ſterblich in die Gräfinn von H** verliebt. Dieſe iſt die Geliebte ſeines Freundes, des Grafen von St. Lambert. Die ganze Beſchreibung dieſer Liebe zeigt recht, wie ſehr alle moraliſchen Begriffe, in Rückſicht auf ſich ſelbſt, im Rouſſeauſchen Geiſte verſchroben waren, und wie er ſeinen Kopf bis zum unſinnig werden angeſpannt hatte, um alle Laſter begehen und ſich doch dabey für einen Tugendhelden halten zu können. Rouſſeau war ein großer, ein berühmter, ein ſingulärer Mann. Seine Eroberung mußte jedes Frauenzimmer in der Welt ſchmeicheln, ſo groß ihr Rang und ihre Tugend ſeyn mochte. Dieſes, verbunden mit jener Weichherzigkeit der Weiber gegen Männer, von denen ſie heftig geliebt werden, die ihnen oft theuer zu ſtehen kommt, mußte die Gräfinn bewegen, ihm gütig zu begegnen. Allein entweder der alte Geck war nicht mehr ſehr gefährlich, oder ihre Grundſätze waren zu feſt: kurz er verſuchte umſonſt alles mögliche, um ſie zu verführen. Sie widerſtand allen ſeinen Be-

mühungen. S. 374 ſagt er: „Ich bezeuge, ich „ſchwöre, daß, wenn ich ſchon, von meinen Sin„nen hingeriſſen, verſchiedentlich verſucht habe, „ſie treulos zu machen; ſo habe ich es doch nie„mals wirklich gewünſcht.“ Wer ſieht aber nicht das Lächerliche hievon ein! Wenn ſie nur einmal ſchwach genug geweſen wäre nachzugeben, ſo hätte die Sache in ſeinem Gemüthe eine ganz andre Wendung genommen. Im 2ten Theile, S. 17, prahlt er auch ſehr mit der Gemüthsruhe, womit er Abſchied von ihr nahm. Wahrlich, dazu gehört wohl eine große Geiſteskraft, endlich einmal ruhig bey einer Frau zu ſeyn, die man ſo oft umſonſt geſucht hat zu verführen! Doch ſeine thörichten Reden über dieſen Punkt bey Seite, ſo erhellt doch daraus, daß Rouſſeau's Thaten und Beyſpiel die Thereſe unmöglich bewegen konnten, ihm treu zu bleiben, da keine einzige wahre Pflicht es von ihr erfoderte.

Warum ich ſo weitläuftig nach der, wiewohl falſchen Vorausſetz.

Alſo hätte ich nun bewieſen, daß wenn ſchon alle Beſchuldigungen, die der raſendſte Enthuſiasmus für Rouſſeau'n und der darunter ſich

maskirende Eigendünkel gegen deſſen Frau nur habe erſinnen können, völlig wahr wären, ſo müßte man alles ihm und ſeinem unmoraliſchen Betragen als der Urquelle zuſchreiben. Dieſes habe ich weitläuftig, und recht con amore gethan, weil ich überzeugt bin, daß wenn man alle böſen Ehen in der Welt durchginge, man finden würde, daß bey neunzehn unter zwanzigen der Grund auf gleiche Weiſe in dem Betragen des Mannes liegt. Freylich handelt die Frau beſſer und edler, die ſich durch des Mannes Fehler und Vergehen nicht verleiten läßt, aus dem Pfade der Vernunft und der Tugend zu wanken. Aber wer kann eine ſolche Vollkommenheit von allen Weſen eines Geſchlechts verlangen, wie wir doch thun? Und doch handeln viele Weiber auf jene edle, die gewöhnlichen Kräfte der Menſchen überſteigende Art.

räſonn. habe, daß die Beſchuld. gegen Rouß. Fr alle wahr wären.

Das iſt ſo wahr, daß wenn man dieſes hier gewählte Beyſpiel recht unparteyiſch betrachtet, ſo ſieht man, daß es gerade zu dieſer letzten Gattung gehört. Rouſſeau's Thereſe muß ein äußer-

Bey allem Anlaß zum Laſt. iſt Rouſſ. Fr. ein gutes W. geweſen.

ordentlich gutartiges Geſchöpf geweſen ſeyn. Alles was Selbſtliebe nur ſtarkes in ſich faſſen kann, vereinigte ſich, um ſie zu bewegen ihre Kinder ins Findelhaus zu ſchicken. Allein ſie weigert ſich deſſen ſo ſtandhaft als möglich. Sie will lieber alles wagen, lieber Gefahr laufen, wenn ihr Buhle ſtirbt oder ſie verläßt, mit unbehülflichen Kindern ſitzen zu bleiben, als die armen Geſchöpfe zu verſtoßen. O große Kraft der Mutterliebe! Erſte, heiligſte Empfindung der Natur! Edle Seele, die du dich ſo gänzlich ihr überließeſt! Wie verehrungswürdig biſt du! Dich zu beſiegen, dazu gehörte die vereinigte Kraft eines gefühlloſen Mannes, und einer eigennützigen Mutter! Auch ihre Zärtlichkeit für ihre Mutter, jene Ehrfurcht, der ſie nicht widerſtehen kann, zeugt ſehr von ihrer Herzensgüte. Ihre Anhänglichkeit und Ergebenheit gegen ihren Mann iſt bis in ſeinen Tod ganz unverändert geblieben, und er ſelbſt giebt ihr davon wiederholte Zeugniſſe in ſeinen Bekenntniſſen. Alles was man von ihrer ſchlechten Aufführung vorbringt, iſt offenbare

Verläumdung; denn Rouſſeau äußert hievon auch nicht das allergeringſte. Das einzige, was noch einigen Schein haben könnte, wäre, daß ſie ihn gegen die übrigen Menſchen aufgehetzt, und ihn bewogen hätte, ſie als ſeine Feinde anzuſehen. Es hat zwar dieſer Thatſatz kein einziges ſo begründetes Zeugniß für ſich, daß man es nicht füglich für eine ohne Grund vorgebrachte Sage halten könnte. Allein geſetzt man wollte auch glauben, einige der dießfalls erzählten Begebenheiten wären wahr, ſo iſt das doch noch lange nicht hinreichend, um die Frau deshalb einer böſen Abſicht zu beſchuldigen. Man weiß ſehr wohl, daß wenn ſich ein Menſch eine Narrheit feſt in den Kopf geſetzt hat, ſo iſt ihm nichts angenehmer, als wenn man mit ihm auf eine ihr gemäße Art redet, und daß er wild wird, wenn man ihr widerſpricht. Der Kranke in der Einbildung ärgert ſich über nichts mehr, als wenn man ſagt, er ſähe wohl aus. Was iſt nun natürlicher, als daß ein gutes, frommes, weichherziges Weib ihrem Manne nach ſeinem Sinne

vorſchwatze, und auf die Art in der beſten Abſicht von der Welt unſchuldiger Weiſe ſeine Narrheit verſtärke? Wer dieß alles recht bedenkt, wer die Bekenntniſſe aufmerkſam lieſt, wird leicht einſehen, daß auch Rouſſeau ein viel beſſeres Weib hatte, als er es verdiente.

Reſultat dieſ. Hauptſtückes. Männer müſſen ihre Gattinnen bl. aus Liebe wählen.

Ich eile zum Reſultate und Schluſſe deſſen, was ich in dieſem Hauptſtücke aus einander geſetzt habe. Liebe des Mannes ſollte die Grundlage der Ehe ſeyn, und dieſe Liebe ſollte die des Weibes erwecken. So und nicht anders ordnete es der große Schöpfer der Natur. Eine Ehe ohne Liebe kann alſo nicht glücklich ſeyn. Ihre Vollkommenheit beſteht darin, wenn nur beide Theile nicht unglücklich werden. Da aber unter uns ſo viele Ehen ohne Liebe geſchloſſen werden, wie wäre es möglich, daß nicht eine ganze Menge derſelben unglücklich ausfallen ſollten? Verbannt erſtlich den Eigennutz aus dieſer Verbindung, ihr Männer, dann wird ſie gewiß bey weitem die mehreſten Menſchen beglücken. Der Mann und die Frau ſind nur alsdann an ihrem rechten

Platze, wenn jener dieſer alles übrige, ſie ihm aber Freude und Vergnügen ſchenkt. Das iſt der Kraft des Mannes, und des damit verbundenen Stolzes würdig. Aber, ihr Männer, dann erniedrigt euch auch nicht ſo ſchändlich, aus eigennützigen Abſichten zu heirathen. Verlangt wenigſtens nicht, daß das Weib alsdann, wenn ſie euch das mehreſte gegeben hat, ſo gegen euch denke und handle, wie eine, die alles von euch empfängt. Sonderbar iſt es, daß der Verfaſſer des Buchs über die Weiber mit keinem Worte des Falles gedenkt, der heutzutage ſo gewöhnlich iſt, wo die Frau dem Manne eben ſo viel, und wohl mehr zubringt, als er ihr. Zufall iſt doch wohl bey ihm dieſe große Lücke nicht. Man ſtreiche alſo aus der Zahl der glücklichen Ehen alle die aus, die wegen intereſſirten Abſichten geſchloſſen werden, und damit dürfte wohl freylich die Hälfte der Ehen in Deutſchland aus dieſer Rubrik wegfallen. Allein durch weſſen Schuld? Lediglich durch der Männer ihre! Warum wählten ſie ſo? Warum ſuchten ſie Glückſeligkeit, wo keine iſt?

Dann aber auch ihr Betragen in der Ehe nicht verändern, u aus zärtl. Liebhab. arte Deſpoten werden.

Wenn aber die Ehe aus Liebe geſchloſſen ward, wenn der Mann als Mann wählte, unabhängig von allen eigennützigen, nicht auf das Glück der Ehe geradezu gehende Abſichten; wenn er wirklich der Schutzherr und Erhalter ſeines Weibes und ſeiner Kinder iſt, ſo muß er deshalb nicht vergeſſen, daß ſeine Frau ein vernünftiges Weſen iſt, das ſich frey mit ihm verbunden hat, das ihm das wichtigſte gab, was ſie hatte; das einzige, was ihr die Natur zum Hingeben ſchenkte, nämlich ſich ſelbſt. Er, als das ſtärkere Weſen, muß auch großmüthig ſeyn, und das ſchwächere mit edler Schonung behandeln. Völlig ſeiner unwürdig wäre es, wenn er ſeine Stärke dazu mißbrauchen wollte, über dieß Weſen zu tyranniſiren. Er ſorge für ſeiner Frauen Zufriedenheit, für ihr Vergnügen, ſo wie für das ſeinige. Wenn alle Männer ſo dächten und handelten, ſo würden freylich deshalb noch nicht alle Ehen glücklich ſeyn, denn es giebt allerdings böſe Weiber, die es von ſelbſt ſind, und immer bey jeder Lage und Behandlung ſeyn würden.

Allein es iſt eine ſehr allgemein verbreitete Eigenſchaft der Weiber, ſich nach ihren Männern zu bilden, und alſo kann man behaupten, bey einem ſolchen Verfahren würden gewiß die meiſten Weiber ſich bemühen, ihren Männern ſo ſehr als möglich nach Gefallen zu leben. Fällt indeß einem Manne das Loos zu, eine wirklich böſe Frau zu bekommen, dann und nicht eher iſt es Zeit, ſeine Kraft und die daher entſpringende Autorität zu gebrauchen, um ſie in den Schranken zu halten. Aber die Billigkeit erfordert auch, daß er ſich hüte, durch ſein eigen Betragen Fehler zu veranlaſſen, und dann noch drüber zu klagen, oder ſie zu ſtrafen, welches bey uns auf ſo mancherley Art geſchieht. Faſt alle Fehler der Weiber ſind Kleinigkeiten, oder laſſen ſich durch Klugheit und Feſtigkeit des Mannes in allen ihren verdrüßlichen Folgen ohne Geräuſch und Gewalt verhüten, außer ein einziger, und das iſt der Mangel an Sittſamkeit, an Zucht, an Keuſchheit. Von einem ſolchen Weibe muß ſich der Rechtſchaffne zu trennen ſuchen, denn mit der kann er nie

glücklich leben; wiewohl wenn uns nicht eigennützige Abſichten blendeten, ſo würden nur wenige ſolche Weiber wählen; und der, den Liebe zum Golde zu einer ſolchen Wahl vermochte, der mag auch geduldig das goldne Geweih tragen, deſſen er eben deshalb ſo würdig iſt. Wenn indeß ein Mann ohne ſein Verſchulden an ein böſes Weib gekommen iſt, dann übe er Feſtigkeit und Entſchloſſenheit aus: nicht aber um ein gutes, ein vom Verlangen ſeine Pflichten zu erfüllen beſeeltes Geſchöpf zu zwingen, allem zu entſagen, ſich gänzlich zu vergeſſen, und blos für ſeine Bequemlichkeit, für ſeine Kaprizen zu leben, er mag es behandeln, wie es ihm beliebt. Nichts iſt niederträchtiger, nichts iſt ſchändlicher, als ein ſolcher Gebrauch der Uebermacht.

Wenn die W. ihre hier auseinander geſetzten Rechte mit Gewalt behaupt. könnt. ſo würden dieſe aufhören Rechte z. ſeyn, und das ganze

Den Weibern hier etwas zu ſagen, halte ich faſt für unnöthig. Sie wiſſen beſſer mit uns umzugehen, und ſich, ſelbſt bey dem wunderlichſten Manne, durchzuhelfen, als ich es lehren könnte. Ich habe ihre Rechte, ihre billigen und vernünftigen Anſprüche vertheidigt. Mir bleibt

nichts übrig als zu wünſchen, daß dieſes bey vie: len Männern fruchte; daß dieſe es einſehn mö: gen, wie Billigkeit und Edelmuth es fordern, daß man die Weiber in dieſen Rechten ungekränkt laſſe; daß man ſie in der Ehe mit Schonung, mit Achtung, mit einer gewiſſen Art von Ehrer: bietung behandle; daß der edeldenkende Mann die Geſetze der Galanterie in allen Verhältniſſen des Lebens als heilige Pflichten betrachte, die er darum nicht verletzen darf, weil ihm die Natur mehr körperliche Stärke ſchenkte. Indeß da: durch, daß ich die Rechte der Weiber aus einan: der ſetzte, konnte ich ihnen die Mittel nicht ge: ben, ſie zu ertrotzen. Hätte ich das aber auch gekonnt, ſo hätte ich es nicht gethan, denn da: durch hätten ſich alle Verhältniſſe geändert. Dann befänden ſich Mann und Weib nicht mehr in der Lage des Stärkern gegen den Schwächern; wo Edelmuth Schonung gebietet. Dann wäre ihre Verbindung ein Kampf zweyer gleich ſtarker Weſen, wobey Muth Widerſtand gebietet, und den Sieger Ehre erwartet.

Verhältniß ſich verändern.

Sanftmuth u. Tug. ſind in allen Verhältniſſen die einzigen Mittel zum höchſten mögl. Grade von Glückſel. für jedes W. in welcher Lage es auch ſeyn möge.

Es iſt ein vortreflicher Schriftſteller deshalb getadelt worden, weil er in einem für das weibliche Geſchlecht geſchriebenen Werke voller ſchöner Ideen, wenn ſie gleich hie und da ſtärker ausgedrückt ſeyn ſollten, als es die Wahrheit erfordert, behauptet hat: der Zuſtand der Weiber ſey nicht der glücklichſte. Ich habe, däucht mir, dargethan, daß er Recht hat. Zwar hat ihnen die Natur Mittel gegeben ſich zu helfen, das iſt wahr, und auch recht gut. Allein es bleiben immer Nothbehelfe, und die Lage an ſich bleibt allezeit nicht die angenehmſte. Indeß hat dieſer Schriftſteller eben ſo ſehr recht, wenn er die Weiber dabey zur Geduld und zum Nachdenken ermahnt. Es iſt dieß das einzige Mittel, ihre Lage, ſie ſey welche ſie wolle, ſo erträglich als möglich zu machen. Fallen ſie einem guten, vernünftigen, biedern und edeln Manne zu Theil, ſo werden ſie, außer bey denen von der Natur angeordneten Leiden, wenig Gelegenheit haben, eigentliche Geduld zu üben; und dann wird Sanftmuth und Nachgiebigkeit nur dazu dienen,

des Mannes Herz ſtärker an ſie zu feſſeln, und ihn zu bewegen, noch mehr Sorgfalt für ihre Glückſeligkeit anzuwenden. Iſt aber ihr Loos an einen eigenwilligen, ungerechten, hartſinnigen Mann zu kommen, ſo iſt auch dieſes das einzige Mittel, ihren Zuſtand ſo erträglich zu machen, als er nur werden kann. Tugendhafte Sanftmuth entwaffnet am Ende faſt immer den männlichen Tyrannen. Allein mit Gewalt können Weiber nichts durchſetzen; auch dann nicht, wenn ſie künſtliche Mittel beſitzen, ihren Widerſtand zu unterſtützen. Denn der Mann iſt allezeit vermögend, ſie höchſt unglücklich zu machen, und das zu erzwingen, was ſie nicht gutwillig thun wollten. Trennung bliebe alsdann das einzige Rettungsmittel, welches aber ſo ſchwer zu erhalten, als traurig iſt, wenn man auch dazu gelangt. Noch ſchlechter würden Weiber ihre Rechnung finden, wenn ſie ſich, um Troſt zu erhalten, in die Arme des Laſters werfen wollten. Achtung der Nebenmenſchen iſt das erſte Bedürfniß des Lebens. Der Mann hat zwey Mittel,

ſich welche zu erwerben: Kopf und Herz. Darum kann er laſterhaft, und nur halb, nur innerlich unglücklich ſeyn. Das Weib hat aber nur ein Mittel, die ihr ſo höchſt nöthige Achtung zu erlangen, nämlich Tugend. Iſt dieſe verloren, ſo iſt für ſie jeder Reiz des Lebens dahin. Das muß und darf das Weib nie vergeſſen, ſonſt taumelt es in einem kurzen Rauſche durch die Zeit der Jugend und Annehmlichkeiten hin, um ein langes, höchſt unglückliches, verlaßnes, verachtetes, verhöhntes Alter unter tauſend Mühſeligkeiten zu verleben. Eine ſolche Frau hat eben das Schickſal, als diejenigen, die um eines Verdruſſes willen ſich berauſchen, und nach und nach in das Laſter des Trunks verfallen.

Letztes Hauptſtück.

Vom Einfluſſe des Zuſtandes der Weiber auf das ganze menſchliche Geſchlecht.

Wenn ich blos beweiſen könnte, daß es billig iſt, die Weiber als freye Weſen zu behandeln, und die Abhängigkeit, worin ſie die Natur verſetzt hat, ſo ſehr zu lindern, als es nur angeht, ſo würde ich vielleicht nicht damit auslangen. Die Bequemlichkeit, menſchliche Weſen ſo unter das Joch zu bringen, daß ſie ganz nach unſerm Willen leben müſſen, wir aber gar nicht nach dem ihrigen zu fragen brauchen, iſt ſo groß, daß man ſich deshalb wenig um Recht und Billigkeit bekümmern würde. Es iſt daher nöthig, daß ich auch zeige, wie es für die ganze menſchliche Geſellſchaft höchſt nützlich iſt, daß man dieſe Billigkeit beobachte. Dieſes muß die Schriftſteller, in deren Hand der Zügel der Denkungs-

Die Billigkeit rechtfertigt nicht allein unſre gegenwärtigen Sitten in Anſeh. des weibl. Geſchlechts, ſond. das thun auch d. groß. Vortheile, die dadurch dem menſchl. Geſchlechte zuwachſen.

art und der Sitten iſt, bewegen, dieſen ſo zu lenken, daß jene Billigkeit allgemein ausgeübt werde.

Es ſoll hier gezeigt werden, warum alle Nationen, welche d. Weiber als freye Weſen behandelt, immer große Vorzüge vor denen gehabt haben, v. welchen ſie als Sklavinnen behand. worden ſind.

Ich habe gezeigt, daß alle Nationen, die das weibliche Geſchlecht im Allgemeinen nach jenen Billigkeitsgeſetzen behandelt haben, in allen löblichen Dingen eine ſichtbare Ueberlegenheit über diejenigen, die ihm nach entgegen geſetzten Grundſätzen begegneten, gehabt haben. Dieſer Erfahrungsſatz giebt ſchon eine höchſt wahrſcheinliche Vermuthung, daß unter dieſen beiden Dingen die genaueſte Verbindung herrſcht. Allein ich will nun die Wahrheit dieſer Vermuthung ſo bündig beweiſen, als eine ſolche Sache nur bewieſen werden kann, und meine Arbeit mit dieſem Schlußſteine des Ganzen vollenden.

Ob die Freyh. der Weib. auf die phyſiſche Bildung des Menſchen einen vortheilhaften Einfl. habe, läßt ſich

Ob der Zuſtand der Weiber einen Einfluß auf die phyſiſche Bildung des Menſchen hat oder nicht, läßt ſich nicht ganz deutlich erkennen. Daß der Europäer durchgängig größer, ſtärker, robuſter oder ſchöner ſeyn ſollte, als die übrigen

Nationen des Erdbodens, iſt nicht erwieſen, und kann nicht erwieſen werden, weder wenn man die Menge großer und ſtarker, noch die, kleiner und ungeſtalteter Menſchen, in dieſem und in den übrigen Welttheilen vergleichen wollte. Europa iſt gewiß nach ſeiner Größe der bevölkertſte Welttheil auf dem ganzen Erdball. Aus dieſer Urſache muß die größte Anzahl ſtarker Menſchen daſelbſt vorhanden ſeyn, und man darf ſich nicht wundern, daß unſre ungeheuern Armeen gar keinen Mangel an ſchönen Rekruten finden, ob wir gleich nur Menſchen über die Mittelgröße dazu nehmen. Anderſeits muß die Vollkommenheit der Arzneykunde, die Sorgfalt für das menſchliſche Leben, die häufigen Erfindungen zur Bequemlichkeit deſſelben, es dahin bringen, daß eine Menge ſchwächlicher Menſchen das Leben behalten, die in andern Gegenden umkommen müßten. Alſo kann die Menge der ſchwächlichen und ungeſtalteten Menſchen in Europa auch nichts dagegen beweiſen, wenn dergleichen ſchon bey andern Nationen viel ſeltner gefunden wer-

mit Gewißheit nicht entſcheiden.

den. Wir wollen daher auch dieſen Satz in ſeiner Ungewißheit laſſen, und das um ſo eher, da die phyſiſchen Kräfte ja nicht die Welt regieren. Wo würde ſonſt der Menſch gegen ſo viele andere Thiere bleiben, die alle größer und ſtärker ſind als er? Der Verſtand, der die Kräfte, die man hat, vereint, und zweckmäßig zu gebrauchen, auch mit künſtlichen zu vermehren lehrt, der iſt es, der dem Menſchen die Gewalt über die Thiere, und nach ſeinen verſchiednen Abſtufungen auch Macht über andre Menſchen giebt.

Auf die Bildung des Verſtandes u. des Charakters hat aber der Zuſtand der Weiber gewiß den größten Einfluß, weil ſie die allgem. Erzieherinnen des ganz. menſchl. Geſchlechts in der erſten Kindh. ſind.

Man hat hier die Wahl. Will man unter dem Worte **Verſtand** den ganzen Inbegriff aller menſchlichen Vorſtellungen faſſen, ſo liegt das, was man Charakter nennet, mit in dem Sinne deſſelben. Denn der menſchliche Wille wird durch Vorſtellungen beſtimmt; und in der Art wie ſich dieſer beſtimmt, liegt das, was wir den moraliſchen Charakter nennen. Will man indeß beides von einander abſondern, wozu man mehr als Einen Grund anführen könnte, ſo bin

ich es auch zufrieden; weil das Hauptreſultat, worauf ich ziele, dabey immer daſſelbe bleibt. In der erſten Kindheit wird die Grundlage zum Verſtande, beſonders aber zum Charakter gelegt, ohne welchen der Verſtand ſelbſt nichts helfen würde. Es ſind aber die Weiber die allgemeinen Erzieherinnen des ganzen menſchlichen Geſchlechts auf dem ganzen Erdboden, während der erſten Kindheit. Aus dieſem einzigen Satze läßt ſich's gedenken, welchen erſtaunlichen Einfluß ihr Zuſtand auf die ganze Menſchheit haben muß. Er iſt in der That unermeßlich. Ich will verſuchen, ihn ein wenig aus einander zu ſetzen. Die Sache, worauf es dabey ankömmt, iſt folgende.

Die ihnen unter uns zugeſtandne Freyheit muß ihr Herz, und die geſtattete Theilnehmung an allem Zuwachs unſrer Einſichten ihren Verſtand ungem. erheben.

Ich habe für Beybehaltung des jetzigen Zuſtandes der Weiber unter uns geſtritten, denn in der Theorie iſt er ganz gut: ich habe nur darüber geeifert, daß in der Praxi ſo ſehr dagegen verſtoßen wird. Vorurtheile ſchränken ihre Wahlfreyheit zu ſehr ein; und viele Männer durch ihr Betragen, durch ihre Urtheile, verlei-

den ihnen das Leben im ehelichen Stande. Darüber habe ich geklagt, und davon habe ich gewünſcht, daß es anders ſeyn möchte. Ich habe gefunden, daß die Galanterie mehr ab- als zunähme, und ich habe ihren Nutzen, ja ihre Nothwendigkeit gezeigt. Wir geſtatten den Weibern Freyheit, Selbſtſtändigkeit, in und bis zu der Wahl des Mannes, dem ſie ſich ergeben wollen, und einen immer verhältnißmäßigen Antheil an allen Erweiterungen und Verbeſſerungen unſrer Einſichten und unſrer Kenntniſſe, ja ſelbſt an den Angelegenheiten unſrer bürgerlichen Geſellſchaft. Sie ſind fähig, allgemeine Achtung zu erwerben, oder ſie zu verlieren, und ſo lange letzteres nicht geſchehen iſt, wollen unſre Sitten, daß ihnen durchgängig mit Achtung begegnet werde. Es muß aber dieß Gefühl von jener Freyheit und Selbſtſtändigkeit, ſo wie die Fähigkeit, Achtung zu erwerben, ihr Herz ungemein erheben; ſo wie die offenen Mittel, an allen Erweiterungen unſrer Einſichten, und die Gelegenheiten, an den Geſchäften des Lebens

Theil zu nehmen, ihren Geiſt ungemein erweitern müſſen. Und da fragt ſich's: was wirken dieſe Dinge durch ſie auf die Bildung der Menſchheit?

Der phyſiſche Einfluß des Zuſtandes der Weiber auf die Seelenkr. der von ihnen gebohrnen Menſch. kann nicht anders als ſehr groß ſeyn.

Sollte auch der Zuſtand der Weiber und ihre Freyheit keine ſo vortheilhafte Wirkung auf die phyſiſche Bildung des Menſchen haben, daß ſie ihn überhaupt merklich größer und ſtärker machte, als bey denen Nationen, die ſie unterjochen; ſo hat er höchſt vermuthlich einen feinern und verdecktern, aber nicht weniger wichtigen Einfluß auf unſre Seelenkräfte. Denn daß das Weib an der phyſiſchen Bildung des Menſchen den allergrößten Antheil hat, iſt eine ganz ausgemachte Sache; und wie ſollte alsdenn ihr Zuſtand nicht zugleich auf dieſe Bildung wirken? Es giebt aber an dem Menſchen eine innre und eine äußre Organiſazion, die beide gar keinen nothwendigen Zuſammenhang unter einander haben. Von dieſer innern Organiſazion hängt der Verſtand und der Charakter ab, und die Vorzüge, die wir darin vor den

andern Nationen haben, kommen alſo höchſt wahrſcheinlich von dem Zuſtande her, worin die Weiber bey uns gehalten werden. Will indeß jemand auch dieſe Vorzüge der erſten Erziehung zuſchreiben, ſo will ich nicht dagegen ſtreiten, denn auch dieſes ſchwächt mein Räſonnement nicht.

Ihm verdanken wir d. weit über das natürl. Verhältniß gehende Bevölkerung von Europa.

Man denke alſo hierüber, wie man wolle, ſo iſt doch eine andre phyſiſche Wirkung dieſes Zuſtandes der Weiber auf die Menſchheit ganz offenbar, und gar nicht zu läugnen; nämlich die, daß mehrere Kinder das männliche Alter erreichen, weswegen Europa, troz der wenigen Vortheile des Clima's, der bevölkertſte Welttheil iſt. Man hat zwar zeither geglaubt, China, das Land, wo das weibliche Geſchlecht faſt am allereingezogenſten gehalten wird, ſey zugleich das bevölkertſte, und dieſe Erſcheinung würde dieſen Satz nicht einmal umſtoßen; (denn welch ein Unterſchied zwiſchen dem chineſiſchen und europäiſchen Clima?) ihn aber doch weniger einleuchtend machen. Allein man weiß anjetzt,

daß die Erzählungen von der chineſiſchen Bevölkerung ſehr übertrieben ſind; daß das Innre dieſes Landes wüſte, und nur die Küſten und die Ufer der Flüſſe mit Menſchen angefüllt ſind, und auch dieſe nicht einmal ſo ſehr, als die gutbevölkerten Gegenden Europens. Und wie weit würde unſer Welttheil nicht noch hierin alle übrigen übertreffen, wenn nicht die Ueberreſte der Barbarey unſrer Vorfahren das Volk ſo ſehr drückten, und auf die Art deſſen Vermehrung ſtark verhinderten? Indeß iſt es offenbar, daß Weiber, die ſich frey bewegen können, mehrere und geſündere Kinder zur Welt bringen müſſen, als eingekerkerte. Die vereinte Liebe eines Vaters und einer einzigen Mutter zieht auch gewiß mehrere Kinder groß, als wenn ſich die Sorgfalt des Vaters unter mehrere Weiber theilt, und durch Eiferſucht und Neid die Liebe der Mütter zu ihren Kindern geſchwächt wird. Ohne die Mütter können ſich auch die Kinder in den erſten Jahren nicht bewegen, denn wo jene eingeſperrt ſind, müſſen es auch dieſe ſeyn; und

das muß einen nachtheiligen Einfluß auf ihr Leben und ihre Geſundheit haben.

Noch mehr hat ſich unſer Geſchlecht in Europa durch den Einfluß, den der Zuſt. der Weib. auf den Verſtand der Kinder haben muß, vervolk.

Dieſe große Bevölkerung hat gewiß einen großen Antheil an der Vervollkommung unſers Geſchlechts in Europa gehabt. Allein ſie kann doch nur wenig gewirkt haben, wenn man dieſe mittelbare Wirkung gegen den Einfluß hält, den die Behandlung der Weiber auf den Verſtand der Kinder haben muß. Wenn die Mütter eingeſperrt werden, wie eingeſchränkt muß nicht der Zirkel der Ideen bey Kindern bleiben, bis zu der Zeit, da die Knaben unter ihren Händen wegkommen; und wie ſehr muß nicht dieſe Einſchränkung auf ihre Erweiterung im ganzen Leben fortwirken! Wenn die Mutter ausgehen kann, ſo kann ſie auch ihre Kinder umher führen. Da bekommen dieſe tauſend Dinge zu ſehen, welche die Empfänglichkeit ihrer Seele für Ideen außerordentlich vermehren.

Durch den freyen Umg. der Mütter

Eine Folge des freyen Umganges der Mütter in unſern Ländern iſt auch dieſe, daß die

Kinder mehrerer Familien zuſammen kommen, allerley Spiele ſpielen, allerley Dinge erwachſener Menſchen nachahmen, und dadurch ihren Verſtand auf ſehr mannichfaltige Art erwecken. Dieſes fällt alles bey der Einkerkerung und Unterjochung des weiblichen Geſchlechts weg; und die Unthätigkeit, die Liebe zur Ruhe muß ja wohl Menſchen natürlich werden, wenn ſie ihre erſten Jahre darin zubringen.

genießen auch die Kinder einen größern Umgang unt. ſich, der ihren Verſtand früh ſchärfen muß.

Wie unbedachtſam handeln doch die, welche den Verſtand der Weiber einſchränken, die ihnen unterſagen wollen, zu leſen und ihren Geiſt auszubilden! Wodurch haben wohl Rouſſeau's Werke über die Erziehung einen ſo großen und nützlichen Einfluß auf das menſchliche Geſchlecht in den erleuchteten Ländern Europa's gehabt, als dadurch, daß ſie die Weiber, und zwar mit Verſtande geleſen haben? Wie ſollen ſie das Wahre und Gute in Erziehungsſachen anerkennen und annehmen, wenn ſie nicht weit mehr als dieſes leſen, wenn ſie ihren Verſtand nicht überhaupt ſchärfen, und den Kreis ihrer Ideen

Wenn die Mütter leſen, denken, ihren Verſt ausbilden, ſo können ſie früh den Verſtand der Kinder bearbeiten, welches dieſen ſehr ſtärken muß.

weit über dieſe Gränze hinaus verbreiten? Iſt die körperliche Bildung wieder in Ehren gekommen, und hat bey den Weibern Furchtſamkeit und Weichlichkeit beſiegt; ſind Aberglaube, kleinliche Religionsgebräuche, Furcht vor Gewittern, vor Hexen und Geſpenſtern aus ſo vielen Häuſern verbannt; werden endlich die Kinder mehr vom Geſinde abgezogen, um mit ihren Aeltern zu leben, als alles dieſes vor vierzig Jahren ſtatt hatte, wie das jeder Beobachter eingeſtehn muß, ſo hat man es lediglich der Beleſenheit unſrer Frauen zu verdanken. Läſen dieſe nicht, ſo hätten alle erweiterte Einſichten unſrer beſten Schriftſteller keinen Eindruck auf ſie gemacht; und dann hätten wir mit allen unſerm ſo gerühmten Verſtande die Erziehung, die in den letzten dreißig Jahren Rieſenſchritte gethan hat, bis ans Ende der Welt nicht um ein Haar verbeſſert. Um ſich davon zu überzeugen, darf man nur den Zuſtand der Menſchheit in den Ländern betrachten, wo die Weiber gar nicht leſen und denken; in Italien, in Spanien, in Portugal,

Man kann noch mehr ſagen; ohne dieſe Ausbildung des weiblichen Geſchlechts würden jene großen Männer, die Quellen des Lichts unter uns, gar nicht entſtanden ſeyn. In jenen benannten Ländern ſind ſie wenigſtens nicht gebildet worden. Denn man bedenke nur, wie viel einſichtsvolle Mütter im Stande ſind, durch ihre Geſpräche den Verſtand der Kinder frühzeitig zu öffnen, ihm eine Richtung zu geben, die von einer unwiſſenden Frau, oder gar von einer orientaliſchen Sklavinn unmöglich zu erwarten ſteht. Man kann alſo ſehr wohl behaupten, daß das ganze Licht der Wiſſenſchaften in dem jetzigen wirklich erleuchteten Theile von Europa, im Grunde ein Werk der Weiber iſt.

Der Einfluß d. Mutter iſt in d. Bildung des Charakt. noch wirkſamer.

Wendet man hernach den Blick auf die Bildung des Herzens, ſo iſt es noch einleuchtender, welchen unauslöſchlichen Eindruck eine ſklaviſch-geſinnte Mutter hierin auf ihre Kinder machen müſſe. Der freye Umgang der Mutter mit dem Vater, der Aeltern mit den Kindern, und der Kinder unter ſich, muß dieſe herzhaft, dreiſt und

zuverläßig machen. Die achtungsvolle Schonung, womit Menſchen vor ihren Augen mit einander umgehen, muß ſie den Werth dieſer Achtung lehren, ſie dagegen reizbar machen, und ihnen Ehrgefühl mit allen deſſen herrlichen Wirkungen gleich in den erſten Jahren einflößen. Denn man bemerke wohl eine Sache. Sklaverey der Weiber läßt ſich ohne Hausſklaverey gar nicht denken. Freyes Geſinde, wie das unſrige, würde ſich nie dazu gebrauchen laſſen, menſchliche Geſchöpfe ſo eingekerkert zu halten. Alſo prägt die Sklaverey der Weiber jungen Gemüthern die niederträchtigen Eindrücke der Knechtſchaft von allen Seiten ein. Davon ſieht man auch die Folgen. Es iſt der Hauptzug des europäiſchen Charakters, alles um der Ehre willen zu thun, Leib und Leben dafür aufzuopfern, und wenn ſchon die Sache an ſich die unbedeutendſte Kleinigkeit iſt. Ein chineſiſcher Mandarin der zweiten Klaſſe läßt ſich von einem der erſten Stockſchläge geben, und dankt noch für die gnädige Strafe. Eine freye Magd in unſern Ländern leidet

leidet keine Schläge von ihrer Herrſchaft. Das iſt gewiß ein weſentlicher Unterſchied, der ohne die Freyheit und die Ausbildung des weiblichen Geſchlechts nicht ſtatt finden würde. Eine Mutter, welcher ſelbſt auf eine gute, edle, herzerhebende Art begegnet werden muß; die von Jugend auf dazu gebildet worden iſt, um einſtens auch im Eheſtande eine ſolche Begegnung zu erfahren, iſt allein fähig, ihren Kindern ein hohes, Ehre über alles liebendes, Herz zu geben, und von Kindheit an einzuflößen. Eine ſchlechte, herabwürdigende Art der Begegnung gegen das weibliche Geſchlecht, ſo wie ſie der Verfaſſer des Buchs über die Weiber anräth, würde ihnen hingegen gewiß die Fähigkeit rauben, edelgeſinnte Kinder zu erziehen, und auf die Art das ganze menſchliche Geſchlecht niederträchtiger machen.

Durch Freyh. werden d. W. allein d. Tug. fähig; und auch allein fähig ſie d. Gemüthern ihrer Kinder einzuflößen.

Die Freyheit des weiblichen Geſchlechts macht es auch allein der Tugend fähig. Nur freye und mit Einſichten begabte Weiber können aus Kenntniß ihrer Pflichten und aus Liebe dazu ſo handeln, wie gute Gattinnen und Mütter

handeln müſſen. Es iſt aber auch eben ſo gewiß, daß nur diejenigen, die Tugend ausüben können, im Stande ſind, ſie jungen Gemüthern einzuflößen. Kinder kommen freylich nicht wie Catone gebildet aus den Händen der Mütter im ſiebenten Jahre. Allein der künftige Cato liegt im Keime des zweyjährigen Kindes, und wenn die Mutter dieſen Keim nicht hineinlegt, oder wenigſtens nicht gepflegt hätte, ſo wäre er ſicher im reifern Alter nicht hervorgeſproſſen.

Mit Einwendungen, die von einzelnen Fällen hergenommen ſind, darf man dieſe Säze nicht beſtreiten.

Ich hoffe, daß man mich mit dem Einwurfe verſchonen wird, der von einzelnen Fällen hergenommen wäre, daß nämlich hie und da eine tugendhafte und kluge Mutter laſterhafte oder dumme Kinder hätte. Durch ſolche Einwendungen würde man, glaube ich, blos zeigen, daß man mich, und in der That die Sache ſelbſt ganz und gar nicht verſteht. Die Verhältniſſe der Menſchen ſind ſo verſchieden — und ſo mannichfaltig ſind auch die auf ihre Ausbildung wirkenden Urſachen — daß ſich nothwendig bey der am gewiſſeſten und am allgemeinſten wirkenden Ei-

genſchaft oder Beſtimmung Ausnahmen finden müſſen. Es darf nur in einem Hauſe böſes Geſinde, das Kind verzärtelnde Großältern, u. d. gl. ſeyn; eine Krankheit, ein andrer Vorfall darf ſich nur eräugnen, ſo iſt das Herz, oder es ſind die Verſtandeskräfte des Kindes verdorben. Wie könnten alſo ſolche Ausnahmen den geringſten Einwurf bilden, da es doch ſicher blos Ausnahmen ſind? Meine Schlußfolge iſt ganz richtig, und ſo bündig als möglich. Daß die Europäer eine entſchiedene Ueberlegenheit an moraliſcher und an Geiſteskraft vor allen andern Menſchenroßen beſitzen, iſt eine ganz entſchiedene Wahrheit, welche der Augenſchein darthut. Von der Staatsverfaſſung kann dieſe Ueberlegenheit nicht herkommen, weil ſie bey ſehr vielen offenbaren ſchlechten Staatsverfaſſungen und Geſetzgebungen ſtatt gefunden hat. Auch anderwärts giebt es den unſrigen ähnliche Staatsverfaſſungen, Freyſtaaten, Wahlreiche, Reiche mit Landſtänden und Parlamentern ꝛc., und doch haben dieſe nirgends Menſchen von unſern Kenntniſſen

und von unſrer Thatkraft hervorgebracht. Religion kann's auch nicht bewirkt haben. Habeſſinien iſt ſchon ſeit langer Zeit im Beſitze der chriſtlichen Religion, ohne daß es ſich deshalb in irgend einem Stücke über die umliegenden Staaten erhoben hätte. Was bleibt übrig, als die Urſache in den Sitten und in dem Hauptpunkte derſelben, dem Zuſtande des weiblichen Geſchlechts, zu ſuchen, zumal da gerade jene augenſcheinliche Ueberlegenheit der Menſchenraßen, durch die geographiſchen Gränzen dieſer Sitte, in der ganzen Folgezeit der uns bekannten Geſchichte eingeſchränkt wird, wie ich ſchon anderswo gezeigt habe. Hier zeige ich nun endlich, auf welche Art dieſer Hauptumſtand im menſchlichen Leben die europäiſche Menſchenraße ſo ſehr über alle andre erhoben hat, und es kann gewiß kein Menſch die unermeßlichen Wirkungen von Urſachen läugnen, die auf das ganze Menſchengeſchlecht von dem Augenblicke der erſten Exiſtenz aller menſchlichen Weſen auf ſie wirken. Kann dieſer Schlußfolge mit Grunde etwas entgegengeſetzt werden?

Außer den Wirkungen des weiblichen Geſchlechts auf die Erziehung aller Menſchen, muß man noch ein paar Umſtände merken, wodurch ſie auf den Zuſtand der Menſchheit unter uns gewiß noch einen ſehr merklichen Einfluß äußern, wenn er ſchon nicht ſo ſtark in die Augen leuchtet.

Der freye Umgang beid. Geſchl. beför- dert auch un- gemein den Umgang der Menſchen überh. unter ſich.

Es hat alſo erſtlich gewiß der freye Umgang beider Geſchlechter den Vortheil, daß er den Umgang der Menſchen unter ſich außerordentlich befördert; denn überall, wo das weibliche Geſchlecht eingeſperrt iſt, herrſcht auch wenig Geſelligkeit. Beſuche ſind da äußerſt ſelten; und in den wenigen, die dann und wann ſtatt finden, giebt es gar keine Mittheilung. Welch großes Mittel zur Erweckung der Ideen aber die freye Mittheilung derſelben abgiebt, iſt eine Sache, die wohl kein kluger Mann läugnen wird, der jemals Mangel einer ihm angemeſſenen Geſelligkeit empfunden hat. Alſo kann man mit Recht auch hierin eine große Quelle der Erweiterung unſrer Einſichten finden. Selbſt die Veränderlichkeit der Sitten und Gebräuche unter uns,

die dieſer Umgang veranlaßt, die vielen Künſteleyen der Moden; die Art des Luxus, der dadurch verurſacht worden iſt; alles dieſes, ſage ich, hat tauſend Erweiterungen der menſchlichen Einſichten hervorgebracht.

Durch die Freyh. der W. und ihren dadurch erweiterten Verſt., ſind wir im Stande geweſen, ihnen eine Menge kleiner Geſchäfte anzuvertrauen, die uns die Anwendung aller unſrer Kräfte auf große Gegenſtände ſehr erleicht. hab.

Noch ein andrer Grund, warum die Menſchheit bey uns ſo hoch geſtiegen iſt, liegt unſtreitig darin, daß die Freyheit der Weiber, und die daher entſpringende Ausbildung ihres Verſtandes und ihres Herzens uns in den Stand geſetzt hat, ihnen eine ſo große Menge der kleinern und läſtigen Geſchäfte des menſchlichen Lebens zu übertragen. Dieß allein iſt ſchon etwas ſehr großes, daß ſie dadurch fähig ſind, die allgemeinen Vorſteherinnen des innern Hausweſens zu ſeyn. Ich wage es zu behaupten, daß dieſer Umſtand eine große Urſache der Ausbildung des Geiſtes bey den Europäern iſt. Dadurch ſind die Männer im Stande, ſich ohne alle Bekümmerniß allein auf ihr Hauptgeſchäft zu legen, und dieſes auf die möglichſte Art zu vervollkommen. Der Einfluß dieſes Umſtandes er-

ſtreckt ſich von dem geringſten Handwerksmann bis auf den größten Gelehrten. Wie ſehr würde der Geiſt aller arbeitenden Männer beſchränkt werden, wie viel Zeit würde es ihnen rauben, wenn ſie ſich um Haushaltungs-Angelegenheiten bekümmern müßten? Und dazu wären ſie doch gezwungen, wenn ſie ſklaviſche Weiber hätten, die in einer ewigen Unwiſſenheit aller Dinge der Welt erzogen und gebildet wären.

Hieraus erhellt nun, wie kurzſichtig die ſind, die den Wirkungskr. des weiblichen Geſchl. noch mehr vereinigen wollen.

So kurzſichtig ſind alſo diejenigen, die euch, nützliche, liebenswürdige, treue Gefährtinnen unſers Lebens, einſchränken und unterjochen wollen; daß ſie nicht einſehen, wie, wenn ihre Vorſchläge angenommen und befolgt würden, wir alle unſre Vorzüge vor den übrigen Völkern des Erdbodens verlieren, und in Unkraft des Verſtandes und des Geiſtes ſinken würden. Hieß ihnen ihr Herz jene Gedanken äußern? o wie mitleidswürdig ſind ſie, daß ſie die Pflichten der Dankbarkeit, das Gefühl deſſen, was wir euch, edle Gehülfinnen aller unſrer Unternehmungen, zu verdanken haben, ſo ſehr vergeſſen

konnten! Welche gerechtere, aber ärgere Strafe könnte man ihnen wohl wünſchen, als daß ſie ihr Leben, nicht mit einer ſelbſt gewählten, durch Freyheit an Geiſt und Herz ausgebildeten Freundinn, ſondern entweder einſam, oder mit einem durch Knechtſchaft herabgewürdigten weiblichen Geſchöpfe, zubringen müßten. War es bloßer Muthwille, Luſt, durch Paradoxen zu glänzen, die ſie bewogen, ſolche vernunftwidrige Sätze zu äuſſern, ſo mögen eine reifere Vernunft, eine größere Aufmerkſamkeit, eine längere Erfahrung ihnen ihren Irrthum zeigen, und Anlaß geben, ihn zu beſſern und wieder gut zu machen.

Möchte ich doch ihren ſeltſamen Grillen auf eine glückliche Art entgegen gearbeitet haben! Möchte ich im Stande geweſen ſeyn, viele Männer zu überführen, wie viel wir euch zu verdanken haben, und wie ſehr wir dieſer Dankbarkeit wegen verpflichtet ſind, euch mit Achtung, mit Schonung, mit Billigkeit zu behandeln. Men-

ſchen! Denkt an eure Mütter; denkt, was die für euch litten und für euch thaten; und dann wagt es, wenn ihr könnt, euren Weibern nicht mit Liebe, mit der ſorgfältigſten Achtung zu begegnen! Je mehr ihr aber dieſes thut, je mehr werdet ihr eure und des ganzen menſchlichen Geſchlechts Glückſeligkeit befördern.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

XX I. 84
XI. 84
IV. 85
VI. 85
XI. 86
XXX 5. 87
VI. 87
X. 89
XI. 89

H

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mauvillon, Jakob, / Mehring, Ernst Theodor. / Brandes, Georg Friedrich,

Mann und Weib nach ihren gegenseitigen Verhältnissen geschildert Ein Gegenstück zu der Schrift: Ueber die Weiber

Leipzig 1791

Anthr. 94 ln
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255335-6
VD18 11553456